

Licht und Schatten

Herstellungsplanung

Redaktion: Florian Bellin und Karl Heinrich Hülbusch



Zwei Steaks – unsichtbar. Karl-Heinrich Hülbusch 1993
Mehl auf Holzbrett (Foto: Katharina Hülbusch, 1993)

Notizbuch 58 der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2004

Licht und Schatten

Herstellungsplanung

Mit Beiträgen von:

F. v. Behren, F. Bellin, H. Böse-Vetter, B. Gehlken,
K.H. Hülbusch, D. Kuhle, M. Kurowski, H. Lührs,
G. Moes, S. Novak, R. Plath,
L. Scharla, H.-J. Stolzenburg,
C. Theiling, A. Tepe, H. Troll, N. Witzel

und von AutorInnenkollektiven der PlanerInnenseminare
Weimar 1993 und Wollingst 2001

„Weniger aus Verschwendungssucht, will mir scheinen, als aus einer besonderen Art von Sparsamkeit: ich geize mit jener Freiheit, die verloren geht, sobald der Überfluß an Gütern beginnt. Der größte Luxus hat in meinen Augen nie aufgehört, eins zu sein mit einer gewissen Blöße“. (Albert Camus 1958/1995: Licht und Schatten. S. 14. Reinbek)

„Jedoch, das Werk war vollbracht, die Geldmittel waren verbraten, beträchtliche Summen sogar, etwas zu ändern war bereits unmöglich.“ (Valentin Rasputin 1976: Abschied von Matjora. S. 109. Berlin)

Redaktion: Florian Bellin und Karl Heinrich Hülbusch

Notizbuch **58** der Kasseler Schule

1. Auflage : 1 – 350, Februar 2004

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Gemeinnütziger Verein). **Vereins- und Bestelladressen:** c/o BSL – Christine Anna Vetter, Elf buchenstraße 16, 34119 Kassel, Tel: 0561-775309, Fax: 0561-12269, e-mail: bsl@netcomcity.de und c/o Karl Heinrich Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 28205 Bremen

Titel/Umschlag: Helmut Böse-Vetter, Florian Bellin, Karl Heinrich Hülbusch
Druck/Herstellung: DS-Druck GmbH, Schwanallee 27-31, 35037 Marburg
Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ: 520.503.53) Konto-Nr. 059475.

© Alle Rechte bei den Autoren

Licht und Schatten Herstellungsplanung

Inhalt

Zur Planung

F. Bellin & K.H. Hülbusch:	Licht und Schatten	4
Friederike von Behren	Zwischenzeitlich(t) zwischen Wald und Wiese	15
Florian Bellin	Erfahrung und Austreibung	19
H.-J. Stolzenburg	There ist no business like showbusiness	28
Hartmut Troll	Die Erträge des Herrn K.	37
Florian Bellin	Nachlese Austreibung	39

Herstellung am Bau

Ulrike Braun et al.	Ton, Steine, Erden PlanerInnenseminar Weimar 1994	50
Lutz Scharla	Das Bremer Reihnhaus: in Holz - Überlegungen zur Hauskunde -	76
Robert Plath	'Wohndichte zwei Komma Null' - Brauchbarkeit Null Komma Nix -	121
M. Kurowski & A. Tepe	Neuer Friedhof Arolsen - Freiraumplanerisches Gutachten ...	130

Wollingst Nachlese – Vorträge und Debatten

H. Beekmann et al.	Planen trotz unmöglicher Vorgaben. PlanerInnenseminar Wollingst 2001	149
--------------------	---	-----

Herstellung von Bäumen

K.H. Hülbusch	Das 'Wolbecker System' oder Von der Unverfahrenheit des Diebstahls	223
H. Schwarze	Hallo Ihr Lieben! (Leserbrief)	225
K.H. Hülbusch & G. Moes	Zwei Lindenbäume	225
B. Gehlken & K.H. Hülbusch	Nachtragende Herstellungspflege	228

ZUR PLANUNG

Florian Bellin und Karl Heinrich Hülbusch

Licht und Schatten

Ein Notizbuch mit Texten zur ‚Objektplanung‘, die lange überlegt und angekündigt sind, war trotz vieler Manuskripte nicht zusammenzufügen und wurde von gerade fertiggestellten Arbeiten, die einer Frage und einem Gegenstand vom ersten bis zum letzten Satz folgen, regelmäßig verdrängt und die Textvorräte geplündert. Das ist für die Redaktion auch eine gemütlichere Arbeit, die leicht von der Hand geht, wenig Zeit erfordert und in kurzer Frist ein neues Notizbuch auf den Tisch legt, was AutorInnen und Redaktion erfreut. Das ideale Beispiel für ein solches Werk ist der ‚Gartenbau in vier Abteilungen‘ (Notizbuch 57), das vom ersten Tag der Forschung bis zum gedruckten Notizbuch bei 30 SchreiberInnen nur ganze 10 Monate erforderte. Dagegen sind die Notizbücher 38 – Die Stadtbaumschule – und 35 – SchauDerGärten – in 10 bis 15 Jahren vorbereitet, gesammelt und überlegt worden, so dass nur in einem Kraftakt der Redaktion die Druckvorlage fertiggestellt werden konnte. Der ‚rote Faden‘, also der Kettfaden von Notizbuch 57 war relativ leicht über den Gegenstand herzustellen. Dagegen erfordern Notizbücher, die aus einer Sammlung praktisch zufälliger Arbeiten zusammengestellt werden, einen Gedanken, der die Analogien erläutert und den ‚roten Faden‘ konzipiert. Ein Beispiel dafür ist die Einführung zum Notizbuch 10 – Nachlese Freiraumplanung: Alte Hüte rosten nicht (H. Böse-Vetter u. K.H. Hülbusch 1989: IV-IX).

Die Sammlung verschiedener Beiträge, die im Maßstab der Betrachtung weit auseinander liegen und trotzdem von der Einsicht, der Reflexion, der Frage und dem Gegenstand nahe sind, setzt eine Klärung voraus. Einmal muss die Orthodoxie eingespielter Zuordnungen durchbrochen und der ressortierte Reduktionismus isolierter Arbeitsschritte nach den Vorgaben der HOAI aufgehoben werden. Damit wird die Fiktion der Fließbandarbeit obsolet. Und der Chefallüre des ‚Entwurfs‘ ist zu widersprechen, mit der Delegation der ‚niederen Arbeiten‘ der ‚Ausführungsplanung‘, den technischen Details, Ausschreibung, Bauleitung, Abrechnung, Gewährleistung etc., die in den Status der Handlangerei versetzt werden. Sie entwertet die Arbeit per Software – Bausteinen und degradiert zu einer inkompetenten Anlerntätigkeit; eine stereotype Verdummung, von der behauptet wird, dass die permanente Zurichtung lebenslanges Lernen bedeute. Wie wenn vor der Zeit dieser dusseligen Propagandaformel das lebenslange Lernen nicht bestanden habe und nicht in der Einsicht aus der Lebens- und Lerngeschichte bestünde. Diese Zurichtung mit nicht gestellten Fragen finde ich z. B. im ‚kommentierten‘ Lehrveranstaltungsverzeichnis des FB 13 der GhK (Stadtplanung / Landschaftsplanung) für das Sommersemester 2001 unter Univ. Prof. Christel Drey auf S. 88 und wiederholt (ohne Verweis) auf S. 105 unter Univ. Prof. Dr. Ing. Dietrich Bruns. Das Angebot wird mit der Floskel ‚Einübung‘ offeriert. Damit ist die Zurichtung klargestellt gegenüber dem Lehren und Lernen. Es geht stur und borniert weiter:

„Die Beispiele bieten unterschiedliche Aufgaben und Maßstäbe: Konzeption einer kleinen Nachbarschaft; M= 1:100. Rahmenplan für einen Stadtteil / Dorf, M= 1:5000.“

Mal davon abgesehen, dass Seminare in Form von Entwurfsmätzchen eine Beschäftigungstherapie zur akademischen Distanzierung darstellen, aus Seminaren also

‚Projekte‘ oder ‚Studienarbeiten‘ machen, statt dem Verstehen zu dienen, ist auch die Botschaft der ‚Maßstäbe‘ völlig missraten, weil der Maßstab immer und unmissverständlich nur 1:1, also an der Lebenswirklichkeit geprüft werden kann. In jedem dieser Übungsaufträge‘ wird ganz billig auf die Distanz zwischen ‚Tatort und Leidensort‘ (O. ULLRICH 1978), zwischen billiger Verkaufsrhetorik der Entwurfsästhetik und graphischer ‚Originalität‘ wie geschmäckerlicher Weltweisheit; eben ‚Einübung‘ rekurriert.

Wie kommt die Grünplanung in die Freiraumplanung?

H. Böse-Vetter hat dazu mal einen Vortrag zu einem streitbaren AG – Stammtisch gegeben. Umstritten, weil die MacherInnen die Reminiscenz, die Kritik am objektplanerischen Bleistift als Bedrohung der eigenen Machermentalität empfanden und die Reflexion der verführerischen Macht abzuwehren suchten. Überlegt heißt dies, auf die Willkür der Herstellung unter dem Siegel der besonderen ‚künstlerischen Handschrift‘ zu pochen und das Produkt nicht erklären, geschweige denn in bezug auf die handwerklichen Regeln zu erklären. Die Grünraumgestaltung hantiert mit der Unterscheidung von Entwurf, Objektplanung und Ausschreibung demagogisch. Der Entwerfer verfügt in jeder Phase über die Macht zufälliger Interventionen, denen nach Ausschreibung und Baubetrieb ebenso großspurig mit Sachzwängen widersprochen wird. Überzeugt stehen die Vertreter gegenüber und kämpfen angestrengt über das letzte Wort, nicht über das vernünftige Wort.

„Geschlagener Quark wird breit nicht stark.“ J.W. Goethe – Ost-Westlicher Diwan
„Sobald man sich mit Leuten, die nichts zu verkaufen und keinen Grund haben zu lügen, über die Schönen der Künste unterhält, findet man eine bedeutende Wahrheit wieder, dass nämlich die Kunstwerke Kinder der Tradition sind.“

(ALAIN 1912/1997: 47)

In der Erinnerung an Objekt- und Ausführungsplanung fallen uns die pomadigen und fotoreichen, mit unlesbaren Graphiken garnierten Foliobände von und über Gartenkünstler ein, garniert mit popanzigen Sprüchen aus dem Repertoire der Selbstdarstellung oder des Interviews: Werbefloskeln, von denen auch Migge, Enke, Maasz u.a., die ja auch kluge Arbeiten überlassen haben, Gebrauch machten. Der Architekt ist nicht weit vom Werbemanager entfernt. Neben den Militärs sind die Entwerfer, also die Architekten, – frei nach Gionos Essay über das Phantom der Helena formuliert – zuständig für die Verheißung des zukünftigen Glücks (vgl. GIONO, J. 1989: 59ff). Und darin haben sie im Verbund mit den Politikratern, die ihre Auftraggeber sind, die Kirche abgelöst. Dieses Glück hienieden, garniert mit endlosen Versprechungen, ist schlimmer noch als das Glück nach dem Tode, weil hier und jetzt die Vergnüglichkeit aufgehoben wird.

Objektplanung.

Das billige Verfahren teurer Herstellung wird, nachdem die Damen und Herren aus den Endsechzigern die voreilige Kritik wieder in geschmäckerliche Pusselei dem Markt und der Reputation - dem Namen nach - umgewidmet haben, erneut als ‚Landschaftsarchitektur‘ aufgetischt, die der Architektur opportunistisch akkompagniert ist. In Stellenausschreibungen wird wieder Stuss propagiert:

„Die Vertretung einer erkennbaren künstlerischen Position wird vorausgesetzt.“

(Beschlussvorlage zu TOP 4.5 207. FBR-Sitzung am 17.5.2000; 0,5 BAT IIa-Stelle
'Landschaftsarchitektur' bei G. Lange)

Nehmen sie Haltung an. Hier wird im doppelten Sinne ein Vertreter gesucht, mit 'künstlerischer Position' – was das wohl sein mag? Wenn ich den zuständigen Professor, seit 1972 bekannt, nehme, kann ich konstatieren, dass dessen Position in Schwadroniersucht nach dem jeweiligen Wind oder Zeitgeist besteht. Nicht Handwerk, Kenntnis, Fertigkeit – nein, 'künstlerische Positionen', und alle erstarren in Ehrfurcht vor sich selbst, weil sie ja die Reputation zur Bestimmung darüber parat haben. Quatschköpfe und Schaumschläger, denen die Oeuvres schneller verloren gehen als sie Geschäfte machen und die durch die Stilgeschichte mit der Feinfühligkeit von Raubrittern vagabundieren. Gegen diese Dummheiten kann immer noch eine Anleihe bei Adorno (1967) aufklärerisch bestärkend sein. Adorno nennt es 'das zentrale Kriterium großer Architektur'. Das geht auch weniger großartig, wenn wir mal berücksichtigen, dass gutes Handwerk den niederen Gebräuchen zu dienen hat, und nichts besonderes ist:

„Diese fragt: wie kann ein bestimmter Zweck Raum werden, in welchen Formen und in welchem Material; alle Momente sind reziprok aufeinander bezogen. Architektonische Phantasie wäre demnach das Vermögen (Hervorh. v. Verf.), durch die Zwecke den Raum zu artikulieren. Umgekehrt kann der Raum und das Gefühl von ihm nur dann mehr sein als das arm Zweckmäßige, wo Phantasie in die Zweckmäßigkeit sich versenkt. Sie sprengt den immanenten Zweckzusammenhang, dem sie sich verdankt.“ (: 119)

Klug formuliert wäre jemand zu suchen, der den Zweck versteht und noch ein Stück darüber hinaus denkt. 'Objektplanung' ist eine billige Legitimation der Unfähigkeit für den Zweck, der der 'künstlerischen Position' immer im Weg steht, weil diese praktisch unverbindlich bleibt zur Sicherung des gestaltenden Winks. Objektplanung ist deshalb auf die Intarsien der Dekoration aus, auf das Eröffnungsgrün der Verheißungen.

Photos und ,Objekte'.

Schwarz und weiß im Photo bilden Morphologie ab, die durch Licht und Schatten sichtbar wird. Ohne Morphologie gibt es keinen Schatten, nur gleichtonige oder zunehmende und abnehmende sonst unterschiedslose Helligkeit oder Dunkelheit. In dieser Form der Abbildung der Morphologie ist das Photo der Zeichnung ähnlich, ermöglicht einen der Zeichnung und den graphischen Techniken verwandten Ausdruck. Die zweidimensional abgebildete Morphologie kann von der BetrachterIn dreidimensional gelesen werden, weil Wirklichkeit erinnert wird, die jener Wirklichkeit gleicht, der das Photo abbildend entlehnt ist. Die Assoziation der BetrachterIn zum Abbild ist nach Kenntnis, Wissen, Erfahrung und Interesse verschieden und widerspricht i.d.R. der Vorstellung der AutorInnen. Deshalb kann diese ihre Anschauung nur mittelbar zum Ausdruck bringen und die Abbildung eher und sicherer über das Verfahren der Herstellung und die Techniken Auskunft geben. Das Photo ist eine Abbildung und ein Objekt, aber auf keinen Fall umstandslos zu interpretieren, weil die Erinnerung nur dazu beiträgt, das Abgebildete nachzuvollziehen, nicht Inhalt oder Auswahl des Motivs und die Assoziation oder Vorstellung des Photographen zu verstehen. Deshalb verbleiben der Einführungsrede zu einer Photo- u.a. Kunstaustellung mit kluger Vorsicht neben den Hinweisen aufs Verfahren und die Technik vor allem die Analogie und der Vergleich der Ikonographie mit vorhergehenden Werken

und von da ein Blick auf das Motiv der Abbildung und die Photographin (vgl. SONN-TAG, S. 1980).

„Objekte“ sind im praktischen Sinne zwecklos. Photos sind Papierstücke, von denen lediglich die Rückseiten noch zu anderem weiterem praktischen Gebrauch taugen und die man zur Erinnerung und Assoziation 'schwarz auf weiß' nach Hause tragen kann. Objekte bringen vielleicht die Gedanken, Widersprüche, das Sentiment, den gesellschaftlichen Konflikt und Streit zum Ausdruck, beeinflussen die Wahrnehmung, Reflexion der Gedanken über Recht und Unrecht, Sympathie und Antipathie, politische Stellungen, Wahrheit und Betrug, Krieg und Frieden, Ausbeutung und Zerstörung, ohne auch nur entfernt abschätzen zu können mit welcher Wirkung.

"Die ausgefallenste Idee, die im Kopfe eines Politikers entstehen kann, ist die Vorstellung, es würde für ein Volk genügen, mit Waffengewalt bei einem anderen einzudringen, um es zur Annahme seiner Gesetze und seiner Verfassung zu bewegen. Niemand liebt Missionare in Waffen, ... Beginnt damit, Eure Blicke auf die innere Lage zu werfen! Schafft bei Euch selber Ordnung, bevor Ihr daran geht, die Freiheit anderswo hinzutragen." (SCHNEIDER, M. 2002: 330)

„Objekte“ sind immer nur Abbildungen zeitgenössischer Chronisten, deren Metier weder die Handlung noch die Herstellung von Gebrauchsgegenständen ist. Ob die Chronisten die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erreichen und zum Nachdenken anregen, ist immer unsicher. Was sicher beurteilt werden kann, ist der merkantile Erfolg eines Photos auf dem Markt der Bildberichterstattung mit Schnappschüssen, bei denen die Einmaligkeit der Szene den Markt macht und nicht das Bild, die Photographie als Objekt, sondern das abgebildete „Objekt“, der Gegenstand der Abbildung. Solange die Photographie als Objekt dominiert, ist auch der merkantile Erfolg unsicher, dessen Ursachen heute eher von der Marktmäßigkeit der Propaganda und der Spekulation des Kunstmarktes beeinflusst wird. Objekte werden mit der Zeit anders wahrgenommen und gelesen, was sie ‚nachhaltig‘ dem Wechsel der Moden und Wertgebungen und damit der Spekulation zugänglich macht.

Der BetrachterIn bleibt das abgebildete Objekt in jedem Fall unerreichbar, außer in der Erinnerung oder Assoziation. Deshalb gilt auch der Wandel von Wahrnehmung und Wertgebung anders gegenüber greifbaren Gegenständen, wie Handwerkszeugen und Gebrauchsmitteln. Dort kommt der Wandel eher in einer Verfeinerung oder größeren Spezialisierung mit entsprechender Gebrauchseinschränkung zum Ausdruck. Gegenüber dem physischen und psychischen Wohlbefinden, mit dem Photos als Objekte gegebenenfalls spielen, reagieren wir auf die materielle Außenwelt ausgenommen altertümlich (vgl. BERGER & LUCKMANN 1969: 62ff). In einem Loblied auf den Sattler Veilich konstatierte A. Loos, dass es keine Tische, Sitzmöbel, Messer, Löffel, Reitsättel u.v.a. mehr zu erfinden gäbe. Dem kann ohne jeden Vorbehalt hinzugefügt werden, dass es auch keine Häuser, Straßen, Siedlungen, Friedhöfe, Treppen, Gärten zu erfinden gibt und jeder, der damit aufwartet, der Scharlatanerie zu zeihen ist (LOOS, A. 1903/1982: 24f). Der literarische Hokusfokus, mit dem die Neuheiten aufgemotzt werden, schwärmt in Licht und Farben, Gerüchen, Befindlichkeiten, Erlebnissen und der Heilung frei erfundener Unordentlichkeiten (sogenannten Funktionsmängeln). Dafür ist es hilfreich, wenn das Vorhaben nicht als ‚Mittel‘ gewertet, sondern zum Objekt erhoben wird. Denn bei einem Objekt kann man sich in Vermutungen über die sentimentale Wirkung ergehen. Jedenfalls muss ein Objekt hinsichtlich der konkreten Folgen im Alltag, als Mittel für praktische Zwecke keiner

Prüfung unterzogen werden. Es geht vielmehr darum, nach Möglichkeit Gegenstände aus dem Erfahrungszusammenhang des Gebrauchs herauszulösen, als seien sie Objekte, wie Photos, von denen gar nicht erwartet wird, dass sie zu gebrauchen sind. Die Versetzung des gesamten Berufsstandes in den Status von so etwas wie Künstlern, die Objekte herstellen, ist mit der Hoffnung verbunden, unter allgemeiner Anerkennung die Verantwortung für die Gebrauchbarkeit abgeben zu können. Das Objekt gibt die je einmalige Auswahl von Licht und Helligkeit wieder. Die blumigen Weisungen für Objekte, die gar keine sind, weil sie dem Gebrauch zu dienen hätten, dichten Kasernen, Aufmarschplätzen und den Grünflächen mit aufgekupferter Landschaft ein besonderes Flair an, mit ewig milden Sommern und mond hellen Nächten, endlosen Festivitäten und Erlebnissen, Schmuck und Blütenpracht aus allen orientalischen Märchen, ein Schlaraffenland endlosen und grenzenlosen Befriedigungszwangs und bewundernder Aufmerksamkeit für die Illuminationen (s. STERNBERGER, D. 1938/1974). Nun, im praktischen Alltag wechseln Licht und Helligkeit, Hell und Dunkel periodisch im Jahresverlauf und Tagesverlauf, unperiodisch nach dem Witterungsverlauf, der ganz praktisch genommen werden muss. Ein Schirm, Dach schützt vor Regen. Ein nebliger Spätherbstmorgen mit einer Andeutung durchscheinender Sonne ist ein temporäres Phänomen, mehr nicht. Solche temporären Phänomene ergeben mit viel Wind und Bedeutung garniert dann auch nichts mehr als ephemeren Kitsch. Abbild und Darstellung sind bewusst, überlegt ausgewählte Momente. Praktische Zwecke setzen Zeugen voraus, die zuerst dem Zweck zu dienen haben und deshalb nützlich schön sind (VEBLEN, T. 1899/1989). Anders ist es mit Umriss und Schatten, die egal wie das Licht fällt, der Morphologie des konkret Gegenständlichen folgen, Wiedererkennen und Erinnern jenseits der Stimmung und illusionierender Illumination erlauben. Die gegebenenfalls aufkeimende Erinnerung an den praktischen Zweck des Abgebildeten bleibt am Wiedererkennbaren vom Licht Unverrückbaren, nicht am Einmaligen, hängen und möglich. Deshalb bleibt bei Photos anders als bei stärker formbarer Materie bzw. Technik ein Rest des Eindrucks der Wiedergabe von Wirklichkeit und behält das Photo die Illusion des Dokuments, dessen Abstraktion die Suche nach dem Abbild, dem Dargestellten nur fördert.

"Das Bild mag verzerren; immer aber besteht Grund zu der Annahme, dass etwas existiert – oder existiert hat -, das dem gleicht, was auf dem Bild zu sehen ist. Wie immer die Grenzen (aufgrund seines Amateurstatus) oder Ansprüche (aufgrund seiner künstlerischen Fähigkeiten) des einzelnen Fotografen abgesteckt sein mögen: Die Fotografie – jede Fotografie – scheint eine unschuldigere und deshalb genauere Beziehung zur sichtbaren Realität zu haben als andere mimetische Objekte." (SONNTAG, S. 1980: 12)

Wider die Objektplanung im ‚Grünen‘.

"Wintergemüse reich an Vitaminen

Berlin/Bonn (ap). Vor allem im Winter ist vitaminreiche Ernährung wichtig. Neben importiertem Obst wie Organen und Kiwis, enthält auch frisches Gemüse aus heimischem Freilandanbau wertvolle Inhaltstoffe, wie die Verbraucher Initiative berichtet. Einige Rübenarten wie Rote Bete, Teltower Rübchen, Steckrüben und Pastinaken werden bis Ende November frisch geerntet. Diese teilweise kaum noch bekannten Sorten haben es in sich. So sei Rote Bete reich an Eisen und Steckrüben enthielten pro 100 Gramm gut ein Drittel des Tagesbedarfs an Vitamin C. Die Wintergemüse, die im Dezember, Januar und Februar frisch geerntet werden, enthalten ebenfalls große Mengen an gesunden Stoffen. So ist den Angaben zufolge der Eisengehalt

von Grünkohl oder Feldsalat höher als der von Schweinefleisch und 100 Gramm Rosenkohl enthalten sogar genug Vitamin C für zwei Tage."

WK 15.11.01: Diese Meldung steht für die äußerste Sorgfalt der Zeitungsberichterstattung

Objekte sind nur in Ausnahmefällen nicht der immateriellen, kontemplativen Annäherung an die Einmaligkeit gewidmet und diese wird natürlich auch anders als durch Licht / Illumination, Komposition', ‚Arrangement‘ oder ‚Aktion‘ hergestellt. Die Grün-gestalter haben mit der Parole ‚Bürger schützt Eure Anlagen‘ oder ‚Rasen betreten verboten‘ oder ‚Sukzessionsfläche – nicht betreten‘ ohne weiteren Hintergedanken tatsächlich Objekte ausgerufen. Deren Wahrung vor dem Gebrauch wird entweder mit materiellen parapolizeilichen Stellvertretern hergestellt (Pflanzungen liebend gerne mit Stacheln und Dornen – lebender Natodraht) oder mit der expliziten Aufforderung zum Gebrauch – ‚Bürger nutzt Eure Grünanlagen‘ (Grzimek, G. 1968; mündl.), mit der billigen Kopie improvisierter Materialverwendung (s. Le Roy, L.G.; Latz, P.; dazu SCHÜRMEYER, B. u. VETTER, C. A. 1982/1993) und, in höchster Vollendung, mit der akribisch ziselierten Aufrechterhaltung des Eröffnungsgrüns – also der Erstveröffentlichung des Objektes – durch eine permanente Verjüngungskur (s. NEU-MANN, K. 1987; s. dazu P. KIRSCH 1995; nicht zu vergessen: OHFF, H. 1991 – Der grüne Fürst). Dieser ganze eklektizistische Mummenschanz gestelzter Bedeutung wird mit dem Präfix ‚Garten‘ garniert. Ein bisschen überheblich könnte der ‚Gartenarchitektur‘ konzediert werden, dass dies die erste und früheste Erfindung der Postmoderne ist, die den Gebrauch durch die Illusion des Gebrauchs ersetzt. Als sei allgemein zu akzeptieren, dass fortan Objekte die Gegenstände ersetzen, die sie abbilden. Und zur Aufrechterhaltung dieses Betrugs ist ein unglaublicher Wind fürs Abstauben vonnöten. Selbst die Kontemplation, die sentimentale Betrachtung des Arrangements muss pädagogisierend theatralisch eingebimst und das Sehen und Erinnern der Bezüge und Herkünfte des Abgebildeten verlernt werden. Mit der ganzjährigen Farbenpracht braucht man weder BauherrInnen noch ErstsemesterstudentInnen zu kommen; alle haben's schon abstrus verinnerlicht.

Herstellungsplanung ist gegenüber dem erfinderischen oder technokratischen 'nach dem Stand der Norm–Technik–Gestus' der Objektplanung im nützlichen Gegenstand geprüft. Wenn das ‚Produkt‘, nicht das ‚Objekt‘, hergestellt ist, kann ohne weiteren Umstand der praktische Sinn geprüft werden. In diesem praktischen Sinn sind selbstverständlich die den Gebrauch erhaltenden Arbeiten und Mittel eingerechnet; und zwar so sparsam wie möglich ohne ärmlich oder vergeuderisch – beides dem praktischen Sinn widersprechend – zu sein. Ein gutes Stück Gebrauchsgegenstand erfordert auf Dauer Gebrauchbarkeitspflege, die ärgerlich wird, wenn das ‚Objekt‘ zusätzlichen und unangebrachten Aufwand abverlangt. Wenn ‚ich‘ über das notwendige hinaus Aufwand treiben will, dann will ‚ich‘ über diese ‚Verschwendung‘ (BERG-FLETH, G. 1985) selber entscheiden. Denn Sparsamkeit und Verschwendung sind nur Ausdruck der Handhabung bei gleicher Verfügung über die Lebensmittel. Ärmlichkeit und Vergeudung sind antagonistische Phänomene mit der Voraussetzung unbrauchbarer Lebensmittel.

Die besondere Scharlatanerie der Gartenkunst.

Zuerst sei festgestellt und damit Hirschfeld (1779) zugestimmt, dass der Garten uns der Nützlichkeit dient, bis er durch die Gartenkunst von den erfreulichen Zwecken befreit wurde. Angestrengte Mühsal der Restauration landschaftlicher Landschaftspärke auf ein unbekanntes Original hin, romantisierende Neuerfindung einer literarischen Projektion im Gewande eines Bühnenbildes (s. GOETHE, J.W. v.[1988]), das dem Publikum zum Genus offeriert wird. Die dazu erforderliche Gefügigkeit stellt sich nie ein und ist spätestens anderntags schal. Und was ist dabei herausgekommen? Lauter Objekte, die nicht halten können, was versprochen wurde. Während ein Stuhl ein Stuhl bleibt, sind die Erfinder des Nutzlosen über 200 Jahre angestrengt damit beschäftigt, den Nutzen des Nutzlosen zu beschwören. Und das immer noch im Bewusstsein der zweiten Rolle,

„Die Gartenarchitektur hätte nicht das Talent des (billigen) Putzes, wenn sie nicht das Bewusstsein der zweiten Rolle hätte (frei nach F. Nietzsche).“

Die Scharlatanerie der ‚Gartenkunst‘ besteht darin, dass im Bild der Gebrauch schon erledigt ist und auf die empfindsame Betrachtung – eine Frühform des Fernsehers, des Glücks aus dritter Hand - minimalisiert wird.

Herstellungsplanung.

Der Zweck ist dem praktischen Gebrauch gewidmet. Das heißt, dass die PlanerIn die Ökonomie des Gebrauchs zum Ausgang des ‚Werks‘ nimmt und die Handlung möglich macht, statt sie vorwegzunehmen, Gelegenheiten bedenkt, statt sie zu suggerieren.

Die Herstellungsplanung wird vom überlegten und bekannten Zweck her gelenkt. Wenn der Zweck nicht konkret ist, kann man dafür keine Mittel (Werkzeuge) herstellen. Bei Tischen, Stühlen, Fenstern, Häusern, Gabeln und Messern sind der Zweck und die Zweckmäßigkeit der Hilfsmittel erprobt und bekannt. Das ändert nichts daran, dass immer wieder Schlaumeier das Rad neu erfinden wollen. Vom Handwerker wird erwartet, dass er geschickt und sicher von der Kenntnis der Zwecke ausgehend, die Herstellung erprobter ‚Werkzeuge‘ zu handhaben weiß. Selbst, wenn der Werkstoff nicht die erwartete Haltbarkeit aufweist, sind Stühle, Tische, Schränke, Betten zunächst mal den Regeln der Gebrauchstüchtigkeit nach dimensioniert. Darin sind preiswerte und teure Materialverwendungen oder Beleuchtung und Arrangement nicht zu unterscheiden: ein guter Stuhl ist ein guter Stuhl. Immer dann, wenn die Prüfung der Gebrauchstüchtigkeit nicht unmittelbar erfolgen kann, wird die Handwerkerregel (ALAIN 1923/1985: 175ff) außer Kraft gesetzt und mit verheißungsvollen Versprechungen poliert bzw. gewienert. An jeder Stelle, wo im Extremfall der Betrug so weit geführt werden kann, dass man ganze Generationen neurotisieren kann, ohne ihre Eltern zu sein (B. Brecht), ist die Überschreitung der Grenze von der Herstellungsplanung zur Objektplanung mit der Spekulation pekuniären Erfolgs gerne und häufig angenommen. Herstellung hat den Markt in der altertümlichen Versicherung der Zuverlässigkeit, Objektplanung im Markt der Moden. Herstellungsplanung – das ist ja nicht mehr als die Arbeitsschritte der Fertigung festzulegen – erfindet nicht, sondern gebraucht die Erfahrung, die durch Zweckmäßigkeit vorher geprüft ist. Grün- ebenso wie Architektur und Stadtgestaltung entnimmt der Objektkunst die Arglosigkeit und Bedeutungslosigkeit der Objekte für den Alltag und überträgt diese auf Gegenstände, die gleichwohl alltagspraktische Bedeutungen besitzen. Die darin im-

plizit gehaltene Enteignung von Lebensmitteln lief und läuft nicht widerstandslos ab. Aber anders als Künstler, die tatsächlich Objekte herstellen und unsicher über den Marktwert im Wechsel der Moden bleiben, stehen Aufträge und Auftraggeber der Grüngestaltung in Amt und Würden. Sie gewähren dem illusionären Spiel ‚Freiräume‘, die nicht ihre sind und den Grüngestaltern Sicherheiten, die ihren Kapriolen zunächst Netz und doppelten Boden unterlegen. Betrug und Vertrauensmissbrauch – auf Amtsseite – gehen eine Allianz der Arglosigkeit ein, mit der sie den verschwiegenen Vorvätern in nichts nachstehen.

Eine Siedlung mit 5000 Einwohnern hat 5000 Plätze, die durch die physische Anwesenheit jedes Einwohners erst hergestellt werden. Diesen Platz trägt jeder mit sich herum. Gehen, Stehen, Spielen, Trauern, Erzählen, Streiten, Nachdenken, Erinnern sind i.w.S. Handlungen, die an jedem Ort und zu jeder Zeit ausgeübt werden können. Es bedarf dazu weder einer spezialisierten Zeit noch eines spezialisierten Ortes. Vieles kann eine Person alleine tun, für manches ist die Begegnung von mindestens zwei Personen erforderlich. Die individuelle Fähigkeit wird innerhalb der mitgebrachten Anlagen sozial gelernt und kulturell vermittelt. Für die Aufmerksamkeit setzen wir diese individuellen Fähigkeiten voraus. Ebenso setzen wir voraus, dass die kulturelle Prägung nur in spezialisierten und ritualisierten Situationen formal eingeübte Verhaltensregeln erfordern, die nicht im sozialen Habitus aller Menschen gelernt sind. Die Handlung setzt immer körperliche Anwesenheit voraus. Real gültig sind die beschreibenden Begriffe nur in der Aktion und aus der distanzierter Beobachtung. Im übrigen bezeichnen diese Begriffe die Erinnerung und beschwören diese Handlungen für irgendeine Zeit und irgendeinen Ort in der Zukunft. Wenn diese an Personen gebundenen Handlungen auf bestimmte Orte und Zeiten gerichtet sind und für Ortsbezeichnungen angewendet werden, werden sie metaphorisch für den Gedanken an die ‚abwesende Anwesenheit‘ gebraucht. Dabei wird erinnernd eine Handlung eingeführt, die an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten gelebt worden ist oder gelebt werden könnte. Mit einer solchen Zuschreibung wird gedanklich die Handlung gleichgesetzt mit Gelegenheiten und Orten, indem die Situation selbst ins Bild gesetzt wird. Diese ist Bestandteil der personalen Fähigkeit zur Einschätzung des sozial angemessenen Verhaltens. Weil alle diese Handlungen in der Tendenz materiell nicht manifestiert werden, ist die Bezugnahme auf die Zeit und den Ort als Bühne (vgl. TROLL & HÜLBUSCH 2002: 3) für denkbare Handlungen nur die gedachte Analogie einer abstrakten Regel, die ‚überall‘ ‚jederzeit‘ regelhaft einschränkt. Diese Handlungen hinterlassen selbst keine Spuren oder nur sekundäre Abdrücke, die entsprechende Schlüsse und Folgerungen zulassen. So sind denn die Gelegenheiten keine Werkzeuge, also Geräte, die der Herstellung von Dingen dienen, sondern nur Mittel oder Voraussetzungen des Aufenthalts, die allerdings der Handlung förderlich oder hinderlich sind.

So können ‚lebenswerte Stadtquartiere‘ (EVALO-Forschungsprojekt 2001-2004) nicht hergestellt werden, weil die materielle Ausstattung nach der Kritik an der ‚Verdinglichung‘ (s. BERGER & PULLBERG 1965), was J. JACOBS 1963 zutreffend – ‚Das Heil durch Ziegelsteine‘ – dem fiktionalen Gegenstandsfetischismus zuordnet, nicht lebenswert sein kann. Denn die Wertgebung ‚lebenswert‘ ist keine Eigenschaft der äußeren Welt, sondern der (kollektiven) Reaktion einzelner Individuen auf die äußere Welt sowie der Fähigkeit und Geschicklichkeit die ‚Naturumstände‘ (i.w.S.) ins ‚Zweckdienliche‘ zu verwandeln (vgl. ALAIN 1912/1994: 36ff). Die Gunst oder Un-

gunst der ‚Naturumstände‘, die auch in der ‚zweiten Natur‘ der persistenten menschlichen Geschichte in den ‚Naturumständen‘ materiell manifestiert ist, beeinflusst das Wohlbefinden und die Sicherheit des Handelns, so dass – vorausgesetzt, es wird vom Verstehen der Handlungen ausgegangen - aus den ‚Naturumständen‘ auf die Erleichterung oder Erschwernis des Alltagslebens geschlossen werden kann. Hergestellt werden können also ‚nur‘ Gelegenheiten, die grundsätzlich immer begrenzend (BERGFLETH 1985:18) sind und dadurch zugleich erst ‚ihre‘ Aufrechterhaltung oder Überschreitung erlauben. Herstellungsplanung anbieten, heißt zuerst daran glauben, dass aus der Sparsamkeit Freiräume entstehen können. Das heißt, Prinzip und Regel sind zu unterscheiden (s. KUHLE, D. 2002:144f). Im Prinzip ist die Überlegung enthalten, die in der Regel manifestiert ist. Aus der Regel, dem Beispiel und Vorbild ist interpretatorisch der Gedanke abzuleiten, weil der nicht im Gegenstand offen daliegt. Die Kopie folgt verständnislos der Regel, wird deshalb schematisch und orthodox, wird klammheimlich verbucht (s. EVALO-Debatten- und Texte 2001-2003). Die Nachahmung dagegen hat die Variation der Regel parat, weil im Verständnis (dem Prinzip) die Lehre über Ziel und Mittel verhandelt werden muss. Die Herstellungsplanung muss deshalb von der Regel, die im Prinzip geprüft ist, ausgehen.

Die Verfertigung durch den Gebrauch.

Fertige Handwerkszeuge werden durch den Gebrauch anverwandelt. Unspezialisierte ‚Handwerkszeuge‘ wie Haus, Hof und Garten sind unpräzise herzustellen, damit die Herstellung durch den Gebrauch verwandelt und vollständig gemacht werden kann.

Gebrauch und Alterung sorgen mit vielen kleinen praktischen Entscheidungen in der Tätigkeit so nebenher für das, was wir Haus, Hof und Garten nennen. (s. I.M. HÜLBUSCH 1978; 1981; H. BÖSE 1981; A. APPEL 1994; SCHWARZ, R. 1953/1994; J.F.C. TURNER 1978; J. ZIMMERMANN 1978; J. JACOBS 1963; u.u.u.; BELLIN & HÜLBUSCH (Red.) 2001). H.v. Kleist, dem die Metapher zur Verfertigung durch den Gebrauch (Über die Verfertigung der Gedanken beim Reden 18...) entlehnt ist, versteht die Mittel der Sprache – Worte, Ausdruck, Syntax – als Voraussetzung für den Gedanken. Die Formulierung stellt den Gedanken erst her und macht ihn les- und hörbar. Beim Hausen, Wirtschaften, Gärtnern erhalten die äußeren Mittel den Gedanken, der bei aller in praktischen Überlegungen ähnlichen Ausstattung und Organisation (s. SCHARLA, L. 2003) mit individuellen/familialen Accessoires garniert wird. Stilisierte, bühnenhaft aufgemöbelte Häuser, Höfe, Gärten sind propagandistischen Leitbildern entnommen und sind eben auch möglich.

„Die lebendigen Menschen, noch die zurückgebliebensten und konventionell befangensten, haben ein Recht auf die Erfüllung ihrer sei's auch falschen Bedürfnisse. Setzt der Gedanke an das wahre, objektive Bedürfnis sich rücksichtslos über das subjektive hinweg, so schlägt er, wie von je die *volonté générale* gegen die *volonté de tous*, in brutale Unterdrückung um. Sogar im falschen Bedürfnis der Lebendigen regt sich etwas von Freiheit“ (ADORNO, T.W. 1967: 121)

‚Die Pflege ist der Plan‘ (H. Lührs, 1989/1993)

Diese, auf die Pflege kommuner Freiräume gemünzte Zusammenfassung muss erweitert werden. Sie gilt für private/familiale Territorien ebenso. Das ‚Werkzeug‘ und

die Aufmöblierung werden verschlissen, wenn die Brauchbarkeit nicht kontinuierlich durch Pflege hergestellt bzw. erhalten wird: aufräumen, reparieren, anpassen. Die Pflege folgt sinnvoller Weise dem Gebrauch. H. Böse-Vetter (mündl.) hat die Qualität der Herstellungsplanung gemessen daran, wie viele Pläne (private, individuelle, kommunale) in einen Plan passen. Die Pflege (i.w.S.) folgt dem Plan aus dem Gebrauch, besser: aus dem notwendigen Tun. Die Pflege ist Planung aus der seriösen und handwerklich soliden Übersetzung (Realisierung) des Plans der Absichten für den Gebrauch. Das ist eine Herstellungsplanung im laufenden Betrieb, nicht wie der Entwurf der amtlichen ('heteronomen') Aufsicht gegen den Betrieb.

Die Herstellungsplanung ist ein Stück der Freiraumplanung, die ‚Mittel für Zwecke‘ (ADORNO, T.W. 1967: 119) einsetzt, damit die Mittel nicht die Zwecke ersetzen sollen. D.h. aber, dass Freiraumplanung, Herstellungsplanung, Herstellungspflege und Gebrauchspflege vorwärts und rückwärts zueinander dekliniert werden müssen. Z.B.: wer einmal für die Grenze eines Gartens dem Argument des Bauherren gegen eine schmale geschnittene Hecke nichts entgegenzusetzen hatte und dann noch dem Wunsch einer dusseligen ‚Feldhecke‘ folgt, sollte diese mal selber ‚Plentern‘ und dann ins Grübeln und Rechnen kommen (s. Beitrag v. K.H. Hülbusch u. H.H. Schröder in diesem NB). Wer Objektplanung betreibt, übersieht immer die Subjekte des Alltags. Was ist – bitte schön – ein Objekt mehr als ein Objekt. Kein Tischler käme auf die Idee, den Tisch ein Objekt zu nennen. D.h., der Begriff der Objektplanung stellt von vornherein die Distanz zwischen Gebrauch und Gegenstand her und besorgt die Unverantwortlichkeit des Entwerfers gegenüber den praktischen Malästen des Gebrauchs. Wenn wir diese ‚handwerkliche Fertigung nennen‘, denn mehr ist nicht erforderlich, wird unmissverständlich, dass die Prüfung im und in der Zeit des Gebrauchs stattfindet (vgl. BELLIN, F. 1999:163f). Die sogenannte Ausführungsplanung, die der Botschaft nach die ideale – nur von unbotmäßigen Einschränkungen der Geldmittel beeinträchtigte – Übersetzung des Entwurfs (Objektplanung) ist, bleibt so unbegründet, wie der Entwurf selbst. Material und Ästhetik sind up to date oder exquisit – mehr nicht. Die Vergeudung der Geldmittel ist im Zuge der Moden kurzfristig aufgebraucht, oder - analog zum besonders jugendlichen Auftreten von Dandys – abgetakelt.

Nehmen wir den Faden noch einmal auf. Die Herstellungsplanung enthält wie die Herstellung eines Werkzeugs, eines Sattels, eines Spatens den Gedanken an den Zweck, die Mittel, die Herstellung, den Gebrauch, die Erhaltung des Gebrauchs und die Dauer. In jedem soliden Spaten ist der Werkzeugmacher mit der Anwendung, dem Gebrauch, der Haltbarkeit und der Reparatur oder Pflege vertraut. Nichts davon ‚beseelt‘ die Objektplanung. Der Werkzeugmacher stellt sein Werkstück fertig her. Der Freiraumplaner, in der Versuchung der Objektplanung, vergisst, dass mit der Bauabnahme kein Werkstück hergestellt, geschweige denn fertiggestellt ist. Die Zeit wird schlicht unterschlagen und so getan wie Spaten oder Autos machen. Darin steckt der Minderwertigkeitskomplex gegenüber Handwerkern und die Großspurigkeit bzw. Anmaßung des ‚Künstlers‘ der Objektplaner. Das Geld, das sie in Kollaboration mit den Scharlatanen der Macht einnehmen (verdienen wäre völlig falsch), bekommt dem angeekelten Egozentrismus überhaupt nicht. Angesichts dieser schauerhaften Aussichten der Garnierung des Minderwertigkeitskomplexes ist die Herstellungsplanung eine solide Arbeit, die nicht zuerst für Anerkennung und – wenn

schon – schalen Reichtum ‚sorgen‘ könnte, obwohl wir alle gerne mal mit einer Liegenschaft ausgesorgt hätten.

"Die Interpretation, mit der man das Verhältnis von Einkommen zu Haushaltsaktiva belegt, wird durch ideologische Ansichten über das Privateigentum beeinflusst. Das in Großbritannien am häufigsten geäußerte Vorurteil gegen Hauseigentum ist beispielsweise das der Intellektuellen aus der Mittelklasse, von denen die meisten selbst Hauseigentümer sind." (TURNER, J.F.C. 1978: 69)

Literatur

- Adorno, T. W.** 1967: Funktionalismus heute. In: ders. Ohne Leitbild. Frankfurt. a.M.
- Alain** (1912)1994: Kant. In: ders. Sich beobachten heißt sich verändern. Frankfurt. a.M.
- Alain** (1912)1997: Kunstwerke sind Kinder der Tradition. In: ders. Im Haus des Menschen. S. 47-49. Frankfurt a.M.
- Alain** (1923)1985: Die Maurerregel. In: ders. Spielregeln der Kunst. S. 175-177. Frft. a.M.
- Appel, A.** 1992: Auf der Suche nach den Gärten. Eine Kunde für die Gartenplanung. Dipl.arb. am FB 13 der GhKassel. Univ. Mnskr. Drk. Kassel
- Bellin, F. & Hülbusch, K. H. (Red.)** 2001: Der Gartenbau in vier Abteilungen. Notizbuch 57 der Kasseler Schule. Kassel
- Bellin, F.** 1999: Ein Stück Storkower Straße. In: Notizbuch 52 d. Kass. Schule. S. 153-169. Kassel
- Berger, P. L. & Luckmann, T.** 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt. a.M.
- Berger, P. L. & Pullberg, S.** 1965: Verdinglichung und die soziologische Kritik des Bewusstseins. In: Soziale Welt. Jahrg. XVI. S. 97-112. Göttingen
- Bergfleth, G.** (1975)1985: Theorie der Verschwendung. Einführung in Georges Batailles Antiökonomie. München.
- Böse, H.** 1981: Die Aneignung städtischer Freiräume. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Arbeitsberichte des FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel. Heft 22
- Giono, J.** 1989: Das Phantom der Helena. In: ders. Die Terrassen der Insel Elba. S. 59-64. Frankfurt. a.M.
- Goethe, J. W. (?)**1988: Der Triumph der Empfindsamkeit. Eine dramatische Grille. In: sämtl. Werke Bd. 5. S. 69-123. Frankfurt. a.M.
- Goethe, J. W.** (1819) 1974: West-östlicher Diwan. Frankfurt. a.M.
- Hirschfeld, C. C. L.** (1775)1973: Theorie der Gartenkunst. Hildesheim
- Hülbusch, I. M.** (1981)1997: Lakaienarchitektur oder: Gedanken beim Versuch, eine Stadt zu lieben. In: Notizbuch 47 d. Kass. Schule. S. 7-10. Kassel
- Hülbusch, I. M.** 1978: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE ASL, GhKassel, 01, Heft 33. Kassel
- Hülbusch, K. H. & Böse-Vetter, H.** 1989: Alte Hüte rosten nicht – Gedanken zu dieser Nachlese. In: Notizbuch 10 d. Kass. Schule. S. IV – VIII. Kassel
- Jacobs, J.** 1963: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4. Gütersloh und Berlin
- Kirsch, P.** (1990)1995: Der Zerstörung eines Ortes folgt die permanente Modernisierung. Neumanns Parkpflegewerk für Berlin. In: Notizbuch d. Kass. Schule. S. 200-227. Kassel
- Kleist, H. v.** (o.J.): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: ders. (o.J.) Kleine Prosaschriften. S. 784-788. o.O.
- Kuhle, D.** 2002: 'Friedhofs-Moden' – über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. In: Notizbuch 59 d. Kass. Schule. S. 120-153. Kassel
- Loos, A.** (1903)1982: Trotzdem. Wien

- Lührs, H. (1989)1993: Skizzen einer gebrauchtorientierten Stadtgärtnerei. In: Notizbuch 29 d. Kass. Schule. S. 177-208. Kassel
- Neumann, K. 1987: Parkpflegewerk für den Erholungspark der Bundesgartenschau Berlin 1985. Berlin
- Ohff, H. 1993: Der grüne Fürst. Das abenteuerliche Leben des Herman Pükler-Muskau. München
- Scharla, L. 2003: Das ist die Höhe. Mündl. Prüf. d. Dipl. II – arb. Druck in Notizbuch d. Kass. Schule in Vorbereitung
- Schneider, M. 2002: Der Traum der Vernunft. Der Traum eines deutschen Jacobiners. Köln
- Schürmeyer, B. & Vetter, C. A. (1982)1993: Die Naturgärtnerei. In: Notizbuch 28 d. Kass. Schule. S. 63-124. Kassel
- Schwarz, R. (1953)1994: Was dennoch besprochen werden muss. In: Die Bauhaus-Debatte 1953. Bauwelt Fundamente 100. S. 162-178. Braunschweig – Wiesbaden
- Sonntag, S. 1980: Über Fotografie. Frankft. a.M.
- Sternberger, D. (1938)1974: Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert. Frankft. a.M.
- Troll, H. & Hülbusch, K. H. 2002: Über kurz oder lang. In: Notizbuch 59 d. Kass. Sch. S. 3-13. Kassel
- Turner, J. F. C. 1978: Verelendung durch Architektur. Housing by People. Reinbek
- Ullrich, O. 1979: Technik und Herrschaft. Frankft. a.M.
- Veblen, T. (1899)1989: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankft. a.M.
- Zimmermann, J. 1977: Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. Schriftenreihe BN Bau 04 (044). Bonn

Friederike von Behren¹

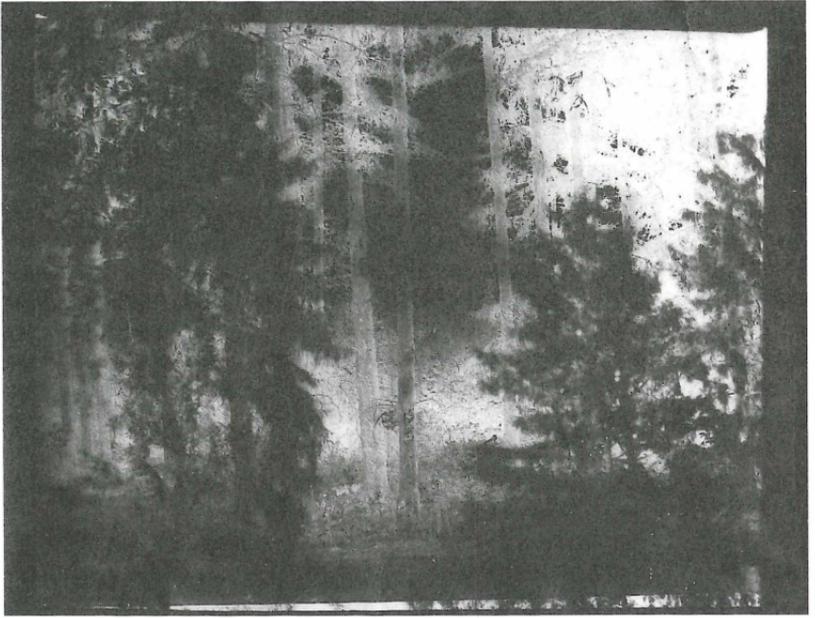
Zwischenzeitlich(t) zwischen Wald und Wiesen

Zur Eröffnung der Ausstellung mit Photographien von K. Hülbusch und F. Kaluzny am 27.1.2000 in der Vereins- und Westbank AG, Osnabrück

Zunächst einen Dank diesem Hause, ‚Junger Kunst‘ eine Möglichkeit zu geben, sich präsentieren zu können, und somit auch der Photographie ein Forum zu bieten, sich darzustellen. Wird dieses Medium doch sonst recht stiefmütterlich behandelt.. Sieht man jedoch die derzeitigen nationalen und internationalen Ausstellungsverzeichnisse durch, so ist ein Umbruch zu erkennen. Die Photographie ist (wieder einmal) auf dem Vormarsch, sich Anerkennung und Respekt zu verschaffen. So nun also auch hier in Osnabrück, wo bereits anlässlich der ‚arte regionale II‘ im vergangenen Jahr mit 9 vertretenen Photographen ein klares Bild dieser neuen Gewichtung zu erkennen war. Aber zurück zur heutigen Ausstellung, die zwar in den Räumlichkeiten der Vereinsbank stattfindet, man könnte aber, betrachtet man die Fülle der Bilder, den Eindruck gewinnen, man stünde mitten im Wald. Und damit sind wir auch bereits mitten im Thema.

„Neugeschaffene Welten“ - so steht es auf der Einladungskarte. Was bedeutet das? Bedeutet das: gewohnte Denkweisen, gewohnte Sehweisen, gewohnte Bilder werden durchbrochen? Etwas Neues schaffen mit Hilfe von Etwas. Wir sehen einen

¹ Friederike von Behren, geboren am 2.11. 1959. ist seit 1983 als Photographin im Fachbereich Kunst/ Kunstpädagogik an der Universität Osnabrück tätig.



Katharina Hülbusch, Ohne Titel, Barytabzug 1998



Frank Kaluzny, Ohne Titel, Barytabzug 1999

Wald und sehen doch keinen Wald. Bei genauem Hinsehen sehen wir doch wieder einen Wald - wir sehen also genauer hin, wir gehen nicht an den Bildern vorbei, weil uns WALD bekannt ist. Denn dieser Wald sieht anders aus, als der uns bekannte. Etwas Neues scheint hinzugekommen zu sein.

Im weiteren möchte ich die beiden Photographen zunächst einzeln vorstellen, um sie dann miteinander vergleichen zu können, denn um ein Miteinander geht es u.a. in dieser Gemeinschaftsausstellung.

Zunächst zu Katharina Hülbusch und ihrer photographischen Arbeitsweise. Sie studierte Kunstpädagogik an den Universitäten Kassel und Osnabrück, erlangte 1996 ihren Abschluss Magister/Kunstpädagogik und ist seitdem als Mitarbeiterin im Fach Kunst der Universität Osnabrück, Bereich Photographie angestellt. Neben dieser beruflichen Auseinandersetzung mit der Photographie befasst sie sich intensiv mit ihrer Form der Photographie, dem Bereich der Natur. Einem Bereich, der in der künstlerischen Richtung kaum vertreten ist.

Oft entstehen ihre Bilder während eines Spaziergangs. Gearbeitet wird sowohl auf Kleinbild als auch auf Mittelformat. Dass sie auf Spaziergängen photographiert heißt allerdings nicht, dass es sich bei dem Ergebnis um ein Zufallsprodukt handelt. Ein zumindest gewisses Konzept für das Endresultat steht immer am Anfang. Dementsprechend werden Photos gemacht, Detailansichten, Gesamtansichten, Strukturaufnahmen, Lichtverhältnisse werden abgebildet, ein Spiel mit der Tiefenschärfe erfolgt und - das Folgende geht mir als sauberem Handwerker recht schwer über die Lippen - sie schreckt auch vor Unterbelichtung bzw. Überbelichtung und unscharfen Photos nicht zurück. Bereits bei der Aufnahme geht es um den Versuch einer umfassenden Darstellung eines Naturausschnittes. Nicht nur EIN Aspekt von (z.B.) Wald wird abgelichtet, sondern eine Vielzahl von Ansichten.

Katharina Hülbusch sagt: „Erinnerung ist Überlagerung.“ Aus der Erinnerung an einen Waldaufenthalt heraus wird dann in der Dunkelkammer aus vielen Bildern Ein Bild gemacht. Die vielen Aspekte die eine Erinnerung prägen, verdeutlichen sich in der Verwendung mehrerer Negative, um zu einem Endresultat zu gelangen. Die Dunkelkammer ist für Katharina Hülbusch ein wichtiger Zwischenschritt auf dem Weg zum fertigen Bild. Hier treibt sie ihre visuelle Forschung. Die Dunkelkammer als Ort der Entdeckung. Hier kombiniert, montiert und reproduziert sie, kehrt um und überlagert. Dadurch - so Katharina Hülbusch - entstehen Bildwelten, die mit den uns bekannten nicht zu vergleichen sind.

Für den Betrachter wird die Vielschichtigkeit der Arbeiten nicht nur in einer Vielschichtigkeit des Materials verdeutlicht, er ist in der Betrachtung gefordert diese Neuschaffung, dieses Konglomerat für sich zu deuten. Sei es träumerisch, mystisch oder aber ökologisch.

Frank Kaluzny ist Student der Kunstpädagogik der Universität Osnabrück. Spezialisiert hat er sich auf den Bereich der Photographie. Er baut seine Kameras selbst, d.h. er greift zurück auf die archaische Form der Photographie, die Camera Obscura, die Lochkamera.

Sein Thema hier ist ebenfalls die Natur. Wir erkennen keine Form der Zivilisation, kein Mensch, kein Auto, kein Telegraphenmast - kein Zeichen der menschlichen

Technik ist auszumachen. Und so verwundert es auch nicht, dass er in der Realisierung seiner Photographien die Technik weitestgehend zurücknimmt.

Der Unterschied zwischen herkömmlicher Photographie und der Lochkameraphotographie besteht für Frank Kaluzny zunächst in der Technik. Haben wir bei der ersten hochtechnisierte Apparaturen, die Photos heute fast schon von selbst zu machen scheinen, so liegen bei der zweiten die simpelsten physikalischen Prinzipien in Form einer Zigarrenschachtel zugrunde.

Der viel wichtigere Unterschied für ihn ist aber der Aspekt der Zeit. Handelt es sich bei der herkömmlichen Photographie um eine 'Schnappschußphotographie', bei der oft das Ziel eine möglichst kurze Belichtungszeit bis hin zu einer 1/1000 oder gar einer 1/4000 Sekunde ist, so umschreibt Frank Kaluzny seine Camera Obscura-Photographie mit dem Begriff „meditative Photographie". Die Zeit, die Belichtungszeit, muss gefüllt werden. Mitunter mehrere Stunden Belichtungszeit für ein Negativ bedeutet, sich von der Kamera nicht entfernen zu können. Der Photograph spürt hier sein Photo. Jeder Windhauch der über das Feld geht und sich in Form von Verwacklungen im Bild manifestiert, ist im Photo spürbar.

Auch für den Betrachter ist die Zeit in den Photographien deutlich. Zunächst über die Dauer der Aufmerksamkeit, die diese Photos beanspruchen. An diesen Bildern kann man nicht einfach vorübergehen, da offensichtlich etwas 'nicht stimmt'. Man sieht ein zweites, ein drittes mal hin, versucht zu verstehen, woher z.B. ein scheinbarer Schleier rührt. Aber auch wenn das Betrachten der Photographien nicht mehrere Stunden - wie die Aufnahmen - in Anspruch nimmt, ist die im Photo implizierte Zeit für den Betrachter zu spüren. Z.B. durch die Spuren, die ein vom Wind bewegter Grashalm auf dem Negativ hinterlässt. Der Betrachter wird gefangen durch das Verwischende, Undeutliche einer langen Zeitspanne, das aber bei genauem Hinsehen doch mehr Deutlichkeit bringt, als es 1/60 oder 1/250 Sekunde vermag. Wobei ich betonen möchte, dass Deutlichkeit nicht mit photographischer Schärfe zu verwechseln ist. Es entsteht also auch für den Betrachter ein Zeit-Raum.

Nun müsste man an dieser Stelle eigentlich erneut vor die Bilder treten und sie noch einmal befragen, um das Gehörte mit dem Erlebten zu verbinden. Da das aber in der Ordnung dieses Abends nicht vorgesehen ist, möchte ich meine Ausführungen erst beenden und Sie dann an die Photographien entlassen.

Wenn wir uns nun die Photographien der beiden Autorinnen vergegenwärtigen, so ist trotz der eindeutigen technischen Gegensätzlichkeit - auf der einen Seite ein mit großem Aufwand betriebener Einsatz der Technik, auf der anderen Seite eine völlige Zurücknahme der Technik durch den Gebrauch einer Lochkamera - eine große Gemeinsamkeit zu erkennen. Als Offensichtlichstes wäre zu nennen das Motiv-Thema NATUR. Ein weiteres Bindeglied ist der Einsatz der Technik. Wenn ich im vorherigen noch sagte, gerade die Technik sei der Unterschied der beiden Richtungen, so stimmt das nur zum Teil. Denn wenn ich mich einer Sache entziehe, so spielt doch gerade diese Sache eine wichtige Rolle in meinem Handeln.

Die Hauptgemeinsamkeit der beiden Photographen besteht aber in der Abgrenzung zur konventionellen Photographie, die auf EINER Ebene arbeitet. D.h. EINE Aufnahme ergibt EIN Negativ, ergibt EIN Positiv. Hier haben wir es mit einer Photographie zu tun, die über mehrere Ebenen zu einem Endresultat kommt. Verwendet Ka-

tharina Hülbusch für ihr Endresultat Negativ auf Negativ, so setzt Frank Kaluzny Moment auf Moment.

Müsste ich diese Form der Photographie in einen größeren Zusammenhang bringen, so würde ich sie als Weiterentwicklung der Seriellen Photographie der 70er Jahre sehen. Auch damals grenzte man sich vom Einzelbild ab, um durch eine gleichzeitige Präsentation mehrerer aneinandergereihter Aufnahmen Abläufe zu verdeutlichen, Vergleiche zu ermöglichen. Auch hier werden Abläufe verdeutlicht - zeitliche Abläufe bei Frank Kaluzny, und Vergleiche ermöglicht - die verschiedenen Aspekte von (z.B.) Wald - bei Katharina Hülbusch.

Doch ganz im Gegensatz zur streng seriell arbeitenden Photographie addiert sich die Zeit nicht von Photo zu Photo, die Reihung liegt nicht in einem Nebeneinander. Bei Frank Kaluzny liegt sie in einem In-Einander. Es entsteht Ein Photo, welches die Summe von Zeit wiedergibt. Bei Katharina Hülbusch liegt die Reihung ebenfalls nicht in einem Nebeneinander, hier liegt sie in einem Über-Einander.

Wir könnten hier an dieser Stelle einen neuen Fachterminus einführen: den der Schichtenphotographie, Material- bzw. Negativschichten einerseits, Zeitschichten andererseits, Vielschichtigkeit - auch im wörtlichen Sinn - um zu einem neuen Ganzen zu kommen, und - und das soll mein Schlusswort sein - dieses Ganze ist immer mehr als die Summe seiner Teile.

Florian Bellin

Erfahrung und Austreibung¹

Nachgedanken zum Film ‚Heimat vom Reißbrett‘ über Eisenhüttenstadt und Wolfsburg²

Prolog – Abschied und drohende Ankunft

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, heißt es. Man kann sich an alles gewöhnen, sagt man.

„Das Leben besitzt nun mal die Eigenschaft, dass es weitergeht, alles übersteht und überall Wurzeln fasst, und sei es auf nacktem Felsen oder in schwankem Glitschmoor, wenn notwendig, sogar unter Wasser, aber wozu müssen ihm solche Belastungsproben auferlegt und den Menschen völlig überflüssige Beschwernisse zugemutet werden, wozu müssen um kleiner Bequemlichkeiten willen große Unbequemlichkeiten erzeugt werden? Das ist es, worüber Pawel nachgrübelt, was er zu begreifen versucht und nicht zu begreifen vermag. Daher kann er diese Neusiedlung auch nicht voll akzeptieren, wiewohl er weiß, dass er so oder so dort wird leben müssen, dass das Leben dort sich letzten Endes einspielen wird.“ (RASPUTIN, V. 1976: 109)³

¹ Geringfügig veränderte Fassung des bereits veröffentlichten Textes aus: BECK, J. & KEHL, A. & LIFFERS, L. 2003: StadtRandNotizen. Bildung – Gesellschaft – Urbanität. No. 1 Vielfalt und Konflikt. S. 25-32. Bremen

² Nach einem Vortrag zum Workshop des EVALO – Forschungsprojektes in Bremen im März 2002. Anlass für diese Nachgedanken zum Film von 1996 gab eine Leserunde ebenfalls im Rahmen des Forschungsprojektes im Januar 2002. Mein Dank gilt Dagmar Kuhle für den Hinweis auf V. Rasputins Roman und K. H. Hülbusch für das Seminar ‚Reisen mit bekannten Bildern‘, das die mitgebrachte Erfahrung hervorhob. Und Dank an T. Czekaj und K. Harder fürs Gegenlesen.

³ Das Buch ‚Abschied von Matjora‘ wurde in den 80er Jahren von Elem Klimow unter dem selben Titel verfilmt.

In Valentin Rasputins Roman wird der Bauer Pawel enteignet. Er muss, wie alle anderen Einwohner, aus dem alten Dorf auf der Insel im Fluss in die weit entfernte Neusiedlung umziehen, weil ein Staudamm gebaut wird, mit dem sein Dorf überflutet wird. Ihm widerfährt die Begegnung mit einer Moderne im Städtebau, die Erfahrungen verwirft, statt auf sie zu bauen oder sie für die Beteiligten nachvollziehbar zu widerlegen. Er erkennt in der Organisation der Siedlung wie der Gebäude nichts Vertrautes mehr und ahnt welche ‚Umstellungen‘ auf ihn warten. Deshalb erfährt er jenseits der unverständlichen Überflutung auch die Neusiedlung als Zumutung.

„Als wenn ich nicht wüsste, dass auf einem Nichts kein Neues aufgebaut werden kann, dass aus dem Nichts nichts zu holen ist, dass dem Neuen zuliebe auch auf Liebvertrautes, Altgewohntes verzichtet und eine Menge Mühe und Arbeit investiert werden muss. ... , wie aber soll einer begreifen und gutheißen, was mit der Siedlung angerichtet wurde?“ (S. 112) die „zwar wohlhabend ausgestaltet und hübsch gefertigt ist, Häuschen bei Häuschen, alles wie mit dem Lineal gezogen, dabei aber derart vernunftlos und verdreht hingestellt, dass man nur sprachlos den Kopf schütteln kann.“ (S. 109) (RASPUTIN, V. 1976)

Die Vergeudung vertrauten Wissens und bewährter Regeln im Bauen bleibt Pawel und andern EinwohnerInnen von Matjora sowohl für die generelle Entscheidung ihren Lebensort zu überfluten als auch für den angepriesenen Ersatz, die neue Siedlung, unverständlich. Sehenden Auges begegnen sie der auf sie wartenden Arbeit und Mühe, den neuen Ort ihrem Leben anzupassen, denn

„das Werk war vollbracht, die Geldmittel waren verbraten, beträchtliche Summen sogar, etwas zu verändern war bereits unmöglich.“ (ebenda: 109)

Die Regel der Gewöhnung an Neues gilt also im Prinzip nur, wenn keine Wahl bleibt, wenn der Erfahrung kein Platz gelassen oder eingeräumt wird im Neuen. Die Erfahrung besteht aus Vorräten, auf die selbstverständlich zurückgegriffen wird und auf die niemand, der bei gesundem Menschenverstand ist, verzichten wird⁴. Es sei denn, es ist kein gewohnter Weg mehr in Sicht. Wer umziehen muss von einem Ort zum anderen, wird versuchen, nach seiner Erfahrung am ‚neuen Ort‘, alt Gewohntes wieder herzustellen. Dabei geht es nicht um die in solchen Situationen unterstellte Unbeweglichkeit oder um rückständige Widerborstigkeit. Das Festhalten an Altem im sogenannten Traditionalismus⁵ beruht auf Selbsterhalt gegenüber der Austreibung und expliziten Zerstörung des Alten und bisher Bewährten, gerade weil im erzwungenen Neuen kein Beweis, keine Garantie und nicht die geringste Erfahrung der Bewährung aufgeführt werden⁶. Wer sich zunächst immer an seine Erfahrung hält und deshalb auf sie wert legt, bzw. notwendig darauf baut, wird nach Erweiterung suchen, nicht aber nach Verlust oder Austreibung des schon Erlernten, Erworbenen. Die bedenkenlose Vergeudung des Alten einschließlich des stets erst nachgelieferten Gedankens zu den Folgen ist ein Spezifikum der Moderne⁷. Entgegen jeder Erfahrung beim Nichts anzufangen, bei ‚Null‘ (T. Wolfe⁸), ist das Motto des Aufbruchs ins zwanzigste Jahrhundert, das in Deutschland erst nach dem zweiten Weltkrieg –

⁴ Berger & Luckmann 1969:43; Kap. II.1; Schütz, A. 1971:112ff; Hülsbusch, K.H. 1986: 159 u. 1991a: 174f

⁵ Hier wird Bezug genommen auf die Traditionalismus-Debatte bei M. Weber (1905):

„Dies ist nun dasjenige Verhalten, welches - im Anschluss an den üblichen Sprachgebrauch – als ‚Traditionalismus‘ bezeichnet werden soll: der Mensch will ‚von Natur‘ nicht Geld und mehr Geld verdienen, sondern einfach leben, so leben wie er zu leben gewohnt ist und soviel erwerben, wie dazu erforderlich ist.“ (S. 20)

⁶ s. J. Giono 1976: 59-64; A. Gorz 1977: 16; G. Schneider 1989: 66ff

⁷ J.F.C. Turner 1977; S. Groeneweld 1986

⁸ T. Wolfe 1984: 15

also nach der Zerrüttung der Lebenszusammenhänge wie der Lebensorte - flächenhaft greift⁹.

„Heimat vom Reißbrett“ - Ankunft und Austreibung

Anders als in Rasputins ‚Abschied von Matjora‘, der eine Zwangsumsiedlung durch den Staudambau beschreibt, berichtet der Film ‚Heimat vom Reißbrett‘¹⁰ von zwei Industriestädten – Wolfsburg und Eisenhüttenstadt –, die in den 50er Jahren und danach als Flaggsschiffe der Moderne galten, denen die Menschen seit den 50er Jahren, so scheint es, ‚freiwillig‘ zugeströmt sind. Von der Umgewöhnung der Neusiedler spricht hier niemand mehr und ‚das Leben hat so seinen Gang genommen‘. Sehr viele dieser ‚Neubürger‘ kamen aus Dörfern oder zumindest vormodern geprägten Lebenszusammenhängen¹¹. Auch sie haben Abschiede vom ‚Altvertrauten‘ hinter sich und kommen in Städten an, die gerade errichtet werden. ‚Heimat vom Reißbrett‘ ist ein journalistischer Film, der neben historischem Filmmaterial von Werksfesten und den Bauphasen vor allem Zeitzeugen der Stadtgründungen in zahlreichen Interviews der GründerInnen-Generation zu Wort kommen lässt. Das heißt, alte Menschen, die sich erinnern, kommen zu Wort. Dazu gehören örtliche Politiker, leitende und ‚niedere‘ Werksangestellte, Hausfrauen etc.

Wenn wir der Intention des Films folgen, also die Geschichte in dem Licht betrachten, das die Filmemacher darauf werfen, erhält man etwa folgenden Eindruck: Beide Städte, die eine im westlichen, die andere im östlichen besetzten Sektor Deutschlands, sind frühe Nachkriegsgründungen mit reichlich Zeilen- Mietwohnungsbau, ein wenig privilegierter Einfamilienhausbebauung und viel ‚Grün‘ drum herum. Beide dienen der Versorgung großer Industriebetriebe mit ArbeiterInnen, bzw. der Unterbringung der Belegschaften inklusive Verwaltungspersonal und Dienstleistungsgewerbe; in Eisenhüttenstadt eben für die Eisenhütte, Walzwerk etc., in Wolfsburg für das VW - Werk. Beide avancierten in der jeweils herrschenden Politik zu Vorzeigestädten. Wenn auch diese ‚Umstände‘ leicht ironisierend, so beschreibt der Film gleichwohl zufriedene, recht selbstbewusst auftretende GründungseinwohnerInnen. Alles sieht danach aus, dass die Heimat vom Reißbrett glücklich zustande gekommen ist. Der Anfang sei schwer gewesen aber man hat gelernt, zufrieden zu leben.

Eine andere Sicht des Films

Der Film ist wie er ist, trotzdem können wir ihn nach verschiedenen Seiten hin ‚lesen‘ und damit auch andere Aspekte der realen Geschichte, von der der Film ja nur berichtet, hervorkehren. Wenn man schon im Neuanfang der beiden Städte herumstöbert, wie der Film es unternimmt, dann kommen auch – gegebenenfalls gegen die Intention der Autoren - die Widersprüche der scheinbar reibungslosen Gewöhnung zu Tage, dann wird deutlich, dass zwar von der Umgewöhnung nicht gesprochen wird, sie aber dennoch geschehen ist. Lebensorte werden nicht so ‚frei‘ und gefahrlos gewählt wie Jacken oder Hosen. Sie stehen nicht ungezwungen zur Disposition, weil wir mit den Lebensorten Erfahrungen verbinden, die wir für das weitere Leben

⁹ W. Durth & N. Gutschow 1993: 132; Kap. III

¹⁰ Wolfsburg ist zusammen mit dem VW- Werk eine Planung und Gründung der späten 30er Jahre vom Reißbrett, die nach dem Krieg mühelos weiter modernisiert wurde.

¹¹ s. u.a. SPIEGEL special: Die Flucht der Deutschen.: 96ff

brauchen. Dagegen steht die ‚Aussperrung‘¹² bestimmter Handlungsmöglichkeiten einerseits und die Hervorkehrung von ‚Luxus‘ andererseits. Es fand eine Auswahl, eine Sortierung der Verhaltensspielräume statt.

Da ist zum Beispiel die Bemerkung eines der Einwohner, dass es Leute gegeben habe, die versuchten, Tiere in der Wohnung zu halten, die aber nicht leicht unterzubringen waren und dass es anschließend Ärger mit verstopften Klos gab. Selbst wenn sie es wollten, ohne Besitz und Verfügung über die Wohnung galt das eigene Interesse nichts. Ein anderer berichtet, wie er Holz für die erste Einrichtung der Wohnung von seinen Eltern mitbrachte, weil er dort – anders als in der neuen Wohnung – solches noch lagern konnte. In den Wohnungen der Zeilen herrschen funktionalistische Grundrisse mit ‚Frankfurter Küche‘, worin mit Bedacht (wegen der Kosten) kaum Platz zum Hauswirtschaften oder Bevorraten ist.¹³

„Die Wohnungen allerdings, prahlen die Leute, sollen sehr hübsch sein, die Wände voll bunter Blümchen, in den Küchen kein russischer Ofen mit Brennholz und Kohle, sondern ganz stadtmäßig ein elektrischer Herd mit Schaltern dran; eine Wand weiter, damit niemand nach draußen rennen muss, die Toilette, oben aber, vorausgesetzt, man gelangt überhaupt nach oben, zwei große Zimmer mit allerlei Schränkchen und Türchen, wohl bereitet für ständig feiertägliches Wohnen.“ (RASPUTIN, V. 1976: 63f)

Von der Quelle des Glücks –

Oder: das Wissen vom Feiern ist mitgebracht.

„Man begreift daher, dass das einzige Mittel, die künftigen Generationen glücklich zu machen, darin besteht, die heutige Generation glücklich zu machen. Erstens weil man über eine heutige Generation nach der anderen heutigen Generation zu dieser berühmten künftigen Generation gelangen wird und weil das Glück, wenn es so von einer Hand zur anderen weitergereicht wird, ohne dass man es je aus den Augen verliert, mit Sicherheit dorthin gelangt, wo man es haben will“ (GIONO, J. 1976: 64)

So beschreibt Giono, wie das Glück durch Generationen hindurch weitergereicht werden kann; vielen ist dieser Vorgang eher vom Weiterreichen des Unglücks bekannt¹⁴. Deshalb sei erst einmal festgehalten, dass für das Verständnis des Wechselspiels von sozialer Erfahrung und baulichen Vorgaben notwendig die biographischen Brüche und i.w.S. Vertreibungen von Lebensorten erkannt sein müssen, weil der Widerspruch zwischen sozialer Erfahrung und Lebensort stets die Begegnung mit der Fremde voraussetzt, also den erzwungenen oder freiwilligen Ortswechsel oder die Modernisierung des bisher vertrauten Lebensortes, die allesamt die Austreibung mitgebrachten Wissens einschließen¹⁵. Es kommt einer Katastrophe gleich, wenn nicht von Hand zu Hand weitergereicht werden kann, wie man leben kann, weil das überkommene Leben nichts mehr bedeutet¹⁶. Wenn wir andersherum nach ‚idealtypischem‘ Zusammenspiel von Erfahrung und Bebauung suchen, folgen wir bereits einer falschen Fährte. Solange die Bebauung Ausdruck sozialer Erfahrung bleibt, kommt es gar nicht erst zum Widerspruch. Sie ist dann weniger ein fremdes

¹² I. M. Hülbusch / K. H. Hülbusch 1980

¹³ Für die Beschreibung der Beschränkungen und die Not des Arbeitens und Wirtschaftens im Zeilenbau sei auf die bestehende ausführliche Literatur verwiesen. u.a. B. Harenburg & I. Wannags 1991: 44ff; K. Protze 1995: Kap. IV u. V; A. Nagl 1993: Kap. IV, V, VII

¹⁴ S. u.a. M. Fredriksson 1999; die Arbeiten von Bert Hellinger

¹⁵ U.a. J. Gillhoff 1907: 91, 169; J. Berger & J. Mohr 1976: 187; W. Kauer 1976: 35ff; J. Berger 1984 110ff; K. H. Hülbusch 1986; 1991: Vf; 1991a: 174f

¹⁶ Vgl. B. Chatwin zum Verlust des Wissens 1990: 75; W. Kauer 1976: 102ff; J. Berger 1984: 105

bauliches ‚Gegenüber‘, denn ein gewohntes Eigenes¹⁷, das aus dem gesellschaftlichen Leben hervorkommt¹⁸ und allenfalls – wie bei landesherrlichen Dekreten oder baupolizeilichen Vorgaben – von ‚außen‘ reglementiert wird. Die Begegnung mit der Fremde – und in diesem Punkt sei die fremde, unvertraute Bebauung vom Siedlungsgrundriss über die Besitzverhältnisse bis zum Wohnungsgrundriss eingeschlossen – bedeutet immer zuerst Entfremdung, die nur überwunden wird, wenn es glückt, ‚das Fremde in Vertrautes zu verwandeln‘¹⁹.

Nehmen wir zunächst die behauptete und aller Orten vernommene ‚Quelle des Glücks‘ ernst, die mit dem herrschenden Verständnis der Moderne verbunden wird: gesichertes Einkommen und Wohlergehen. Die verheißungsvolle Quelle des Wohlstandes liegt oberflächlich betrachtet schlicht und ergreifend in den hohen Löhnen. Man konnte es sich leisten, nicht mehr zu Hauswirtschaften und keine Tiere mehr zu halten. Dafür haben diese Leute den Ortswechsel also gewählt. Der Wohnort selbst spielte aber eine nachrangige Rolle beim Umzug nach Wolfsburg oder Eisenhüttenstadt. Wäre Wolfsburg um die Ecke gewesen, wäre man nicht umgezogen. Was in beiden Städten gelang, war tatsächlich das Versprechen des Wohlergehens stets einzuhalten. Die Löhne waren und blieben hoch, Wohnraum wurde geschaffen und üppig subventioniert, und ein langer Rattenschwanz an Neid heischenden ‚Annehmlichkeiten‘ folgte, wie Theater, Tanzlokale, Betriebsfeste, Moden und Fernseher, neue Möbel, ein eigenes Auto und schließlich Urlaub. Und wer immer noch gerne eigenes Gemüse anbauen wollte, konnte in den Kleingarten gehen. Man könnte auch sagen, alles wurde daran gesetzt, es schmackhaft zu machen, die Menschen anzupassen, an dieses neue Leben, wenn sie es nicht selbst gewählt hätten. Man muss die ökonomischen Voraussetzungen kennen, um zu verstehen, wie weit dies eine ‚freie‘ Wahl war und wie weit es um die Wahl eines Ortes oder die Möglichkeit einer ökonomisch gesicherten Existenz ging.

Die Produktion und die Macht von Bedürfnissen, von der Marianne Gronemeyer²⁰ spricht und die in all jenen Errungenschaften wie Mode und Fernsehen idealtypisch zum Ausdruck kommen, war ein Anteil des Antriebs für die Wahl dieser Existenzen. Die Annehmlichkeiten griffen, weil diese Menschen bereits der Knappheit begegnet waren, die spätestens die ‚Verkopplung‘ bzw. die sogenannte ‚Bauernbefreiung‘²¹, später die Naziherrschaft und abschließend der Krieg hergestellt hatten. An diesem Punkt, der Zerstörung der vertrauten Lebensorte durch die Aufhebung der sie tragenden Ökonomie²² in der Nachkriegszeit, laufen sehr viele der biographischen Fäden von Leuten von überall aus Deutschland zusammen, die nach Wolfsburg und Eisenhüttenstadt gekommen sind. Sie alle hatten, wie schon früher bei Auswanderungswellen das Motiv der Not, deren Ursache eine politische war²³.

Und damit kommen wir zu jener Quelle des Glücks, die die Moderne unterschlägt.

¹⁷ u.a. G. Schneider 1989: 8

¹⁸ Als deutliches und heftiges Beispiel eines baulichen Gegenüber, das ohne Bezug zum Bestehenden vorgesetzt wurde, sei an Hausmanns Paris- Umbau erinnert. D. Jordan 1996; s.a. drohender Abriss der Bebauung am Osterdeich in Bremen in den 70er Jahren

¹⁹ M. Gronemeyer 1988: 263f

²⁰ M. Gronemeyers Thema 1988

²¹ G. Schneider 1989: 42f

²² u.a. A. Gorz 1977: 16 zu Zerstörung des in der Vergangenheit investierten Kapitals; J. Berger & J. Mohr 1976: 24ff

²³ J. Berger 1984: 287; G. Schneider 1989

Diese Menschen nahmen, gleichwohl sie im ‚alten Leben‘ Not gelitten hatten, ihre soziale Erfahrung mit, die sie im Kontext anderer Lebensorte mit vormoderner Bebauung gesammelt hatten, in denen gemeinsame Arbeitsrhythmen, Nachbarschaften, geteilte Arbeit und Feste eine große Rolle gespielt haben²⁴. Man kann sogar sagen, dass die soziale Organisation der Städte nur durch das mitgebrachte Wissen ‚unmoderner‘ Lebenszusammenhänge gelang. Dadurch wird verständlich, warum die Bänder bei VW eben anfangs noch nicht rund um die Uhr liefen und nicht an Sonntagen und Feiertagen, warum man Nachbarschaften gepflegt hat, sich gemeinsam zum Fernsehen in den Wohnungen der Zeilen getroffen hat, kurz: warum man die Begegnung und das Gespräch auch ohne Anlass und gemeinsame häusliche Tätigkeiten, ohne Hausbesitz und trotz völlig veränderter baulicher Voraussetzungen gesucht hat²⁵. Man war es eben so gewohnt und nicht zwingend angewiesen auf bauliche Anlässe.

Das augenscheinliche Glücken dieser Heimat setzt demnach einen maßgeschneidert auf diese Generation von arbeitsfähigen Erwachsenen zugeschnittenen Lebensentwurf voraus, der auch die mitgebrachten Erfahrungen berücksichtigt, verändert und an das Betriebsleben angepasst fortführt²⁶. Denn ohne diese ‚Berücksichtigung‘ könnten z.B. nicht einmal die Betriebsfeste gelingen²⁷, weil auch das Wissen vom Feiern ein mitgebrachtes ist, wie vom letzten Fest auf Matjora:

„Abends ziehen sie [von der letzten Ernte; Anm. d. V.] mit Gesang heim. Und die Mannskerle, die sich sonst zu gut dafür dünkten, unbeschnäpelt zu singen, ziehen mit. Das Lied lockt alle im Dorf Verbliebenen heraus, sie bauen sich längs der Straße auf – das ganz kleine Kroppezeug, Altfrauen, auch welche von außerhalb“ ... „Nicht nur aus dem Sowchos kommen sie, auch aus Städten, aus fernen Gegenden reisen Menschen an, die einst hier gelebt und ihr Matjora nicht gänzlich vergessen haben. Ein bitteres Fest ist das, aber dennoch ein Fest“ (Rasputin, V. 1976: 131f)

Wer reich an Erfahrung und Geld ist, muss den ‚Entwurf der Not‘²⁸ nicht bemerken

Dem Film verstehend zu entnehmen ist der geringe Anteil der geschaffenen Wohnungen an dem ‚glücklichen Leben‘. Sie sind nicht die Orte der Aktivität, dafür eben wurden ja die kaufbaren Anhängsel und die ‚Wohnfolgeeinrichtungen‘ (Geschäfte und Dienstleistungen aller Art) geschaffen. Solange alle mit Arbeit, dadurch mit Geld und darüber mit allem Notwendigen versorgt sind, fällt die mögliche Knappheit der Wohnungen, ‚Der Entwurf der Not‘ (Nagl, A.²⁹) nicht ins Gewicht im Lebensalltag. Dass die Ziege draußen bleiben musste und es keinen Platz für Ställe geben durfte, dass keine üppigen Nahrungsvorräte angelegt werden konnten, wurde nicht als gültige Not angesehen, weil man ja durch den guten Lohn alles Essen kaufen konnte. Erzwungener Müßiggang innerhalb der Wohnungen ist schlecht zu beklagen, solange Arbeit als bäuerliche Not ausgewiesen und erinnernd denunziert werden kann. Die Passivität des versorgt Werdens beschreibt folgendes Zitat von V. Rasputin³⁰:

²⁴ s. u.a. W. Kauer 1976: 46

²⁵ S. hierzu z. B. Berichte in SPIEGEL special 2002: Die Flucht der Deutschen

²⁶ C. Dams 1990

²⁷ J. Berger & J. Mohr 1976: 196ff; T. Di Ciaula 1978

²⁸ A. Nagl 1993

²⁹ A. Nagl ebenda

³⁰ S. a. S. Groeneveld 1988

„Gewiss, das Leben ist sehr viel leichter geworden. Man kommt von der Arbeit, wäscht sich und kann langliegen und an die Zimmerdecke spucken, man hat nichts zu belaufen, keinerlei Sorgen. Bloß fühlt man sich bei solcher Erleichterung irgendwie unter Wert veranschlagt, es fehlt an Festigkeit und Zuverlässigkeit, als könnte jeder üble Wind einen mühelos aufgreifen und davonwirbeln, such mal, wo du dann bist; eine widerwärtige Unsicherheit bohrt an einem herum, bist du es oder bist du es nicht? Und bist du es, wieso bist du ausgerechnet hier?“ (RASPUTIN, V. 1976: 112)

Jenseits der Idealbewohner

Das Glück ist also nicht von der besonderen modernen Bauweise der Stadt abhängig. Die Bebauung spielt wohl eine Rolle dabei, die Verheißungen zu erfüllen, indem dem neuen Leben eine neue, den EinwohnerInnen bis dahin unbekanntes Kulisse subjektiv kostengünstig bereitgestellt wird, die auch das Vergessen erleichtert³¹.

Schon eine Generation später aber ist die Erfahrung eine andere, weil die Kinder eben in mehrfacher Hinsicht in einem anderen Kontext groß werden. Auch die Arbeit im Werk ist schon anders organisiert. Die Maschinen laufen jetzt unabhängig von jedem Lebensrhythmus rund um die Uhr. In dem Film kommt aber nur die erste Generation zu Wort und diese spricht schon nur von vergangenen Erfahrungen, nicht davon, wie sie in der Gegenwart als RentnerInnen zurechtkommen. Und der Film spricht von Wolfsburg und Eisenhüttenstadt, reichen Vorzeigestädten der Moderne, statt vom verarmenden Salzgitter oder von Stadtteilen mit gleicher Bauart aus derselben Zeit in fast jeder deutschen Stadt, in denen nicht ebensoviel Aufwand betrieben wurde, um das Leben angenehm zu machen.

In dem Film wird demnach erstens sichtbar, dass zwar die Bebauung mit den überlieferten Traditionen bricht, aber zugleich die Menschen an den sozialen Erfahrungen festgehalten haben, so weit es möglich war und dass darauf wiederum die Werksleitung aufbauen konnte³². Gleichwohl änderten mit der Zeit die Leute vollständig ihr Leben, angepasst an die Werksorganisation ebenso wie an die Möglichkeiten ihres Lebensortes. Durchsetzungsfähig ist hier anscheinend vor allem eine Art von Lebensentwurf innerhalb einer Art von Ökonomie, der Lohnarbeit.

Zweitens wird nicht sichtbar, was die Bebauung trägt oder aushält, weil sie nicht viel zu tragen hat. Solange der Lebensfaden der Versorgung nicht reißt und 'der Rubel rollt', müssen die Wohnungen lediglich den Ansprüchen und Moden des Inventars folgen können. Einen Wechsel der wirtschaftlichen Situation der Stadt und damit der EinwohnerInnen hat es nie gegeben und wenn jemand genug Geld beiseite gelegt hat, wird baldest möglich ein Eigenheim erworben und die Wohnungen werden, solange es sie gibt, von anderen ArbeitnehmerInnen bezogen. Soweit läuft alles optimal. Nur dass eben von jenem ursprünglichen in den 50er Jahren noch aufrecht erhaltenen Leben heute nichts mehr übrig ist.

Epilog - ohne Austreibung

In ‚Abschied von Matjora‘ bleibt offen, ob Pawel sich jemals ‚eingewöhnt‘ hat, wie weit es ihm gelang, Platz zu finden im Neuen. Er müsste ein anderer werden, eben sich anpassen an das kommende Leben. Und das fällt denen, die schon gelebt haben schwerer als den Jungen. Pawel, dessen Sohn schon mit am Staudamm baut

³¹ J. Berger 1984: Historisches Nachwort

³² R. D. Laing 1969; SPIEGEL special 2002: Die Flucht der Deutschen

und dessen Mutter dies vor Widerwillen kaum fassen kann, hängt zwischen den Seilen³³.

„Wenn die Mutter spricht, gibt er ihr recht, und als Afanassi sprach, mußte er auch ihm recht geben, weil er nichts findet, was er entgegenhalten könnte. Was ist bloß mit mir los? fragt er sich. Wo ist mein eigener Kopf geblieben? Hab ich überhaupt einen?“ (Rasputin, V. 1976: 167)

Ein ‚neuer Mensch‘ werden heißt so, dass das alte Leben vergeudet wird, dass die Erfahrung im neuen Leben keine Bedeutung mehr hat und dennoch geht das neue Leben nur in Anknüpfung an überkommenes Wissen³⁴. Dieses Phänomen ist von den Siedlungserweiterungen um alte Ortskerne herum bekannt, die immer ohne Anknüpfen an die Lehren des Alten gedacht sind aber davon existieren, dass im alten Ort das Leben möglich ist³⁵. Für moderne Architekten und Stadtplaner ist die Gewöhnung, die Anpassung der Menschen an die Bebauung, ein Segen. Solange die ökonomische Not keine Wahl lässt, ist architektonisch und stadtplanerisch alles möglich, ohne im Alltag tragfähig zu sein³⁶. Dagegen sei noch einmal die Erfahrung bedacht. Das Wissen vom Hausen und Wirtschaften ist nicht durch das Angebot von Eigenheimen zu ersetzen. Der Besitz eines Hauses schließt die Erfahrung des Hausens wie des kommunen Lebens³⁷ nicht notwendig ein. An diesem Punkt kommt Adornos Bemerkung über Tradition zum Tragen: „Real verlorene Tradition ist nicht ästhetisch zu surrogieren.“ (Adorno, T. W. 1967: 31), also weder über alt aussehende Bebauung, noch durch die ‚formale‘ Rückgabe des Besitzes und der Verfügung. Ob es vor Leben brodelt in einem Quartier, hängt nicht nur davon ab, wer mit welcher Erfahrung dort einzieht. Es kommt darauf an, ob im Gebauten Platz dafür ist und auf Dauer bleibt, die Erfahrung des Hausens und des kommunen Lebens erneut – und natürlich auch ganz anders – herzustellen und zu pflegen; das heißt weiterzureichen. An dieser Stelle stehen PlanerIn und EinwohnerIn vor der gleichen Entscheidung, nämlich ob sie an bestehende Erfahrungen und Vorbilder anknüpfen, die ja überall noch herumstehen und gebraucht werden, oder sie verwerfen. Anders als Menschen, die am neuen Lebensort klar kommen müssen und deshalb irgendwann die Erinnerung im täglichen Leben auch nicht mehr als Vorrat gebrauchen können³⁸, müssen Planer eben die Erinnerung organisieren. Sie müssen die mitgebrachten und in der bestehenden Bebauung sedimentierten Erfahrungen ‚lernen‘, wenn sie verstehen wollen, welche Qualitäten, die von ihnen verantwortete Bebauung bereithält und daran verstehen, wie Planung Freiräume herstellen und wie weit fertig stellen kann, die auch den Wechsel von Generationen, Lebensphasen und Ökonomien übersteht³⁹, wie dies in der ‚Unmoderne‘ weitgehend selbstverständlich der Fall war.

Literatur

Adorno, T. W. 1967: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankf. a. M.

Berger, J. & Mohr, J. 1976: Arbeitsemigranten. Erfahrungen/Bilder/Analysen. Reinbek

³³ W. Kauer 1976: 47; J. Berger 1984: 104ff; 1995

³⁴ J. Berger & J. Mohr 1976: 64

³⁵ A. Nagl 1993: 5

³⁶ J. Jacobs 1963; M. Gronemeyer 1977; J. Zimmermann 1977; I. M. Hülbusch 1978; J.F.C. Turner 1978

³⁷ s. Beitrag von T. Czekaj in diesem Buch

³⁸ P.L. Berger & T. Luckmann 1969 sprechen vom ‚Gesetz der Gewöhnung‘ bzw. von ‚Habitualisierung‘ oder ‚seelischer Ökonomie‘ (S. 56f); „Das befreit den Einzelnen von der ‚Bürde der Entscheidung‘ und sorgt für psychologische Entlastung“ (S. 57).

³⁹ s. K. H. Hülbusch 1990, U. Steinhäuser 1990

- Berger, J.** 1984: *SauErde. Geschichten vom Lande.* Berlin
- Berger, J.** (1990)1995: *Flieder und Flagge. Eine alte Frau erzählt von einer Stadt.* München
- Berger, P. L./Luckmann, T.** 1969: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.* F.a.M.
- Chatwin, B.** 1987: *Traumpfade.* München
- Dams, C.** 1990: Die ‚produktive Bedürftigkeit‘ der angestregten Junggesellenkultur. In: *Notizbuch 16 der Kasseler Schule.* S. 79-103
- Di Ciaula, T.** (1978) 1992: *Der Fabrikaffe und die Bäume. Ein Tagebuch.* München
- Durth, W. & Gutschow, N.** 1993: *Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940-1950.* München
- Fredriksson, M.** 1999: *Hannas Töchter. Roman.* Frankf. a. M.
- Gillhoff, J.** (1917) 1996: *Jürnjacob Swehn der Amerikafahrer.* München
- Giono, J.** 1976: *Die Terrassen der Insel Elba.* Frankf. a. M.
- Gorz, A.** 1977: *Ökologie und Politik. Beiträge zur Wachstumskrise.* Reinbek
- Groeneveld, S.** 1986: Das Erdbeben ist vorbei; die Katastrophe kommt. In: *Notizb. 2 d. Kass. Sch. S. 170-173*
- Groeneveld, S.** 1988: *Sanftheit – Entsorgung – Stilllegung.* In: ders. (Hg.): *Grün kaputt – warum? Schriften des FB 21 Gesamthochschulbibliothek Kassel*
- Gronemeyer, M.** 1977: *Denn sie wissen nicht, was sie wollen ...* In: *Bahr / Gronemeyer (Hg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim – Basel*
- Harenburg, B. & Wannags, I.** 1991: *Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale.* In: *Notizb. 23 d. Kass. Sch. S. 6-123*
- Hülbusch, I. M.** 1978: *Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum.* Schriftenr. D. OE ASL, GhKassel 01, Heft 33. Kassel
- Hülbusch, I. M. & Hülbusch, K. H.** 1980: *Aussperrungen und Einsperrungen – oder von der Unmöglichkeit, Stadt- Landschaftsökologie zu treiben.* In: *Bauwelt 1980, Hf. 36, 256-261. Gütersloh*
- Hülbusch, K. H.** 1986: *Notizbuch der Kasseler Schule. Programmatische Anmerkungen.* In: *Notizb. 2 d. Kass. Sch. S. 158-163*
- Hülbusch, K. H.** 1990: *Variabilität versus Flexibilität.* In: *AG Freiraum u. Vegetation: Notizbuch 16 d. Kasseler Schule. S. I – IV*
- Hülbusch, K. H.** 1991: *Morphologie und Organisation.* In: *Notizb. 23 d. Kass. Sch. S. I-VIII*
- Hülbusch, K. H.** 1991a: *‚Entwerfen‘ oder ‚Planen‘.* In: *Notizb. 21 d. Kass. Sch. S. 177-184*
- Jacobs, J.** 1963: *Tod und Leben großer amerikanischer Städte.* Braunschweig
- Jordan, D.** 1996: *Die Neuerschaffung von Paris. Baron Hausmann und seine Stadt.* Ff. a. M.
- Kauer, W.** (1976) 1992: *Spätholz.* Reinbek
- Laing, R. D.** 1969: *Phänomenologie der Erfahrung.* Frankfurt a. M.
- Nagl, A.** 1993: *Planen statt erneuern oder: Die Zerstörung der Wahlmöglichkeiten durch den Entwurf der Not.* Dipl.arb. am FB 13 Stadt- u. Landschaftspl. der GhKassel
- Protze, K.** 1995: *Ohne Göd – Ka Musi. Die Zentralisierung der Hauswirtschaft...In: Coop. Landschaft (Hrsg.): Schriften der Coop. Landschaft No. 4. S. 1-50. Wien*
- Rasputin, V.** 1976: *Abschied von Matjora. Roman.* Berlin
- Schneider, G.** 1989: *Die Liebe zur Macht. Notizbuch 15 der Kasseler Schule.* Kassel
- Schütz, A.** 1971: *Das Problem der Relevanz.* Frankf. a. M.
- SPIEGEL special 2002:** *Die Flucht der Deutschen. Die SPIEGEL-Serie über die Vertreibung aus dem Osten.* Hamburg
- Steinhäuser, U.** 1990: *Planen für die Wechselfälle des Lebens.* In: *Notizbuch 16 d. Kass. Sch. 1-78*
- Turner, J.F.C. 1978:** *Verelendung durch Architektur. Housing by people.* Reinbek
- Weber, M.** (1905;1920) 1993: *Die Protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus.* Frankf. a. M.
- Wolfe, T.** (1981) 1990: *Mit dem Bauhaus leben. ‚From Bauhaus to our house‘.* Frankf. a. M.
- Zimmermann, J.** 1977: *Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. Schriftenreihe BNBau 04 (044).* Bonn

There Is No Business Like Showbusiness¹

oder: Vom politisch-ökonomischen Kontext zum „ökonomisch-politischen Kontext städtischer Grünflächenpolitik“ bei Tessin in DAS GARTENAMT 32 (1983) Heft 9, Seite 531-538.

Angeichts mangelnder „*ernsthafter theoretischer Diskussion*“ einer noch ausstehenden „*ökonomisch-politischen Theorie kommunaler Grünflächenpolitik*“ erklärt TESSIN die Absicht, das „*hierzu vorhandene, durchaus geläufige Wissen*“ erst einmal „*in einen etwas systematischeren Zusammenhang*“ bringen zu wollen (Das Gartenamt 32 (1983) S. 531 ff). In Anbetracht des derzeit konjunkturell bewölkten Berufshimmels von Planerabsolventen (siehe MILCHERT 1982) ließe sich ein Versuch zur Verteidigung und Entwicklung fachlich-theoretischen Reflexionsniveaus gegenüber berufsständischen „*Kräften*“ erwarten, welche konjunkturelle Atemnot dazu nutzen, den vorurteilvollen Scheingegensatz professioneller Handlungskompetenz gegen professionelle Nachdenklichkeit - „*nützliche*“ Praxis gegen „*nutzlose*“ Theorie - als Ausbildungsleitlinie zu fordern (z.B. KÜHN 1980). Unter Federführung TESSINS jedoch bleibt die inhaltliche wie politische Substanz freiraumplanerischer Theoriebildung auf der Strecke. Denn mittels der Verballhornung von Gewährsautorenaussagen liefert TESSIN Pseudobegründungen für eine angebliche „*Irrelevanz städtischer Grünflächenpolitik*“ gegenüber Kapitalverwertungsinteressen aus den Bereichen „*Wohnungsbau, Straßenbau und Gewerbepolitik*“ (TESSIN 1983, S. 535, 536). Dem folgenden Beleg dieser Feststellungen vorausgreifend, ist hier festzuhalten: Den „*Kräften des Marktes*“ werden „*Beweise*“ herbeigeredet, dass eine Theoriebildung, welche die Freiraumversorgung der Stadtbevölkerung ins politisch-periphere Feld grünplanerischen Karnevalismus (TESSIN 1983, S. 535) verweist, berufsständisch nützliche Theorie und somit „*Jegitimationsfähig*“ ist. Denn dysfunktionale Freiräume waren – im Gegensatz zu kapitalisierbarem städtischen Boden (siehe BREDE 1976, S. 48ff) – noch niemals gewinnstabile Domäne des Planungsmarktes. Ein kurzes Resümee der TESSINSchen Ausführungen, welches sich aus Platzgründen auf die wichtigsten Ungereimtheiten beschränkt: Private Investition in „*Stadtgrün*“ sei vom Standpunkt der Profitmaximierung unrentierlich, weil – von TESSIN bestimmte – „*Grenzen marktförmiger Grünflächenversorgung*“ bestünden: die ausschließlich private Nutzung von „*Stadtgrün*“ sei begrenzt; die Kulturlandschaft in erreichbaren Stadtrandzonen konkurriere erfolgreich mit dem innerstädtischen „*Grün*“; mangelnde Zahlungsbereitschaft hierfür sei zudem durch seinen Charakter als Natur-„*Surrogat*“ (TESSIN) gegeben: Der Gebrauchswert des „*Stadtgrüns*“ liege primär auf der Wahrnehmungsebene eines „*ästhetisch – symbolische(n) Gebrauchswertversprechens*“ obendrein seien Grünflächen nicht „*stapelbar*“ wie etwa Baugeschosse, so dass eine Intensitätsrente nicht erzielbar sei; zu allem Überduss verringere sich die Marktgängigkeit durch periodisch wiederkehrende Nutzungsausfallzeiten: es regnet rein, im Winter friert man dort; Wälder und Zäune gegen Billigmeier aus der Bevölkerung, welche es auf Spaziergang zum Nulltarif gelüftet, verschlängen Unsummen. Der Strafanstaltschick solcher „*Einfriedungen*“ scheint dem Autor kein Thema zu sein!

¹ Zuerst veröffentlicht in: DAS GARTENAMT 33 (1984) Juni, S. 410 - 414

Remedur: neuartige Grünflächen, stapelbar wie fliegende Teppiche, allroundklimatisiert, von elektronischen Argusaugen bewacht, gefüllt mit multidimensional offeriertem Lerchengezwitscher nach Synthesizer-Art? Weit gefehlt! Da städtisches „Grün“ in der Hauptsache ein Surrogat von Natur darstelle, gelte es, seine Irrelevanz überall dort in Rechnung zu stellen, wo es den lokalen Kapitalverwertungsprozess behindern könne. Dies um so zwingender, als TESSIN am „Stadtgrün“ eine „politisch-ideologische Funktion“ der Illusionierung über „Naturausbeutung und Naturentfremdung“ erblickt, welche die Form „gesellschaftlichen Selbstbetrugs“ annehme (TESSIN 1983, S. 536). Auch aus diesem Grund müsse „städtisches Grün ... dem Kapital- und Bodenverwertungsprozess nicht unbedingt dienlich sein, aber in größerem Umfang beeinträchtigen darf es ihn nicht“ (ebenda).

Zur zirkulären „Begründung“ von „Stadtgrün“ als „stadtentwicklungspolitischer Manövriermasse“ (TESSIN).

Entscheidend für die weitergehende „Irrelevanz“ des „Stadtgrün“ gegenüber ökonomisch begründeten Flächennutzungsansprüchen sei sein „symbolisch-ästhetischer Gebrauchswert“ als „Naturversprechen“ (siehe auch TESSIN 1981) eine illusionäre Komponente alibihafter Beschönigung des „industriegesellschaftlichen Prinzip(s) der Naturausbeutung und –entfremdung“. Daraus folgert der Autor: in dieser Drapierung, „nicht im ökologischen, kleinklimatischen oder rekreativen Gebrauchswert“ liege „die wesentliche bzw. politisch wirksame Funktion städtischen Grün“ (TESSIN 1983, S. 535, 536).

Der „symbolisch-ästhetische Gebrauchswert“ fungiere als zentrales Hemmnis der Vermarktbarkeit städtischen „Grüns“, denn die Leute beschränkten sich allzu oft auf visuelle Aspekte von „Stadtgrün“ – was TESSIN als „quasi-parasitäre“ (!) Nutzung „externer Effekte“ desselben gilt.

Parks, Spielplätze, „informelle“, nutzungsoffene sog. „mini-parks“ (HART 1982, S. 37) in Gestalt von „Baulücken“ etc. werden, der TESSINschen These zum Trotz, benutzt – wenn auch in anderer Form als Kleingärten rechtlich privaten Status. Folglich beschränken sich Stadtbewohner auf nur visuelle Gegebenheiten des „Stadtgrüns“ dort, wo außer „Grün“ als Symbol eines „Naturversprechens“ im Sinne TESSINs keine nennenswerten Nutzungsmöglichkeiten gegeben sind. Man kann darüber streiten, wie nachhaltig die politische Wirkung stadtgärtnerischer Begleitmusik des Kollegium Sympho(n)icarpus chenaultii zu überall vorfindlichen Rest- und Abfallflächen überdimensionierter Infrastrukturprojekte, Betonierwut und baulicher Gigantomanie ist. Nicht bestreiten hingegen lässt sich der Zynismus einer Argumentation, welche in einem Atemzug städtischem „Grün“ Möglichkeiten einer übers Anschauen hinausgehenden materiellen Indienstnahme durch Stadtbewohner abspricht, die Beschränkung des Zugangs auf rein visuelle Rezeptionsformen aber als „quasi-parasitär“ denunziert.

Dem Rahmen der TESSINschen Problemwahrnehmung entzieht sich hierbei zudem, dass mit der (kapitalintensiven) Inwertsetzung von städtischen Freiflächen häufig Freiräume zerstört werden, deren Qualität gerade darin bestand, dass sie nicht im Brennpunkt planerischer Aufmerksamkeit standen (vgl. HART 1982). Ignoranz waltet auch gegenüber der Tatsache vor, dass der gezielte Einsatz von Gärtnervegetation – Consortium cotoneastris – gelegentlich zum „Statthalter“ möglicher Bebauung wird,

denn „Freiräume, die die Bewohner nicht haben, fallen ihnen auch nicht als Verlust auf“ (HÜLBUSCH 1981, S. 326f.; HARD 1983, S. 102).

Nun zeigt TESSIN wohl Bewusstsein für die politische Ambivalenz administrativer Disposition über städtische Freiflächen, welche im Einzelfall über ihr „Schicksal“ als Freiraum oder aber gründerkorative Veranstaltung ohne Gebrauchswert materiellen Inhalts mitentscheidet: Unisono mit SPITZER erklärt TESSIN die „nahezu totale Verwaltung ... aller öffentlichen Grünflächen durch städtische Gartenämter, Wohnungsbaugesellschaften ...“ etc. mit „politisch-administrative(r) Vorsicht“, eine „naturanfällige Bevölkerung könnte im herrschaftsfreien Umgang mit der Natur und sich selbst in der Natur etwas von dem erahnen, was NOHL hochtrabend mit ... Glückseligkeit und Emanzipation umschrieben“ habe (TESSIN 1983, S. 537).

Diese Einsicht bleibt jedoch von der „Funktionsanalyse“ städtischen Grüns, an deren Ende die „Irrelevanz“-Bescheinigung steht, 'völlig losgelöst'. Dabei ist der Autor sicher nicht als Opfer des zu häufig gehörten 83er Schlagers "Major Tom" zu betrachten, denn 'völlig losgelöst' präsentiert wird die politische Ambivalenz städtischer Grünflächenpolitik deswegen, weil ihr konsequenter Einbezug in die Funktionsbestimmung städtischen „Grüns“ die prinzipielle Hofierung des „Bodenrentenmechanismus“ in Frage stellte. Was zu vermeiden ist! Doch nur, wenn man, wenn man, wenn man dem Eindruck von der normativen Kraft des Faktischen, das häufig anzutreffende Phänomen weitgehend unbenutzbaren Gründekors in der Stadt zum generellen und zwangsläufigen Merkmal der Inhalte städtischer Grünflächenpolitik stilisiert, lässt sich den vermeintlichen „Sachzwängen“ der „Kapital- und Bodenverwertung“ unbedingte Priorität gegenüber freiraumplanerischen Ansprüchen einräumen, welche demzufolge als schnöde „Grünflächenpolitik“ ein im Prinzip verzichtbares Dasein fristet. Erst die gezielte Ausklammerung der politisch-ökonomischen Ambivalenz des Umgangs mit städtischen Freiflächen ermöglicht eine derart schlitzohrige „ökonomisch-politische“ (TESSIN) Ortsbestimmung städtischer Grünflächenpolitik. Hier ist der Ort, auf die TESSINSche Art aufmerksam zu machen, mit vermeintlichen Gewährsautoren umzuspringen:

BREDE et al. (1976) unternehmen – in begründeter Abgrenzung zur modernen nutzentheoretischen Wertlehre, wonach der Wert von Waren nichts weiter ist als das Ergebnis des Spiels von Angebot und Nachfrage auf dem Markt – eine Rekonstruktion der klassischen Politischen Ökonomie sowie der MARXschen Kritik der Politischen Ökonomie des Grund und Bodens. Trotz grundsätzlicher Differenzen stellen die Autoren die Gemeinsamkeit beider Richtungen, welche die politische Ökonomie zur Gesellschaftswissenschaft machten, heraus: die gesellschaftliche Arbeit steht im Zentrum der Wertschöpfungstheorie, nicht der Markt. Auf dieser Grundlage werden verschiedene Formen der Grundrente erklärt, deren eine die auch von TESSIN unter ausdrücklichem Bezug auf BREDE et al. bemühte „Intensitätsrente“ ist. Lehnen BREDE et al. – ohne dass die Gründe hier erläutert werden sollen – das marktbezogene Theorem der „Knappheit“ von Grund und Boden zur Erklärung der Grundrente und ihrer Formen ausdrücklich ab, hindert dies TESSIN keineswegs, ebendieses „Knappheitstheorem“ (BREDE 1976, S. 45) anzuführen, um dem „Stadtgrün“ Warencharakter prinzipiell zu attestieren, welcher jedoch die „Intensitätsrente“ nicht „voll zum Tragen komm(en)“ lasse (TESSIN 1983 ebenda, S. 532): „Voraussetzung dafür, dass ein Gut zur Ware wird“, sei unter anderem, „dass es 'knapp' ist“ (TESSIN 1983, S. 531). Nicht „durchaus geläufiges Wissen“ wird in einen „etwas systemati-

scheren Zusammenhang" gebracht, wie TESSIN (ebenda) meint behaupten zu können – vielmehr wird im Vertrauen auf einen desorientierten Leser zur Vernebelung der Grundzüge der Wissenschaftsgeschichte der Politischen Ökonomie beigetragen. TESSIN bleibt auch eine Begründung schuldig, wieso eigentlich der „ökologische, kleinklimatische oder rekreative Gebrauchswert“ von „Stadtgrün“ unwesentlich sei (TESSIN 1983, S. 536). Denn im selben Kontext bemerkt er, dass „das Ausmaß dieser (reproduktiven) Nützlichkeit ... völlig unbestimmt“ sei, „solange Untersuchungen über die Abhängigkeit von Arbeitsleistung und Grünversorgung nicht vorliegen“ (ebenda, S. 533; Hervorhebung durch Verfasser). Absurd, aus fehlenden Aussagen zu einem Gegenstand dessen Irrelevanz herleiten zu wollen. Mit bewundernswerter Ignoranz übergeht der Autor in einem Atemzug faktisch vorliegende Untersuchungen zum Thema (z.B. HÜLBUSCH, I.M. 1977; ZIMMERMANN 1977, BÖSE 1981, HARD 1983). Wohl auch deswegen, weil sich Untersuchungen zur Abhängigkeit von Reproduktion gesellschaftlichen Lebens und „Stadtgrün“ bereits grundsätzlich einer gegenstandsinaadequaten Terminologie und Fragestellung bedienen. Denn Inhalt der Freiraumplanung ist die Abhängigkeit von Alltagsreproduktion und Freiraumorganisation – nicht aber diffus gedachtem „Stadtgrün“ als allein vegetabilem Element von Freiräumen. Man sieht, der Autor erweist sich der Ideologie einer Grünplanung voll aufgesessen, welche den Wert städtischer Freiflächen als Freiräume nicht nach Kriterien sozialer Verfügbarkeit für die Bewohner, sondern Quadratmeter „Grün“ je Flächeneinheit bemisst.

Papier ist sehr geduldig...

TESSIN nimmt mit der Konstruktion des besagten „ästhetisch-symbolischen Gebrauchswertversprechens von Grün“ in der Stadt implizit Bezug auf die HAUGsche „Kritik der Warenästhetik“ (HAUG 1973), wie der Autor in einem früheren Aufsatz zum Thema ausdrücklich vermerkt (TESSIN 1981, S. 165ff.). „Warenästhetik“ bedeute demzufolge das Anknüpfen „an den realen Bedürfnissen der Menschen“, um „aber nur einen Teil und darüber hinaus den bloßen Schein dessen zu produzieren, was die Leute wollen“. Dies eingedenk der – mit HAUG (1973, S. 172) geteilten – zugrundeliegenden Einschätzung, „dass auf allen Ebenen des Systems der kapitalistischen Gesellschaft die Befriedigung der Lebensinteressen der Menschen nicht das oberste Ziel, nicht der bestimmende Zweck, sondern bloß Mittel zum Zweck ist“ (TESSIN 1981, S. 165). In der Übernahme der Kategorie „Warenästhetik“ für die Diskussion städtischer Grünflächenpolitik unterschlägt TESSIN schlichtweg die mit „Warenästhetik“ verbundene kapitalismuskritische Intention HAUGs. Wie schon die wundersame Wandlung von der politischen Ökonomie zum „ökonomisch-politischen Kontext städtischer Grünflächenpolitik“ (s.o.) erkennen ließ, dient derlei Verstümmelung dem Zweck TESSINs, durch Verweis auf angeblich durchgängige „Alibi-Pazifizierungs- und Ablenkungsfunktion“ von „Stadtgrün“ gegenüber dem „industriegesellschaftlichen Prinzip der Naturausbeutung“, die „ökonomischen Notwendigkeiten“ rentabilitätsorientierter Bodenverwertung gegenüber freiraum- und grünplanerischen Ansprüchen a priori zu favorisieren. Authentischer Bezug auf Belege wären diesem Zweck natürlich abträglich.

Der eklektizistische Opportunismus gebiert Widersprüche: So geht die HAUGsche Überlegung von der absatzmarktstimulierenden Wirkung der „Warenästhetik“ aus (HAUG 1983, S. 26). TESSIN hingegen deklariert das warenästhetisch bestimmte

Stadtgrün zum Investitionshemmnis, weil die „Besonderheiten der Grünachfrage“ (TESSIN) keine volle „Intensitätsrente“ zulasse. Im Gegenteil: anstelle für den falschen Schein des Stadtgrüns zu zahlen, parasitieren die Bewohner optisch daran (TESSIN, s.o.)! Soviel zur Praxis einer Systematisierung „geläufigen Wissens“.

Zugeständnisse an einen gekränkten Berufsstand.

Großen Vertrauens auf des Lesers intellektuellen Kretinismus bedarf es, angesichts der Irrelevanzbescheinigung an die Profession, ihre gleichzeitige Rehabilitation betreiben zu wollen:

Da die „*rein quantitative Grünflächenbilanz*“ mit 50 Prozent nicht bebauter Grundfläche in den Städten „*gar nicht einmal so dramatisch*“ sei, habe die Grünplanung keinen Grund, an einem zumindest relativen „*Stellenwert*“ zu zweifeln. Ein Betrag von „*fast weniger als fünf Prozent*“ im Gemeindehaushalt (für Hannover) sei kein Beleg der „*nachrangigen Bedeutung*“ der Grünplanung in der Kommunalpolitik – denn auch der „*gesamte kulturelle Bereich*“ erhalte häufig nicht mehr. „*Quantitativ gesehen*“ stünden den „*vielen (oft kleinen) Niederlagen der Grünflächenpolitik*“ in Auseinandersetzung mit Wohnungs-, Straßenbau und Gewerbepolitik größere Gewinne von seiten der Landwirtschaft gegenüber.

Schließlich sei tröstlich, dass sich „*gravierende Verluste*“, „*lediglich im Kleingartenwesen*“ – als „*Übergangsnutzung*“ traditionell bekannt – ergäben. „*Die überwiegenden Verluste im Freiflächenbereich*“ stammten zudem aus den Flächen, die „*nicht offiziell als Grünflächen ausgewiesen sind*“, wie „*landwirtschaftliche Flächen, Bauerwartungsland, Brachflächen, Baulücken, Blockinnenhöfe usf.*“ (TESSIN 1983, S. 534, 535). Und folgendermaßen kollabiert jeder Anspruch auf theoretisch konsistente Argumentation:

Unter Zuhilfenahme und Wahrung qualitativer Bezugsgrößen wurde „*Stadtgrün*“ pauschal zum weitgehend überflüssigen warenästhetischen Blendwerk industriekapitalistischer Verstädterung erklärt. Der Versuch, die Profession der Grünplanung, dem zum Trotz, zu rehabilitieren, geschieht unter Aspekten, welche mit den qualitativen Mängeln ebendieser „*Stadtgrüns*“ scheinbar nichts zu tun haben sollen: Aspekte quantitativen Flächenzugewinns und –verlusts werden bemüht. Dies wohl im Vertrauen darauf, auf solche Weise erfolgreich an ein Vorurteil zu appellieren, demzufolge der Erfolg grünplanerischer Arbeit in der Menge okkupierter Quadratmeter Grünfläche zu sehen sei. Die Widersprüchlichkeit des Verweises auf voneinander separierte Teilaspekte eines Gegenstandes („*Stadtgrün*“) für einander widersprechende Bezüge auf denselben zeigt sich dort, wo TESSIN den qualitativen Gebrauchswert von „*privat nutz- und genießbar(en)*“ Haus- und Kleingärten als Gütekriterium städtischer Freiflächen gegenüber warenästhetisch kastriertem „*Stadtgrün*“ anführt, nicht aber qm/Kleinflächen. Warum Verluste von Kleingartengeländen, welche von ähnlich hohem Gebrauchswert wie besagte Hausgärten, dessenungeachtet verschmerzbar sein sollen, kann der Hinweis TESSINs nicht erhellen, wonach die Gesamtfächenbilanz nicht „*dramatisch*“ für die Grünplanung sei, weil „*genügend*“ Quadratmeter öffentlicher Grünfläche ausgewiesen seien.

Auch erst die qualitative Gewichtung des von TESSIN bemühten Zugewinns aus landwirtschaftlichen Flächen am Stadtrand gegen einen Verlust „*vieler kleiner*“ Freiflächen in der Stadt selbst wäre Voraussetzung eines Prädikats planerischer Tätigkeit. Entscheidend für die Qualität städtischer Freiräume ist dabei ihre Zugänglichkeit.

keit, welche mit zunehmenden Distanzen von „*Innenhaus und Außenhaus*“ (HÜLBUSCH, I.M. 1978) im Sinne sinkender sozialer Verfügbarkeit abnimmt. Daher sind stadtrandnahe Freiflächen wie groß auch immer bemessen, kein qualitatives Kompensat der „*vielen kleinen*“ innerstädtischen Freiraumverluste. TESSIN hat offensichtlich den vierköpfigen Arbeiter- oder Angestelltenhaushalt übersehen, den – Kasseler Verhältnisse überschlägig zugrunde gelegt – bescheidener zweimal wöchentlicher „*Stadtrandgrünenguß*“, neben dem Zeitverlust ca. eines Arbeitstages, zwischen 80,- und 120,- DM Straßenbahnggebühr kostet. In die qualitative Gewichtung wäre zudem – auch das unterschlägt der Autor – eine Anzahl keineswegs immer rosiger Folgen des Stadtgrünzugewinns für die landwirtschaftlichen Betriebe einzubeziehen (Bauernblatt 8 [1978]; FUNK 1977). Schließlich: Die Feststellung TESSINs, nur 5 Prozent des Gemeindehaushaltes kämen städtischen Grünflächen zugute, was kein Zeichen der Nachrangigkeit dieses Bereiches in der kommunalen Entwicklungsplanung sein soll, kann wohl kaum als Beleg dafür dienen, dass die von TESSIN herbeikonstruierten, grundsätzlichen Zweifel am Stellenwert der öffentlichen Grünflächenpolitik gegenüber Kapital- und Bodenverwertung vor den Augen berufsbildender Empfindsamkeit einschränkbar gelten sollen.

Fazit: Nachdem die rüde „*ökonomisch-politische*“ Zurechtstufung der Grünplanung den Wunsch geweckt zu haben scheint, opportunerweise auch Bonbons zu verteilen, erfolgt derlei Anbiederung im Gewande „*ernsthafter*“ Theoriediskussion, welche infolgedessen den Geruch allerhöchster Fadenscheinigkeit verströmt.

Zur axiomatischen Verwandtschaft des TESSINschen Konzepts mit der Landschaftsplanung.

Diese Schädelstätte planungstheoretischer Hackstückerei eignet sich vorzüglich zum Nachweis einer zentralen Denkfigur, welche auch zum axiomatischen Kaffeesatz landschaftsplanerischer Theoriebildung rechnet. Seit 1960 etwa hat das Thema „*Sicherung der Nachhaltigkeit naturbürtiger Ressourcen*“ (z.B. Charta von Mainau 1961) in der Landschaftsplanung statt, nachdem Jahre zuvor bereits professionsexterne Anstöße erfolgten (vgl. TÜXEN 1936). Die Durchführung dieses Themas erfolgte in verschiedenen Spielarten, deren Kern eine Polarisierung von Zonen intensiver Ressourcen-(Luft, Wasser, Boden)-belastung durch industrielle und agrikole Produktion sowie sogenannten „*Ausgleichsräumen*“ (vgl. BUCHWALD 1961) als kompensatorisch gemeintes Pendant beinhaltet (BUCHWALD 1972; TRENT 1972; SEIBERT 1981). Es ist leicht nachweisbar, dass dieses „*Polaritäts- und Ausgleichskonzept*“ eine formalistische Leitkonstruktion der planungsprofessionellen Bezugnahme auf profitwirtschaftliche Formen gesellschaftlicher Produktion darstellt, formalistisch insofern, als die materielle Effizienz des „*Ausgleichskonzepts*“ angesichts der tendenziellen Allgegenwart ökosystemarer Schadwirkungen ebenso in Frage steht wie durch die begrenzte räumliche Mobilität der Mehrzahl der Bevölkerung in den „*Intensivbelastungsgebieten*“ (STOLZENBURG 1983). Die stadtlandschaftsbezogenen Auslassungen TESSINs huldigen ebendemselben formalistischen Ideal, inklusive ökonomischem Fundament, wenn „*die vielen kleinen*“ innerstädtischen Flächenverluste der Grünplanung im täglichen, institutionellen Schirmhützel mit Instanzen der Stadtplanung durch die Schaffung von Ausgleichsflächen im Stadtrandbereich für verschmerzbar erklärt werden. Hingegen leuchtet der Wert des Gedankens zu Zwecken legitimatorischer Politur angeschlagenen, sozusagen politisch korrodierten

stadtgärtnerischen Selbstbewusstseins bei reichlich flachschürfender Betrachtung unmittelbar ein.

„Stadtgrün“ – Über die problemwahrnehmungswirksame Suggestion einer umgangssprachlichen Wendung.

Welch Unheil für Selbstreflexion, Objektbestimmung und Forschungsperspektiven der Geografie eine Verquickung von „Landschaft“ im umgangssprachlichen Sinn mit dem geografischen Landschaftsbegriff hatte, zeigt die semantische Studie von HARD (1970). Die landschaftsgeografische Suche nach der „Einheit des Faches“ (vgl. KNEISLE 1980) im vermeintlich integralen Begriff „Landschaft“ als objekt-sprachlich-trägerischem Garanten der Einheit auch disparaterer geografischer Teildisziplinen wie physische Geografie, Anthropogeografie etc. artikuliert das notorische wie historische Identitätsdefizit des Faches Geografie (HARD 1979). Der Verweis auf das theoretische Notsandgebiet der Grünplanung und die Erklärung, dem Mangel an „*ernsthafte(r) theoretische(r) Diskussion*“ über Wert und Funktion von „Stadtgrün“ abhelfen zu wollen, deutet bei TESSIN auf erste thematische Parallelen. Nun landete das am Landschaftsbegriff orientierte Bemühen der Geografen unangenehm hart auf dem wissenschaftstheoretischen Nagelbrett einer „*semantischen Stufenverwechslung*“ (HARD 1970): Die Einführung des muttersprachlichen common-sense Verständnisses von „Landschaft“ in die universitäre Disziplin produzierte eine lediglich fiktive „Einheit des Faches“. Und zwar in Form eines jedwede Empirie auflösenden, universalistischen und somit ontologischen Konstrukts („*die Landschaft*“), dessen umgangssprachlicher Wortinhalt in ganzer Bedeutungspalette mit relativ beliebigen Realitätsaspekten und daran geknüpften forschungsstrategischen Interessen identifizierbar ist. Motto: „*Geografy is, what geographers do*“ (HARD 1973, S. 17). Ist man in der „Selbstbesinnung“ auf die „Einheit des Faches“ somit zum maliziösen Ausgangspunkt zurückgeschlittert, sind in diesem Sinne die „besten“ Voraussetzungen gegeben, dass verschiedenste erkenntnisleitende Interessen politischer, wirtschaftlicher und sozialer Provenienz als „*verschwiegene Voraussetzungen*“ unreflektiert Einzug in die Disziplin halten, somit deren nur fiktive Identität nebst darauf mehr schlecht als recht gründenden institutionellen Status fortschreiben (HARD 1981).

Man hat für „Landschaft“ in diesem Zusammenhang lediglich „Stadtgrün“ im TESSINschen Sinne einzusetzen. „Stadtgrün“, als essentieller Gegenstand von Grünplanung definiert, ermöglicht eine fiktive, terminologisch hergestellte Zusammenfassung auch disparaterer Freiraumsituationen unter dem Aspekt der isolierten Komponente „Grün“ in der Freiraumausstattung. Abgelöst vom empirischen Bild eines jeweiligen Freiraums, werden „*universalisierend*“ (s.o.) dessen individuelle Qualitäten dem „Grün“ zugeschlagen und damit nivelliert. Zugleich gehen pflanzensoziologisch differenzierbare Indikatoren zur Einschätzung eines Freiraums, seiner Geschichte und seines „*Entwicklungspotentials*“ verloren. In Analogie zum Landschaftsbegriff findet diese Seite der Verwechslung der umgangssprachlichen Rede vom „Grün“ in der Stadt mit planerischer Analyse von Vegetationsausstattung von Freiräumen auf vegetationskundlicher Basis ihr Gegenstück: in der Identifikation einzelner Momente von Stadtvegetation mit dem „Stadtgrün“. So identifiziert TESSIN defizitäre Freiraumsituationen mit „*dem*“ „Stadtgrün“ schlechthin, um „*dessen*“ Irrelevanz gegenüber ökonomisch „*motivierten*“ Ansprüchen an städtische Flächen-

nutzungen im vornherein zu sichern. Als sachgesetzlich kann so der planungswissenschaftlich unkontrollierte Einfluss politischer Wertungen verkauft werden (TES-SIN 1983, S. 536).

Grundlage für diese argumentative Doppelfigur ist, analog zum Gebrauch des Wortes „Landschaft“, die Vermischung der umgangssprachlichen Rede vom „Stadtgrün“ mit dem wissenschaftlich-vegetationskundlichen Sprachrepertoire zur Differenzierung verschiedener Anatomien der Stadtvegetation. Die Stadtvegetation reflektiert neben biotischen, abiotischen auch anthropogene Einflüsse am jeweiligen Standort. Sie informiert in ihren Erscheinungsbildern somit auch über soziale Komponenten (der Nutzung) von Freiräumen. Hingegen schlägt der Ausdruck „Stadtgrün“ die Vegetationsausstattung von Freiflächen und Freiräumen einer sozial indifferent begriffenen „Naturausstattung“ der Stadt zu und gerät somit unversehens in einen Gegensatz zur „gesellschaftlichen“ Bestimmung städtischer Flächennutzungsprozesse. Die Trennung von Natur („Stadtgrün“) und Gesellschaft (Flächennutzungen) macht die Begründung einer Zweitrangigkeit von Stadtvegetation überall dort möglich, wo „Stadtgrün“ Kapitalverwertungsprozesse zu hemmen droht. Die Frage nach der Manifestation sozialer Interessen in Form von Spuren des Gebrauchs dysfunktionaler Freiflächen im Erscheinungsbild der Vegetationsausstattung selbst entschlägt sich dem somit gesteckten Betrachtungshorizont.

Eine strikte Abkehr vom Gebrauch des Begriffs „Stadtgrün“ im Arbeitszusammenhang der Freiraumplanung zugunsten der Verwendung vegetationskundlicher Begriffe, deren realer Gegenstand Pflanzengesellschaften sind, entspräche hingegen der Notwendigkeit, gesellschaftliche Inhalte der städtischen „Naturausstattung“ als soziale Gegebenheiten professionell zur Kenntnis zu nehmen, zu respektieren und gegebenenfalls zu unterstützen. So enthält – um ein fast banales Beispiel zu zitieren – ein Trittrasenfragment (*Lolio-Plantaginetum majoris*) im Mittelstreifen einer vierspurigen Straße die Information: hier queren Passanten – möglicherweise trotz dornenbewehrter Pflanzstreifen von *Pyracantha coccinea*, welche an dieser Stelle dann niedergetreten ist. Freiraumplanerisches Anknüpfen an solche Gebrauchsspuren, beispielsweise durch Schotterung derartiger informeller Pfade, erhöht die verkehrsplanerisch nicht vorgesehene Nutzbarkeit dieses städtischen Straßenraums für Fußgänger. Obschon dieses Beispiel lediglich den Versuch einer teilweisen Kompensation verkehrsplanerischer Monofunktionalisierung eines städtischen Freiraums für den Kraftverkehr zum Gegenstand hat, verdeutlicht sich:

Der unterschiedliche Informationsgehalt (i.d.F. betretbar/unbetretbar) der städtischen Vegetationsbestände macht diese nicht allein untauglich für eine Subsumtion unter „Stadtgrün“. Die Vegetationsbestände erschließen informative Zugänge zu unterschiedlichen Nutzungsformen und –möglichkeiten sowie darin dokumentierte gesellschaftliche Interessen(konflikte).

Der im Terminus „Stadtgrün“ trojanisch sich einschleichende Natur-Gesellschaft-Gegensatz bedeutet in dieser Hinsicht planungspolitische Ignoranz gegenüber solchen Indizien von Freiflächennutzung, welchen häufig ein lobbyistisch unterkellertes Gehör in der parlamentarischen Stadtpolitik abgeht, deren Existenz jedoch durch die Mikrostruktur städtischer Pflanzengesellschaften als soziologisch lesbare Indizien des Gebrauchs von Flächen einen impliziten sozialen Anspruch manifestieren.

Literatur

- Arbeitskreis junger Landwirte (Hg.) 1978:** Von der drohenden Sozialbrache zum umkämpften Pachtland. In: Bauernblatt. Aufsatzsammlung. AG Bauernblatt e.V. Februar 1983. Kapitel „Boden“, Bauernblatt Heft 8/1978.
- Böse, H. 1981:** Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsberichte des FB Stadt- und Landschaftsplanung Heft 22. Kassel
- Brede, H. et al. 1976:** Politische Ökonomie des Bodens und Wohnungsfrage. Frankft. a.M.
- Buchwald, K. 1961** in Garten und Landschaft. Heft 8. S. 231
- Buchwald, K. 1972:** Der Landschaftsraum Worpswede – Teufelsmoor. Möglichkeiten seiner Gestaltung. In: Schwenke, O. (Hg.) Ästhetische Erziehung und Kommunikation.
- Charta von der Mainau 1961** in Garten und Landschaft. Heft 8. S. 239
- Funk, A. 1977:** Abschied von der Provinz. Strukturwandel des ländlichen Raumes und staatliche Politik. Stuttgart/Offenbach
- Hard, G. 1979:** Die Disziplin der Weißwäsher. Über Genese und Funktionen des Opportunismus in der Geographie. In: Sedlacek, P. (Hg.): Zur Situation der deutschen Geografie zehn Jahre nach Kiel. Osnabrücker Studien zur Geografie. Bd. 2. S. 11-44. Osnabrück
- Hard, G. 1970:** Die "Landschaft" der Sprache und die "Landschaft" der Geographen. Semantische und forschungslogische Studien. Bonn
- Hard, G. 1973:** Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Berlin - N. Y.
- Hard, G. 1981:** Problemwahrnehmung in der Stadt. Osnabrücker Studien zur Geographie. Band 4. S. 7-44. Osnabrück
- Hard, G. 1982:** Gärtnergrün und Bodenrente. Beobachtungen an spontaner und angebaute Stadtvegetation. Landschaft und Stadt 14 (1)
- Hart, R. 1982:** Wildlands for children: Consideration of the value of natural environments in landscape planning. Landschaft und Stadt 14 (1)
- Haug, W. F. 1973:** Kritik der Warenästhetik. Frankfurt. a.M.
- Hülbusch, I.M. & Läscher-Bauer, U. 1977:** Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen. Gesamthochschule Kassel. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung. Heft 10. Kassel
- Hülbusch, K.H. 1981:** Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: Andritzky & Spitzer (Hg.) Grün in der Stadt. Hamburg
- Kneisle, A. 1980:** "Offene" Wissenschaftstheorie oder Anbiederung an die Forschergemeinde. Heft 42 der Karlsruher Manuskripte zur mathematischen und theoretischen Wirtschafts- und Sozialgeographie. Karlsruhe (insbes. S. 15 ff. "Die Einheit des Faches: Eine Einheit von Stammtischbrüdern – oder Denken im Geheimtrakt?")
- Kühn, G. 1980:** Landschaftsarchitekt ist ein Beruf mit Zukunft! Das Gartenamt 29. S. 103 f.
- Milchert, J. 1982:** Absolventen der Landschaftsplanung ohne Berufsaussichten. Plädoyer für ein Beschäftigungsprogramm. In: Das Gartenamt 31. S. 603 ff.
- Seibert, P. 1980:** Ökologische Bewertung von homogenen Landschaftsteilen, Ökosystemen und Pflanzengesellschaften. Landschaft und Stadt. Ber. ANI 4, Dez. 1980, S. 10-23.
- Stolzenburg, H.-J. 1983:** Zur Theorie ökologischer Wirkungsanalysen. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung (1984 Druck in Vorbereitung)
- Tessin, W. 1980:** Zum ökonomisch-politischen Kontext städtischer Grünflächenpolitik. In: Das Gartenamt 30
- Tessin, W. 1981:** Anmerkungen zur ästhetisch-symbolischen Funktion städtischen Grüns. In: Das Gartenamt 30.
- TRENT 1972:** Forschungsauftrag: Typologische Untersuchungen zur rationellen Vorbereitung umfassender Landschaftsplanung – Textband -. Forschungsauftrag des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten vom September 1972. Bearbeiter: Forschungsgruppe TRENT – Universität Dortmund und Saarbrücken
- Tüxen, R. 1935:** Forstwirtschaft und Pflanzensoziologie. Deutscher Forstverein Gruppe Preußen Nordwesten. Jahresber. Über d. zweite Tagung zu Walsrode vom 17./18. Oktober. Hannover
- Zimmermann, J. 1977:** Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. IfR Forschungsbericht. Abschlußbericht des Forschungsvorhabens BN Bau 04 (044). Bonn

Die Erträge des Herrn K.

Herr K. ist Revierförster. Die ihm betrauten Quartiere liegen an der Elbe, unweit von Lauenburg, gehörig zu eben jenem ehemaligen Herzogtum, dessen Kreistag im Jahre 1923 den Willen bekundete, fernerhin seine Forste im Sinne des Möllerschen Dauerwaldgedankens zu bewirtschaften. Das ist nun schon lange her, könnte man denken, und seit diesem kreistäglichen Beschluss machen die kreiszugehörigen Revierförster fortgesetzt dasselbe, damals wie heute, Herr K. und sein Vorgänger und dessen Vorgänger und so weiter, dauernd denken und machen sie Dauerwald und so fort.

Da ist schon lange alles beschlossen und alles offensichtlich, könnte man meinen. Die Verwaltung einer offiziell gewordenen Überlegung. Nur ist damit zwar einiges klar aber noch nichts geklärt, bis auf den Gedanken. Das ist zwar viel aber mehr auch nicht. Das weiß man spätestens, wenn man einmal mit Herrn Kruckow seine Forste erkundet hat. Der Dauerwaldgedanke von Möller, erzählt Herr Kruckow, formuliert das Prinzip, die konkrete Bewirtschaftung, die praktische Arbeit im Forst erklärt er nicht, dieser Gedanke. Der Möllersche vom Kreistag beschlossene Gedanke, erklärt Herr Kruckow, nimmt die Qualität der Quartiere zur sinnleitenden Kategorie, fasst den Wert des Holzes ins Auge, des Holzes all der einzelnen Bäume, die gemeinsam die Qualität des Quartiers bestimmen wie die Möglichkeiten der einzelnen. Der Dauerwaldgedanke denkt vom jeweiligen Standort aus, von dessen naturbürtiger Disposition, der praktisch geschenkten Möglichkeit, und nimmt die ganz konkrete Geschichte der Quartiere – als das sicht- und prüfbare Ende vorgeleisteter Arbeit – zum Anfang der Überlegung. Herr Kruckow holt seine mitgebrachte Erfahrung sowie anderswo gewonnene Erkenntnis wie ursprünglich beheimatete Bäume zu Hilfe, wenn sie der Qualität der Quartiere dauernd zuträglich sind.

In jeder Entscheidung des Försters Kruckow wird der vom Kreistag beschlossene Gedanke konkret und die in seiner Arbeit immanente Prognose formuliert gleichzeitig den Prüfmaßstab, der, zum tatsächlichen Ergebnis der Arbeit dann erinnert, letztlich den Gedanken selbst qualifiziert, den Möllerschen Grundgedanken. Zum Ertrag der Arbeit pflegt Herr Kruckow ein bemerkenswertes Verhältnis, eines das die Grünraumgestaltung gerne – unverstanden – als Dilemma oder Falle begreift, eines das in wunderbarer Analogie zum 'Professor' steht.

Herr Kruckow überlegt seine Forste vom Ertrag her. Der Maßstab einer klugen und handwerklich soliden Bewirtschaftung liegt in der Qualität des Holzes, die Moden überdauernd Bestand hat am Markt und darin ökonomische Spielräume eröffnet, die sich unter anderem in den variablen Zeiten, Mengen und Anteilen der Ernten ausdrückt. Die Bäume sind gewissermaßen ökonomisch auf ihren Standorten gegründet. Jetzt könnte man schon wieder vermuten, dass es die Marktstage sind, an denen das Christkind bimmelt und des Försters Brust schwillt, sein Herz springt und hüpfet und Festlichkeit einkehrt. Man könnte sich hinreißen lassen zu glauben, die Verkaufserlöse sind der große Stolz, der ureigene und unbestechliche Maßstab seines Schaffens.

Doch Herr Kruckow ist nicht Dagobert, ist zu sehr forstkundig und nicht so billig zu haben. Nicht dass Herr Kruckow etwas gegen den Ertrag, die Ernte, den Verkauf hätte, davon geht er ja aus, das ist sein Arbeitsauftrag, davon müssen er, die ihm anvertrauten Arbeiter und Gesellen und die ihm vertrauenden Eigentümer ja leben. Der Forst muss ja sich selbst und die Leute tragen, dauernd. Aber seine Handwerkerlehre kennt mehr, auf das es ankommt. Sein Interesse liegt nicht im Verkauf, den er im übrigen genauso gewieft organisiert wie die andere Arbeit, sein Herz schlägt für die Planung des Ertrags, für die Arbeit der Qualifizierung der Quartiere selbst. Seine Försterseele gehört der Arbeit der Auszeichnung, der Überlegung und Prüfung der Arbeit, den professionellen Spaziergängen, dem aufmerksamen Sehen, der Betreuung seiner Leute und Quartiere über die Jahre hinweg, kurzum der handwerklichen Seite seines Berufes.

K. träumt von den Erträgen nach dem Verkauf. Ein Freiraumplaner zehrt nicht von der in der Eröffnung gefeierten Grünraumgestaltung, sondern von der im Plan bedachten Verfertigung über die noch nicht abgeholte Arbeit am Ort, hofiert die unausgemachte Seite seines Handwerks. Ein Hochschullehrer gleicht dem Gärtner und ist kein Landwirt wie der Professor der Geschäfte.

Später, lange nach K., werden sie dann in seinen Quartieren stehen, begeistert und beeindruckt und überwältigt und vor allem bestätigt. So selbstverständlich – praktisch natürlich – wird alles in sichtbarer Übereinstimmung mit seinem Sinn erscheinen. Alles wird klar sein. Dauerwaldgedanke, sowieso, seit 1923, immer schon, der Kreis, prima. Die einen werden ganz eingenommen Natur sehen, wenn man sie befreit walten lässt, dann wird das so toll, so großartig, schon immer. Und diese Douglasien, da hat sich wohl wer geirrt. Die anderen mehr denkmalbewegten werden konservierungsbedürftige Geschichte sehen, außergewöhnliche Zeugnisse überkommener und rasend selten gewordener Forstkultur, was der Kreistag schon 1923 (!) vorausschauend erkannt und qua Beschluss erhalten hat. Andere werden einfach-so-Wald sehen und eine Forstpartie überzeugt von ihrer ureigenen Kunst, der Försterkunst, geheim und schwierig. Wenige nur werden das solide Handwerk wahrnehmen geschweige denn würdigen, wenige werden die feinen Unterschiede im Ähnlichen noch das Analoge im scheinbar Unterschiedlichen sehen, und noch weniger werden sie Prognosen zurück in jene Zeiten und Situationen wagen, in denen Herr K., der Revierförster Kruckow dort stand, beobachtete, überlegte, abwägte und auszeichnete. Für professionell Kundige wäre und ist dies der ertragreiche Schritt, vorausgesetzt sie sind dazu kundig gelehrt worden und an der Arbeit und der Kenntnis des Handwerks interessiert und nicht nur am Verkauf. Dieses allzu große Interesse am Verkauf, am Applaus schießt immer auf das Besondere, die unlautere Überredung, statt auf den einzelnen Baum immer auf den einen dicken, der im übrigen meist nicht ihr Verdienst ist, und ist damit immer gefährlich nahe an der Spekulation, gerade im Forst.

Nachlese Austreibung

Warum in die Ferne schweifen...?¹

Dagmar Kuhle machte mich darauf aufmerksam, dass die Erfahrungen mit Ausbildung suchenden Jugendlichen in der Berufsvorbereitung² vermutlich Pate gestanden hätten für meinen Text 'Erfahrung und Austreibung'³. Sie hatte Recht, das war mir gar nicht aufgefallen. Die Reflexion des Themas Austreibung war Begleiterscheinung der Arbeit. Der Zugang zu früheren Arbeitserfahrungen der Jugendlichen über Gespräche zur Biographie gab häufig Anstoß zum Verstehen der Lernwiderstände, des Unmutes und der Verweigerung insbesondere bei 'Russlanddeutschen'. Die beidseitige Berührung der Biographien von Lehrer und Schülern trug stets gegenseitige Anerkennung und Vertrauen ein, das für die Jugendlichen den Freiraum herstellt, in dem es möglich wird, "sich zu beobachten" und dadurch "sich zu verändern" (ALAIN 1932/1994: 131ff). Während Freiraumplanung für Gegenstände des Alltags bewährte Gewohnheiten stärkt, sind die Jugendlichen aus Russland noch weit von Gewohnheiten entfernt, die für sie in Deutschland tragfähig sind. Und die Russlanddeutschen Jugendlichen verharren nicht nur oft in alten Gewohnheiten, sie verweigern auch zugleich die Erinnerung, die der Zugang zur Wurzel der Gewohnheiten ist (vgl. literarisch bei MORGAN, S. 1991: 405f). Deshalb kann es wichtig werden, für sie zugleich die Erinnerung zu organisieren, wie auch 'Problembewusstsein' herzustellen. Also muss jene Wahrnehmung geschult werden, die fragloses hinterfragt und damit zu Freiräumen im Denken führt, was bedeutet, liebgezwonnene mitgebrachte Verhaltens- und Sehweisen zu lockern und bewusst nach Analogien wie Unterschieden zu suchen, um in der Fremde entscheiden zu können, was zum Ankommen beitragen kann.

"Es geht niemals darum zu beobachten, was im Denken ist, sondern das Denken gemäß dem zu ordnen, was in den Dingen ist; man darf also Seelenzustände niemals so nehmen, wie sie sind, man muss sie herstellen und immer wieder herstellen." (: 188)

"Es geht nicht darum, alles zu wissen. Das hat keinen Sinn. Es gilt nur, das, was man nicht weiß, nach dem zu beurteilen, was man aufs beste weiß, und niemals das höchste Ziel aus den Augen zu verlieren, das darin besteht, seinen Geist frei und ruhig zu bewahren" (s. ALAIN/KREBS, F.J. 1995: 189) (Hervorh. v. V.)

Ebenso wie die Arbeitserfahrung stand auch die Begegnung mit 'der Moderne' im eigenen Leben Pate für den Text, eine Erfahrung, der sich kaum jemand zu entziehen vermag, wer hier und heute lebt, (vgl. BERGER & BERGER & KELLNER 1987).

Die Austreibung zu Hause.

"... es wird das Opfer sein, das schlimme Träume hat." (ALAIN 1922/1997: 77)

Austreibung hat viele Gesichter und selten so deutliche wie im Fall von 'Abschied von Matjora'. Dennoch muss man nicht so weit schweifen, um auf Überflutungen durch Staudämme zu stoßen oder in die Vergangenheit 'reisen', um Menschen zu treffen, die 'frisch' ihr Zuhause in fremden Ländern verlassen haben, wie 'die Russ-

¹ Ich danke Dagmar für den Anlass und ihre Aufmerksamkeit, Karl Heinrich Hülbusch und Kathrin Harder für die Anregungen und fürs Gegenlesen. Kathrin teilt außerdem die Arbeitserfahrung mit den Jugendlichen und ein gut Teil der hier formulierten Gedanken sind in den vergnüglichen Gesprächen mit ihr entstanden.

² Honorartätigkeit als Dozent für Gärtner-, Werkstattkurse etc. im STARHILFE –Ausbildungsverbund Schwalm-Eder e.V., Zweigstelle Ziegenhain. S.a. Beiträge des Autors zu Symposion der AG Freiraum u. Vegetation in 2000 u. 2001, demnächst in einem Notizbuch.

³ In diesem Notizbuch.

landdeutschen'. Die Austreibung liegt nahe, näher als wir uns vielleicht zu sehen angewöhnt haben. In Deutschland bestehen zum Beispiel reichlich Staudämme; Truppenübungsplätze (z.B. Senne, Lüneburger Heide) oder Industrie (AKW's, Mülldeponien etc.) sind da gleich. Für den Bau der Okertalsperre im Harz wurde Schulpburg geflutet und im Edertal wurden gleich mehrere Ortschaften geräumt und vorsorglich gesprengt. Die Broschüre "Das alte Edertal - Die versunkenen Ortschaften Asel, Bringhausen und Berich" der 'Edertal Touristic GmbH' (Hg.) versucht noch annähernd 100 Jahre nach der Flutung von 1913 der Tat den Schrecken zu nehmen und den folgenden Generationen Glück zu verheißen.

"Bis heute dient der Edersee der Schiffbarhaltung der Oberweser und der Stromgewinnung. Hinzu kam ein Bereich, an den zu Beginn der Unternehmung noch niemand gedacht hatte: Die Entwicklung des Fremdenverkehrs, den der See mit seinen vielfältigen Möglichkeiten anlockte. ... So groß und unbestritten der wirtschaftliche Nutzen des Ederstausees war und ist, so einschneidend war die Überflutung des Tals für die betroffenen Bewohner." (:6)

Wer den wirtschaftlichen Nutzen hatte und ob damals irgend etwas davon in Waldeck blieb, wird nicht gesagt. Irgendeine unbestimmte 'Gemeinheit' hatte angeblich den Nutzen aber man rechnet lieber nicht genau nach. Das Argument klingt jedenfalls sehr gut, man wagt kaum noch, etwas einzuwenden, wie damals. So soll der Schrecken geflutet werden und dafür muss man erreichen, dass die LeserIn einerseits von der 'Großartigkeit' des Bauwerkes bereits eingenommen ist und andererseits weder den Schmerz der Austreibungen im eigenen Leben erinnert, noch bemerkt, dass es vor der Flutung gute Zeiten gab, damit die Härte nicht spürbar wird, die in der Enteignung liegt. Und eine 'vollkommene' Enteignung war's im Fall des Edersees um so mehr als alle 'Betroffenen' der Versuchung widerstanden, gegen das gerade explizit dafür erfundene Enteignungsgesetz anzukämpfen (vgl. EDERSEE TOURISTIC GmbH 2001: 2). Man wusste offenbar, mit wem man es zu tun hatte. Die Preußische Macht, der Waldeck - Frankenberg sich damals verkauft hatte, war absolut (vgl. ebenda).

Es bleibt eine Illusion, zu glauben, der 'wirtschaftliche Vorteil' sei unbestritten und man habe die Nachteile einzelner zum Wohle aller in Kauf genommen (vgl. KAUER, W. 1976: 57ff; vgl. SCHNEIDER, G. 1989)⁴. Die Umrechnung des Unbezahlbaren in eine 'Entschädigung' wird für selbstverständlich gehalten, solange der Schmerz für 'von der Zeit heilbar' gehalten wird. Diese Erklärung übersieht die tatsächliche Wirkung der Zeit: Das Bewältigen dessen, was im Leben nach der Zerstörung kommt, entlässt Unrecht und Schmerz aus dem Bewusstsein, nicht aber aus der Erinnerung (vgl. GEO 2002). Man ist zu sehr mit der zugemuteten Gegenwart beschäftigt, bis man gegen Ende des Lebens wieder bei sich ankommt (vgl. GILLHOFF, J. 1917/1978: 168ff; MORGAN, S. 1987: 399)⁵.

"Helga Spranger sagt, dass sie bei Sitzungen wie dieser die Uhr stellen könne. Nach 15 Minuten sei es meist so weit. "Implosionen" nennt sie das. Es ist schon merkwürdig: Da können Menschen 57 Jahre lang nicht darüber reden, und dann brauchen sie gerade mal 15 Minuten."..."Wir sind doch zum Schweigen erzogen worden", sagt jemand anderes. Dann ist erst mal Ruhe." (GEO: Deutschland nach dem Krieg 2002: 172)

⁴ Siehe auch die Debatte zum Glück der künftigen Generationen in: 'Erfahrung und Austreibung' bzw. bei J. GIONO 1963/1989: 59-64.

⁵ Hierzu wäre eine Debatte der Friedhöfe bzw. der 'Vorausgegangenen' spannend, weil im Friedhof die Vergangenheit explizit neben dem Alltag bewusste Erinnerung im Leben der Lebenden sein kann (s. D. KUHLE 2002: 132ff). Im Alltag selbst dominiert die Gegenwart und die Vergangenheit nimmt Platz in unbedachter Erinnerung (vgl. SCHÜTZ, A. 1971: 36ff).

Hektarweise Zweizahnfluren.

Gewöhnlich linear verbreitete Pflanzengesellschaften aus dem Verband der Zweizahnfluren (*Bidention tripartitae* Nordh. 1940) traten am Ende des trockenen Sommers 2003 flächenhaft im Edertal auf (s. **Tab. 1**). Diese Beobachtung ist nicht neu. Zumindest die Brücke bei Asel kommt immer wieder mal zu Tage (vgl. EGER, W. ~1978; TAMM, J. 1980). Auch 1986/87 war das Phänomen bemerkenswert ungewöhnlich und anregend für Aufnahmen von Isoëto-Nanojuncetea-Gesellschaften (Zwergbinsengesellschaften) Br.-Bl. et Tx. 1943 (s. **Tab. 2⁶**) (vgl. PREISING et al. 1995: 78ff).

Tabelle 1 (Aufnahmen von 2003)

Bidention - Gesellschaft
im Edertal 13. Sept. 2003

Ifd. Nr.	1	2	3	4
Aufn. Nr.	A1A	A2B	A1A3	
Deckung in %	60	70	50	80
Artnzahl	11	14	10	16
<i>Bidens tripartita</i>	22	M	(+)	M
<i>Rorippa palustris</i>	M	M	33	+
<i>Gnaphalium uliginosum</i>	44	M	M	M
<i>Polygonum lapathifolium</i>	M	M	+	M
<i>Polygonum persicaria</i>	M	33	22	23
<i>Plantago intermedia</i>	M	M	+	M
<i>Tripleurospermum inodorum</i>	+	M	+	22
<i>Chaenopodium album</i>	+	+	+	M
<i>Najasetum aquaticum</i>	+	23	+	22
<i>Limosella aquatica</i>	22	41		
<i>Juncus bufonius</i>	.	+	.	.
<i>Trifolium repens</i>	.	.	+	M
<i>Poa annua</i>	.	.	r	+
<i>Malva neglecta</i>	.	.	+	+
<i>Potentilla anserina</i>	.	.	.	33
Moose, diverse	M	M	+	
Flechten, diverse	M	+	.	.
<i>Poa trivialis</i>	.	+	.	.
<i>Lythrum salicaria</i> f.	.	+	.	.
<i>Scrophularia nodosa</i> f.	.	.	r	.
<i>Rumex maritimus</i> f.	.	.	r	.

Ifd. Nr. 1 + 2 Ausbildung von
Limosella aquatica
Ifd. Nr. 3 + 4 Ausbildung von
Trifolium repens

Bei Asel sah das 2003 aus wie Grünland im ersten Frühjahr nach der Ansaat und hier und da holten Bauern schon den üppigen Aufwuchs in den Stall, weil auf dem trockenen Grünland der höheren Lagen nichts nachwuchs (vgl. EGER, W. ~1978: 3). Die Einjahrsfluren bezeichnen aktuell ephemeren wasserwirtschaftlich bedingten Tiefwasserstand, nicht wie naturbürtigerweise 'üblich' ephemeren (Winter-)Hochwasserstand (s. PREISING et al. 1995: 66; vgl. BEL-LIN, F. 2000; AUT. 2000: 134ff.). Und sie besiedeln flächenhaft als Pioniere die Auelehme der ehemals obligaten Grünlandstandorte sowie die kurz vor der Flutung vorwiegend geackerten Niederterrassen statt wie üblich die Ränder des Gewässers (vgl. ebenda). **Tab. 1** dokumentiert neben Aufnahmen von Auelehmen auch Standorte ehemaliger Siedlungen (Ifd. 3+4). Sie stammen aus dem Tal bei Asel und aus 'Alt'-Bringhausen. Die Aufnahmen der Isoëto-Nanojuncetea-Gesellschaften von Hülbusch & Knittel (1986/1987; **Tab. 2**) stammen z. T. ebenfalls aus der Gegend bei Asel (alte Talbrücke) und von weiter Fluss aufwärts gelegenen Abschnitten des Seegrundes bei Herzhausen bzw. der Edereinmündung. Während in den Aufnahmen von 2003 (**Tab. 1**) neben Arten der *Bidention* (*Bidens tripartita*, *Rorippa palustris*, *Polygonum*

⁶ K.H. Hülbusch & J. Knittel haben diese Aufnahmen gemacht und sorgsam aufbewahrt.

Tabelle 2 (Aufnahmen von 1986/1987)

Zieldabelle

	1	2	3
Ges. Deckung %	55 75 80	85 85 25 25	85 50 100
Deck. Pflanzeng. %	55 75 80	70 70 10 15	50 48 100
Deck. Kryptog. %	. . .	25 45 10 20	65 3 .
Nr. d. Aufnahmen	1 2 3	4 6 19 2a	7 8 9
Unterzahl	14 12 11	17 16 7 7	10 11 8
<i>C. orthoceras lidopolis</i>	33 41 44	+ . . .	. . .
<i>Chenopodium polyspermum</i>	27 11 11	11 . . .	. . .
<i>Poa annua</i>	+ 11 +	+ 22 . . .	. . .
<i>Eryimum cheiranthoides</i>	22 11 .	. . .	. . .
<i>Halicacris discoides</i>	. 21 11	+ . . .	. . .
<i>Rapsella bursa-pastoris</i>	. 22 .	. . .	. . .
<i>Spergula arvensis</i>	. . 33	. . .	. . .
<i>Gypsophila muralis</i>	. . .	21 33 21 21	. . .
<i>Epilobium adnatum</i> juv.	. . .	+ 11 + 11	. . .
<i>Halicacris nodosa</i>	. . +	11 + . . .	. . .
<i>Herniaria glabra</i>	. . .	+ 11 . . .	. . .
<i>Veronica setpyllifolia</i>	. . .	+ 11 . . .	. . .
<i>Gnaphalium uliginosum</i>	. . .	41 11 . 11	33 22 +
<i>Juncus bufonius</i>	. . .	21 . . 11	11 11 +
<i>Limosella aquatica</i>	. . .	. . .	22 22 22
<i>Bidens radiata</i>	. . .	11 . . .	+ + 22
<i>Polygonum lapathifol./nodosum</i> 11	. . .	+ . . .	+ + +
<i>Piccia cavernosa</i>	. . .	. . .	22 .
<i>Botrychium granulatum</i>	. . .	. . .	35 .
<i>Peplis portula</i>	. . .	. . .	. 22 22
<i>Callitriche spec.</i>	. . .	. . .	. 45
<i>Plantago intermedia</i>	. 22 23	11 + . . .	11 22 .
Algen + Flechte / Deckung %	. . .	25 45 20 20	65 3 .

1. *Chenopodium polyspermum* - *Corniculatum lidopolis* (Halemi 1929) Halimidi ed R. F. 1948 ap. R. Tixier 1979
2. *Gypsophila muralis* - *Nauocypselon* - Ges.
3. *Cypro* - *Limoselletum aquaticae*

Aufnahmen von
K.H. Hiltbrich u. G. Kuitzel
24.10.1986

Aufnahmen 1a + 2e
aus Koblenz

lapathifolium) in geringerer Beteiligung und niedriger Wuchshöhe Arten des Cyperofusci Limoselletum aquaticae Korneck 1960 enthalten sind (*Limosella aquatica* und *Juncus bufonius*), nehmen in den Aufnahmen des Cypero-Limoselletum von 1986/87 (s. Tab. 2, Sp. 3) Bidention-Arten wie *Bidens radiata* und *Polygonum lapathifolium* einen geringen Anteil ein. Der pflanzensoziologischen Debatte zufolge bilden Gesellschaften der Isoëto-Nanojuncetea-Gesellschaften, z.B. das Cypero-Limoselletum oder das *Chenopodio polyspermi-Corrigioletum litoralis* (Malenit 1929) Hülb. et Tx. 1978 ap. R. Tx. 1979 und Bestände wie die *Gypsophila muralis*-Gesellschaft (Tab. 2) initiale Besiedlungsstadien trockenfallender Gewässerböden/ränder, während die Folgegesellschaften der Bidention auf denselben Standorten längere Phasen der Austrocknung benötigen, um gedeihen zu können und zugleich ungestörtere Entwicklung bevorzugen (s. zusammenfassende Aussagen bei TÄUBER & PETERSEN 2000:9; 20ff), was zur meteorologischen Aufmerksamkeit des Jahres 2003 passt. Schon ab Juni und bis November wurde wegen geringer Niederschläge die Weser zur Schiffbarmachung mit Wasser vom Ederstausee versorgt, der Wasserspiegel sank, so dass die Entwicklung von Zwergbinsen- zu Zweizahnfluren voranschreiten konnte. Der Schlammling (*Limosella aquatica*) in den Aufnahmen zeugt noch von der initialen Besiedlung des Frühsommers. Mit dem dynamischen Aufbau der Vegetation hin zu den Zweizahnfluren nimmt auch die Trockenheit und Trittfestigkeit der Lehme und Tone des Talgrundes zu, was nicht nur Arten der Trittrassen bevorzugt (s. Tab. 1; vgl. TÄUBER & PETERSEN 2000: 9), sondern was auch real zunehmend günstige Voraussetzungen für ephemere Nutzungen des Talgrundes schafft. Die Trockenheit (bzw. die Schiffbarmachung der Weser; vgl. TAMM, J. 1980: 95f) stellt unvermutet üppig betretbare 'dysfunktionale Freiräume' (HEINEMANN & POMMERENING 1989) her. Dazu kommen dem Naturschutz wegen der 'Rote-Liste-Arten' aus den Zwergbinsen- und anderen -gesellschaften 'natürlich' ganz andere Gedanken, die dann nicht selten wieder mit Vertreibung, zu tun haben, von der 2003 allerdings nichts zu sehen war. Im Gegenteil. Das Trockenfallen des Sees kam zuerst in aller Munde als Vorläufer drohend verheißener Dürrekatastrophen daher (s. Berichterstattung in der HNA und im Rundfunk, HR). Aber dann traten an den Ufern bei den einst gefluteten Ortschaften Asel, Berich und Bringhausen die Vorzüge der Sensation der Ruinen hervor (s. z.B. HNA 18.10.'03: Sonderseite). Und die flächenhafte Besiedlung des Tales mit ephemeren Pflanzengesellschaften begleitete einen touristischen Reibach ungeahnten Ausmaßes als Tausende von Menschen quer zur Wasserrichtung auf alten Wegen und daneben durch das Tal pilgerten; sowohl im Boden als auch in der Spontanvegetation Spuren und Pfade zurücklegend.

Gefluteter Reichtum.

In der Pioniervegetation des Trockenfallens kommt noch der ehemalige naturbürtige Reichtum des Tales zum Ausdruck, der in der Produktivität der Auelehme und Niederterrassen steckt, die wie immer in solchen Fällen (vgl. LÜHRS, H. 1994: 49ff; 116), damals erst einmal arm geredet worden waren, bevor man sie den Fluten übergab (vgl. EDERSEE TOURISTIC GmbH 2001). Genau das Wasser, das man vor der Flutung propagandistisch mit Unbequemlichkeit (Talüberquerung) und Not (Winterhochwasser) in Verbindung brachte (ebenda), transportierte ephemere, mit den Spülsaum-Gesellschaften als Indiz, durch die Überschwemmungen (Wasser,

Feinerde, Streu etc.) regelmäßig weiteren naturbürtigen Reichtum ins Tal⁷, für den anderswo üppig meliorativer Aufwand betrieben wird oder einst Bewässerung absichtsvoll hergestellt wurde (s. AUT. 1996: 149ff). Die Üppigkeit des Aufwuchses auf dem heutigen 'Seeboden' verwirrt heute vielleicht den einen oder anderen arglosen Blick, der sich an grenzenlosem Grün berauscht. Es bleibt ein Rest Unsicherheit, der Schautafeln und Broschüren eher andere Lügen oder Halbwahrheiten anbieten und weiter dieselbe Illusion gewonnen Reichtums und entronnener Armut pflegen, um das Unrecht zu vernebeln.

"Die jüngere Generation akzeptierte die Situation, die ohnehin unabänderlich schien, offenbar schneller. Man sah auch die Schwierigkeiten, die das alljährliche Winterhochwasser und die Überschwemmungen für die Dörfer mit sich brachten. Andererseits waren die geplanten Entschädigungen großzügig bemessen und erlaubten es auch wirtschaftlich schlechter gestellten Bewohnern, sich an anderen Orten Besitz zu erwerben." (EDERSEE TOURISTIC GmbH 2001: 9)

Selbst noch die hartnäckige Berufung darauf, das Tal sei naturbürtig reich gewesen, reagiert latent auf das falsche Argument, nur naturbürtig reiches Land sei bei Zerstörung zu betrauern. Als könne jedermann x-beliebig einen 'besseren' Lebensort aus dem Katalog bestellen (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1987; AUT. 1988: 64). Mit dieser Ablenkung wird lediglich erreicht, dass Jahrhunderte gelebten Lebens unwert erscheinen. Lieber nimmt man an, die Vergangenheit sei unwert, als einen Augenblick beim Unrecht zu verweilen und die schöne Aussicht nicht mehr arglos zu genießen (vgl. APPEL, A. 1992: 41ff). Indem aber dem Unglück der Anderen die Berechtigung versagt wird, versagt man auch sich selbst das Recht (vgl. K.H. Hülbusch 1993: X).

Austreibung in der Fremde.

"Was hier seine zehn Jahre im Lande sitzt, das ist schon eine sehr lange Zeit. Hier wachsen keine Geschichten und Erinnerungen aus alter Zeit, die mit unsern Vätern und mit der Erde unter unsern Füßen verbunden sind." (:169)

"Es gibt ja Leute, die gehen leichter durchs Leben, wenn sie ihre Erinnerungen über Bord werfen und ihren deutschen Rock an den Nagel hängen. Mir geht das nicht so. Vielen andern auch nicht. Wir tragen alle etwas Erde aus unserm Heimatdorf in den Stiefeln mit uns. So lange, bis wir sie ausziehen. Der eine Sand, der andere Lehm." (GILLHOFF, J.: J.J. Swehn, der Amerikafahrer 1917/1978: 168)

Manche der Jugendlichen, mit denen ich in der Berufsvorbereitung gearbeitet habe, wurden irgendwo in Kasachstan, Russland, Tatschikistan morgens geweckt und ohne Vorgespräch, ohne Abschiedsmöglichkeit mitgenommen nach Deutschland, wie im Krieg oder bei panischer Flucht vor einer Katastrophe. Viele der Urgroßeltern hatten die Entscheidung getroffen, nach Russland auszuwandern. Die Eltern treffen jetzt die Entscheidung, 'zurückzukehren'. Das 'Zurück' setzt aber Anknüpfungsmöglichkeiten voraus. Die Jugendlichen, die jetzt in Deutschland ankommen, haben ähnlich wie ihre Großeltern, die noch Kinder waren als es "auf nach Russland" ging, nichts zum Anknüpfen. Für sie gibt es vorerst nur die Fremde und das, was sie zurückgelassen haben, was für das Leben hier i.d.R. unerreichbar und allenfalls bedrohlich gerät und vergeudet wird⁸.

⁷ S. Analog naturbürtige Produktivität am Strand bei BELLIN. F. 2000.

⁸ J. Berger & J. Mohr 1976 haben für den extremeren Fall der Arbeitsemigranten auf den Punkt gebracht, welche Funktion die Vergangenheit aus hiesiger Sicht übernehmen kann:

"Sie kommen, um ihre Arbeit anzubieten. Ihre Arbeitskraft ist eine Fertigware. Das industrialisierte Land, dessen Produktion von ihr profitieren wird, hat nichts zu den Kosten beigetragen, die nötig waren, um diese Ware zu

Nichts als Worte und Erinnerungen in der Tasche.

"Englisch bin ich bloß mit der Zunge in der Schule; aber im Hemd bin ich deutsch."
(GILLHOFF, J. 1917/1978: 79)

Anscheinend haben Pädagogen inzwischen begriffen, dass die Sprache ein Schlüssel zum schon Gewussten ist. Man ist in Hessen und NRW dazu übergegangen, den Deutschunterricht für 'Eingewanderte' möglichst durch Muttersprachenunterricht zu begleiten, weil damit die deutsche Sprache besser gelernt und behalten wird. Das ist ganz praktisch und statistisch belegt. Aber dahinter verbirgt sich die Einsicht, dass vergangenes Leben immer den Zugang für zukünftiges Leben enthält und die Sprache Trägerin des Schatzes der Erinnerungen und bisherigen Erfahrungen, Einsichten und des zuhandenen Wissens ist (s. BERGER & LUCKMANN 1969; vgl. ERDHEIM, M. 1984: VIII).

Wenn man diesen Schatz arrogant brachlegt mit der Begründung, 'die' müssten schließlich unbedingt deutsch reden und werden', wenn sie hier leben wollten - was mit ein bis zwei Generationen ohnehin zwangsläufig 'geschieht' -, hat man nicht begriffen, dass im gerade gelebten Leben das kommende Leben beginnt (s. JASPERS, K. 1947/1999: 65). Es ist nicht so, dass diese Jugendlichen sich dem hiesigen Leben vollständig verschließen. Im Gegenteil, die Accessoires des Lebens einheimischer Jugendlicher werden sehr schnell gesucht und Vorzüge des 'alten' Lebens ganz klar von außen entwertet und von innen verleugnet. Der tägliche Ritt auf dem eigenen Pferd in Tschikistan oder die gemeinsame Ernte auf Feldern in Kasachstan - von denen Jugendliche berichteten -, kommen z.B. erst zur Sprache, wenn ein Lehrender deutlich macht, dass so etwas auch hier einen 'gewissen Wert' hätte und dass auch das heutige Leben hier eine Vergangenheit hat, die in dem einen oder anderen Punkt der Gegenwart von Kasachstan ähnelt. Sie kommen nicht als Pioniere wirtschaftlichen 'Fortschritts' hier an wie einst die Hugenotten, sondern gewissermaßen aus der deutschen Vergangenheit.

Eine unbestreitbare und in hiesigen Handwerksbetrieben gesuchte Qualität dieser Menschen besteht im 'Improvisationstalent', das nichts anderes ist als eine Ansammlung von Fertigkeiten und Fähigkeiten, die entstehen, wenn Leute ihr Leben, ihren Lebensort selbst einzurichten gewohnt sind. Dies haben wir bisher stets der bäuerlichen 'Kultur' zugeschrieben (vgl. TSCHAJANOW, A. 1923; SPITTLER, G. 1987; LÜHRS, H. 1994: 28ff; GEHLKEN, B. 1995: 262ff), also der von und in uns zurückgelassenen und ausgetriebenen "Klasse von Überlebenden" (BERGER, J. 1984: 278). Die Qualität dieser Fertigkeiten wird sehr wohl immer noch erkannt aber bald - in wenigen Generationen - aufgezehrt, nicht weil die Fähigkeit nicht mehr bewährt wäre, sondern weil das Ziel vom subsistenzialen zum konsumtiven Maßstab wechselt und damit das Versprechen des Wohlergehens, das der Grund war, nach Deutschland zu kommen, baldmöglichst eingelöst wird. Damit wird die Ursache der Findigkeit und der Ausbildung vieler handwerklicher Fertigkeiten aufgehoben und der Fundus abgeschöpft (vgl. BERGER & MOHR 1976: 69). Dem Wechsel des Maßstabs sind z.B. russlanddeutsche Jugendliche, wenn sie mit Einheimischen

schaffen; noch viel weniger wird es die Kosten für die Unterstützung eines ernstlich kranken Arbeitsemigranten tragen - oder eines Mannes, der zum Arbeiten zu alt geworden ist. Soweit es die Wirtschaft der Metropole angeht, sind Arbeitsemigranten unsterblich: unsterblich, weil dauernd austauschbar. Sie werden nicht geboren; sie werden nicht großgezogen; sie altern nicht; sie werden nicht schwach; sie sterben nicht. Sie haben eine einzige Funktion - arbeiten. Für alle anderen Funktionen ihres Lebens ist das Land zuständig, aus dem sie kommen." (: 64; vgl. NEUSÜSS, C. 1983)

deutschen Jugendlichen zusammen lernen, besonders stark ausgesetzt, weil mitgebrachte Erfahrungen aus bäuerlich - handwerklich geprägten Lebenszusammenhängen nicht nur kein, sondern explizit geringer Wert beigemessen wird. Das Wort 'Bauer' gilt hier z.B. als Beschimpfung. Die Austreibung der eigenen Vergangenheit kann unter dieser Form von Psychoterror so weit gehen, dass auf eine im gemeinsamen Plenum gestellte Frage wie: 'Hast Du schon handwerkliche Erfahrungen gesammelt in Deinem Leben?' die Erfahrungen aus der 'Zeit vor Deutschland' verschwiegen und nur auf ausdrückliche Nachfrage preisgegeben werden. Russisch wird in dieser Situation zu einer Sprache gewendet, die weniger Schätze trägt, denn Schutz bietet und Angriffe deckt, weil 'Deutsche' sie nicht verstehen (s. Hutterer in Kolonien in Kanada; HOLZACH, M. 1982).

Auf zwei Beinen der Sprache.

"Die Städte dieses Raums (ehemaliger jüdischer Siedlungsgürtel Mitteleuropas; A.d.V.) hatten so viele Namen, wie es Sprachen und Volksgruppen gab. ... Wenn es irgendwann eine multikulturelle Welt gegeben hat, die nicht Kitsch und Folklore war, dann dort, wo griechisch-orthodoxe und armenische Christen, Katholiken und Protestanten, Altgläubige und Juden miteinander auskommen mussten. Vielsprachigkeit war kein Bildungsprivileg, sondern eine Lebensbedingung - für Marktfrauen und Universitätsprofessoren gleichermaßen. Jene 'multiple Identität', von der man in postmodernen Zeiten so viel Aufhebens macht, hat es schon einmal gegeben, und zwar als ziemlich weit verbreiteten Typ." SCHLÖGEL, K. 2002: 98)

Dies sollte man sich merken für die Lese aktueller Integrationsdebatten (vgl. BAUMANN, D. 2003; STEFFEN, G. 2003), in denen die scheinbare Neuheit der Immigration als Legitimation illustrierender Forschung dient, die selten klärt, welche Wege es gibt, irgendwo anzukommen, sondern stets Bedingungen beklagt, die noch nicht erfüllt sind und darüber ein Bein in Politik und Planung bekommen will (vgl. ebenda; ebenda). Es handelt sich im Prinzip um eine Neuauflage anderer funktionalistisch geführter Debatten in den Planungsdisziplinen (vgl. z.B. M. Spitthöver et al. zur feministischen Freiraumplanung), die stets für bestimmte 'gesellschaftliche Gruppen' besondere 'Rücksicht' einfordern, damit die generelle Rücksichtslosigkeit unbekümmert durchgreifen kann (vgl. STEFFEN, G. 2003:79f). Dass Freiräume in Städten (s. z.B. Stettin, Warschau, Wilna, Lemberg etc.) schon immer von Menschen verschiedenster Herkunft und Sprache hergestellt wurden, die Städte also 'dafür' nicht neu erfunden werden müssen, wird unterschlagen.

Erworbene Zweisprachigkeit gilt in der Regel als Reichtum. Wenn Sprachen aber gegeneinander gespielt werden, also Deutsch als Zwang und Ablass an die Notwendigkeiten in der Fremde und Russisch Mittel des Rückzugs und der Verweigerung ist, verschwindet die Ertragsfähigkeit in Stagnation. In einigen Fällen hält diese Stagnation fünf und mehr Jahre an und kann - insbesondere bezogen auf Deutsch - zu Analphabetismus führen. Da die Jugendlichen nicht die Wahl haben, zurückzukehren, bleibt ihnen nur anzukommen, so gut als irgend möglich, nicht um Russisch hinter sich liegen zu lassen, sondern um es zu ernten für das Leben, das sie jetzt und hier führen. Um es ganz praktisch zu wenden: Die Generation, die in der Fremde ankommt, müsste günstigstenfalls zu einer Generation von ÜbersetzerInnen werden, wenn sie an möglichst viel vom Alten anknüpfen können will. Der Nutzen liegt schon darin, dass man nicht bei 'Null' anfangen muss. Wenn man 17 bis 21 Jahre auf der Welt ist, hat man reichlich gelernt und verstanden, was auch in fremden Landen Vergleich und Anknüpfung erlaubt. Anstatt auf den Zwang zu warten, weil man kein Bein auf die Erde kriegt, liegt in der expliziten Übersetzung der Sprache und damit des Lebens tatsächlich Fülle aufgehoben, weil die Übersetzung über

bloße Zweisprachigkeit hinausreicht. Wer übersetzt, stellt den Zusammenhang her zwischen der einen und der anderen Sprache (Kultur) und pflegt gleichzeitig im Alten wie im Neuen die erworbenen Kenntnisse, behält Zugang zu beiden Richtungen. Die offensive Pflege der Zweigleisigkeit bzw. zweier sprachlicher Standbeine nimmt ernst, dass die Lebenserfahrung dieser Generation, wenn sie denn eine Weile hier gelebt hat, aus zwei Landen stammen wird. Es hat keinen Sinn, dem einen von beiden einen höheren Wert beizumessen als dem anderen, weil in der Erinnerung immer beides existieren wird. Wichtig ist nur, diese Erinnerung so zu ordnen, dass sie dem Leben nicht im Weg steht.

"Zum Beispiel nicht kindlich diskutieren über die Realität der äußeren Dinge; denn es gibt nichts Wirkliches außer ihnen. Darin Fuß fassen; es genau beschreiben und vermessen; sich der Ideen bedienen, um die Erfahrung zu ordnen, und nicht, um sie zu ersetzen. Nicht fragen, ob Gott existiert, was darauf hinausläuft, sich zu fragen, ob die Welt gut oder böse ist; sie ist weder gut noch böse; sie existiert." (ALAIN 1912/1994: 36)

Die darauf folgende Generation wird über die Zweigleisigkeit schon nicht mehr verfügen können, das ist auch gar nicht notwendig. Die Übergabe der Erfahrungen und des Wissens an die nächste Generation könnte schon ohne die Übersetzung auskommen, wenn die Eltern sie bereits vorgenommen haben und die russischen Erfahrungen in deutsche Worte übertragen haben. Das ist natürlich heftig anspruchsvoll und viel 'Arbeit' und genau darin besteht ja auch die Bürde, die Vertriebenen auferlegt ist und die sie oft müde und 'alt' aussehen lässt.

Erfahrung der Austreibung

Die Erfahrung der Vertreibung muss nicht identisch sein mit der Erfahrung der Austreibung. Erstere ist allzu oft und immer wieder ein Faktum herrschaftlichen Zugriffs auf Land und Leute. Nichts dokumentiert Machtanspruch und Ohnmacht deutlicher als die Vertreibung. Aber Austreibung ist darin nicht zwingend enthalten. Austreibung findet eher durch körperliche oder seelische Folter/Terror statt und verlangt immer die Beteiligung der Person. Niemand 'wechselt' den Glauben ohne Gehirnwäsche (vgl. WEBER, M. 1920; GRONEMEYER, R. 1991). Austreibung ist außerdem nicht nur den Vertriebenen bekannt. Schriften, wie das Heft der oben zitierten Touristic GmbH dokumentieren die Versuche, der Erinnerung eine Wertung aufzudrängen, die die Vertreibung vergessen macht und letztlich sogar gewinnträchtig erscheinen lässt, so wie manche Eltern russlanddeutscher Kinder nicht müde werden, in Erinnerung zu rufen, wie schlecht es ihnen in Russland ergangen sei und welche Möglichkeiten ihnen in Deutschland doch offen stünden, obwohl häufig kaum die Wahl blieb, dort zu bleiben. Sie fangen an, sich selbst zu überzeugen (vgl. lit. bei BOYLE, T.C. 1996: 156ff). Laing nennt diesen Vorgang 'Invalidieren der Erfahrung':

"Wenn Jack etwas zu vergessen gelingt, nützt ihm das wenig, wenn Jill ihn immer wieder daran erinnert. Er muss sie dazu bringen, das zu unterlassen. Am sichersten wäre es, wenn er nicht nur ihr Schweigen, sondern auch ihr Vergessen erreichen könnte. Jack kann gegen Jill in mancherlei Weise vorgehen. Er kann Schuldgefühle in ihr wecken, weil sie 'das' immer wieder 'aufbringt'. Er kann ihre Erfahrung *invalidieren*, und zwar mehr oder weniger radikal: Er kann andeuten, dies sei unwichtig und trivial, während es für sie wichtig und signifikant ist. Darüber hinaus kann er die *Modalität* ihrer Erfahrung vom Erinnern zum Vorstellen schieben: 'Das bildest du dir alles nur ein.' Weiter kann er den *Gehalt* invalidieren: 'Das ist niemals so passiert'. Und schließlich kann er nicht nur Signifikanz, Modalität, Gehalt, sondern ihr Erinnerungsvermögen überhaupt in Frage stellen und obendrein noch Schuldgefühle in ihr wecken.

Dies ist nichts ungewöhnliches. Die Leute gehen dauernd so miteinander um." (LAING, R.D. 1969: 30)

Der Schmerz der Ohnmacht scheint schwerer auszuhalten zu sein als Selbstbetrug und Betrug. Die Austreibung der Erfahrung gelingt, wenn der Betrug in Selbstbetrug verwandelt wird. Man sieht dann das eigene Leben durch fremde Augen. Und während die Fakten kaum zu leugnen sind, wie das geflutete Edertal oder der 'Umzug' von Kasachstan, Russland, Tschitschistan nach Deutschland, können die Gründe und Begründungen durch die Einbildungskraft noch vielfach und über lange Zeit hin weiter bearbeitet und durchgeknetet werden, Hauptsache es passt gerade.

"Wenn man die Untersuchung so weit vorantreibt, dass man die nackte Notwendigkeit entdeckt, ist man der nackten Freiheit ganz nahe. Denn die menschliche Knechtschaft hängt keineswegs von Dingen ab, sondern vor allem von Spielen der Einbildungskraft, die uns die Dinge verbergen." (ALAIN 1924/1984: 87)

Es ist anspruchsvoll, von einer Erfahrung der Austreibung zu berichten, weil das voraussetzt, dass man zuerst dem Betrug aufsitzt und ihm später widerspricht. Dieser Akt der Aufklärung führt allerdings - bei allem Mut, der vielleicht dafür vonnöten ist - auf uns selbst zurück statt von uns fort. Und anstatt zu vermuten, darin liege die Mühe des Verstehens, sollte man vielleicht bedenken, wie viel Mühe der Austreibung gewidmet wird, weil nämlich mit dem Vergessen die Lernerträge verloren gehen und wir zugänglich werden für lukrative Verdummung (vgl. KUHLE, D. 2002: 141ff)⁹.

"Meinem Nachbarn (der hat den Wert des Mistes in der Fremde vergessen; Anm. d. V.) lag seiner (der Mist ; A.d.V.) im Wege. Er lag auf dem ganzen Hof rum und hinter der Fenz (Zaun; A.d.V.) auch noch. Ich sage zu ihm: Ich will dir deinen Dung abfahren. Ganz umsonst will ich das tun. Aus Nachbarschaft will ich das tun. So hat er ja gesagt, und ich führ ihn ab. Das waren über hundert Fuhren. Das ist meinem Acker gut bekommen. Aber das nächste Jahr gab er nichts mehr auf Nachbarschaft von wegen dem Meß (Mist; A.d.V.). Da hat er ihn selbst abgefahren. Da war er klug geworden." (GILL-HOFF, J. 1917/1978: 33)

So bleibt für die Ankunft in der Gegenwart neben der Aufmerksamkeit für den Weg, der vor einem liegt, die Erinnerung der Erfahrungen zum Anknüpfen, als Analogie und Widerspruch gegen die unvermeidlichen Zumutungen der Versuchung der Austreibung (s. HÜLBUSCH, K.H. 1997: 3ff; vgl. WEBER, M. 1920: 20ff).

Literatur

Alain (1908-1936)1994: Sich beobachten heißt sich verändern. Frankfurt. a.M.

Alain (1906-1936) 1997: Im Haus des Menschen. Frankfurt. a.M.

Appel, A. 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. In: Notizbuch 26 der Kasseler Schule. S. 9 – 71. Kassel

AutorInnen 1988: Ein Stück Landschaft sehen und verstehen. Z.B. Fresendelf an der Treene. Stud.arb. am FB 13 Stadt- u. Landschaftsplanung der GhKassel

AutorInnen 1996: Ein Stück Landschaft ... Münchenhausen/Burgwald. Stud.arb. a. FB 13 d. GhKassel

AutorInnen 2000: Ein Stück Stadtlandschaft z.B. Wittenberg an der Elbe. Stud.arb. im Studiengang Landespflege an der FH Neubrandenburg. Drk. vervielf. Mnskr. Neubrandenburg

Baumann, D. 2003: Stadt und Integration -Gesellschaftliche Bindekräfte im stadträumlichen Kontext.

In: Beck & Kehl & Liffers 2003: StadtRandNotizen. No.1: Vielfalt und Konflikt. S. 64-75. Bremen

Bellin, F. 2000: Die Dünenserrie. Eine synthetische Übersicht der Strand- und Dünengesellschaften Bockholmwiks an der Ostsee. In: Notizbuch 55 d. Kass. Schule. 232-248. Kassel

Berger, J. & Mohr, J. 1976: Arbeitsemigranten. Erfahrungen/Bilder/Analysen. Reinbek

Berger, J. 1984: SauErde. Geschichten vom Lande. Berlin

Berger, P. L. & Luckmann, T. 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frf. a. M.

⁹ Dagmar Kuhle (2002) debattiert dies am produktiven Vergessen machen der Moden in der Friedhofsplanung.

- Berger, B. & Berger, P.L. & Kellner, H.** 1987: Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt a. M.
- Boyle, T. C.** 1996: América. Roman. München
- Edersee Touristic GmbH - Entwicklungsgruppe Kellerwald-Edersee e.V.** 2001: Das alte Edertal. Die versunkenen Ortschaften Asel, Bringhausen und Berich. Niedenstein
- Eger, W.** ~1978: Gefährdete Pflanzengesellschaften. In: Unsere Heimat S. 2-4. Marienhagen
- Erdheim, M.** 1984: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethno-psychoanalytischen Prozess. Frankfurt a. M.
- Gehlken, B.** 1995: Von der Bauerei zur Landwirtschaft. Aktuelle und historische Grünlandvegetation im Stedinger Land. Diplomarbeit. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 36. Kassel
- GEO - EPOCHE** 2002: Deutschland nach dem Krieg 1945 - 1955. Hamburg
- Gillhoff, J.** (1917) 1978: Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer. München
- Giono, J.** 1976: Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt a. M.
- Gronemeyer, R.** (Hg.) 1991: Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßig-gang. Reinbek
- Heinemann, G. & Pommerening, K.** (1979)1989: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. Dargestellt an ausgewählten Beispielen der Stadt Kassel. Notizb. 12 d. Kass. Schule
- HNA Sonderseite** Sa.18.10.'03: Wie eine kleine Weltreise. Der fast leere Edersee bietet ungewohn-te Ein- und Ausblicke. Kassel
- Holzach, M.** 1982: Das Vergessene Volk. Ein Jahr bei den deutschen Hutterern in Kanada. Mün-chen
- Hülbusch, K.H.** 1987: Nachhaltige Grünlandnutzung statt Umbruch und Neuansaat. In: AG bäuerli-che Landwirtschaft (Hg.): Naturschutz durch staatliche Pflege oder bäuerliche Landwirtschaft, S.93-125. Rheda/Wiedenbrück
- Hülbusch, K.H.** 1993: Vom Rand zum Abfall. Das glänzende Elend des Begleitgrüns. In: Notizbuch 27 d. Kasseler Schule. S. I – XIV. Kassel
- Hülbusch, K.H.** 1997: Muttheorie gegen Zumutungen 'nach Art des Hauses'. In: Notizbuch 48 der Kasseler Schule
- Jaspers, K.** (1977) 1999: Was ist Erziehung? Ein Lesebuch. H. Horn (Hg.). München
- Kauer, W.** (1976) 1992: Spätholz. Reinbek
- Krebs, F.J.** 1995: Nachwort. In: Alain: Im Haus des Menschen. S. 187-189. Frankfurt a.M.
- Kuhle, D.** 2002: 'Friedhofs-Moden'. Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. In: Notizbuch 59 der Kasseler Schule. S. 120-153. Kassel
- Laing, R. D.** 1971: Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt a.M.
- Lührs, H.** 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte dargestellt am Beispiel des Wirt-schaftsgrünlandes und der GrasAckerBrachen. Notizbuch 32 der Kasseler Schule
- Morgan, S.** 1991: Ich hörte den Vogel rufen. Roman. Berlin
- Neusüß, C.** 1983: Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Band 9/10: 181-205. Köln
- Preisling, E. et al.** 1995: Einjährige ruderal Pionier-, Tritt- und Ackerwildkraut-Gesellschaften. Die Pflanzengesellschaften Niedersachsens. Heft 20/6. Hannover
- Schlögel, K.** 2002: Bugwelle des Krieges. Flucht und Vertreibung haben das Gefüge des alten Mit-teleuropa brutal umgewälzt. SPIEGEL special Nr. 2/2002. Die Flucht der Deutschen. Hamburg
- Schneider, G.** 1989: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespfle-ge. Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Kassel
- Schütz, A.** 1982: Das Problem der Relevanz. Frankfurt am Main
- Spittler, G.** 1987: Tschajanow und die Theorie der Familienwirtschaft. Vorwort zur Lehre v.d. bäuerl. Wirtsch. v. A. Tschajanow. S. VII-XXVIII. Frankfurt a.M.
- Steffen, G.** 2003: Das Fremde im Städtebau. In: Beck & Kehl & Liffers 2003: StadtRandNotizen. No.1: Vielfalt und Konflikt. S. 76-83. Bremen
- Tamm, J.** 1980: Die Edertalsperre – schutzwürdiger Naturraum von Menschenhand? Ber. ANL / 4 / Dez. 1980 / 92-97. O. ?
- Täuber, T. & Petersen, J.** 2000: Isoëto Nanojuncetea (D1) . Zwergbinsen-Gesellschaften. Synopsis der Pflanzengesellschaften Deutschlands Heft 7. H. Dierschke (Hg.). Göttingen
- Tschajanow, A.** (1923)1987: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Frft. a.M.
- Weber, M.** (1904/05 + 1920)1993: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Frank-furt am Main (Syndikat-Ausgabe von Lichtblau und Weiß)

HERSTELLUNG AM BAU

AutorInnen:

Ulrike Braun, Bernd Burg, Margareta Driesen, M. E. Granda Alonso, Kathrin Harder,
Karl Heinrich Hülbusch, Thorsten Kreikenbaum, Thomas Mauer, Georges Moes,
Angelika Nagl, Stefan Schober

Wie aus Ton, Steine, Erden, ... Decken und Beläge werden.¹ - PlanerInnenseminar Weimar 1993

Die Nachbereitung des diesjährigen PlanerInnenseminars in Weimar vertieft und dokumentiert die Debatten. Wie bei den Seminaren der letzten Jahre (Milttenberg, Wien, Osnabrück, Bremen...) war der Auftrag zum diesjährigen 'Handwerksseminar' in Weimar, wie immer schon:

"die Erscheinungen, die materieller Ausdruck der Sozial-Ökonomie und Sozial-Geschichte sind, als Indikatoren der Produktionsweisen und Produktionsverhältnisse verstehen zu lernen." (HÜLBUSCH, K.H. 1986)

Der Unterschied zu den vorhergehenden Seminaren besteht in der Betonung auf das Material für die Fußböden der Stadt, die Zeitreihe der Materialverwendung, die Verbreitung in der Stadt und nicht zuletzt handwerkliche Techniken sowie Morphologie der Straßenprofile.

Inhalt:

Seminarankündigung	50
Fahrplan	52
I. Zur Arbeitsweise	53
<i>Beschreibung der Beispiele</i>	-
II. Materialausstattung der Straßenfreiräume in Weimar	57
III. Die Materialien – übers 'Vokabellernen' zur zeitlichen Reihenfolge	63
Materialbearbeitung und –verwendung zur Gründerzeit in Weimar oder: von der Bearbeitung zur Verarbeitung.	67
Von der statisch verdichteten Kappendecke zur dynamisch verdichteten 'Kassetten-Decke' oder: Von der Decke zum Belag.	71
<i>Interpretation</i>	-
<i>Zur Kleingruppenarbeit</i>	-
Literatur	74

Seminarankündigung

- Ton, Steine, Erden, Bäume –

sollen diesmal, gemäß einer Verabredung aus dem Seminar in Milttenberg, unsere Aufmerksamkeit finden. D. h., wir wollen den Dokumenten der Bearbeitung, Verwendung und Alterung (Pflege) von Steinen, Erden (Substraten) und Bäumen in der

¹ Überarbeitete und stark gekürzte Fassung der Studienarbeit von 1993/1994. Die Überschriften der vollständig gestrichenen Kapitel sind im Inhaltsverzeichnis wie im Text kursiv eingefügt.

Stadt nachgehen und explizit die darin aufbewahrten handwerklichen Fertigkeiten, Fähigkeiten und Kenntnisse (Erfahrungen) wiederfinden und nachvollziehen. Weimar ist für ein solches Vorhaben aus verschiedenen Gründen besonders gut geeignet. Es gibt nicht nur viele Flächen und Beispiele handwerklich guter Steinverwendung, weil Modernisierungen mit Beton- und Teerteppichen in DDR-Zeiten nur für 'repräsentative Orte' ausgerollt wurden. Die verbreitete und z.T. anspruchsvolle Verwendung von Natursteinen geht einerseits auf die benachbarten Fundstätten des bunten geologischen Untergrunds in Thüringen und der lange währenden herzoglichen Bautätigkeit in einer historisch reichen Bürgerstadt zurück. Goethe, der bei vielen Bauten die 'künstlerische Oberleitung' innehatte, ist als ausgezeichneter Geologe bekannt und hat zu seiner Zeit evtl. auch die Verwendung von Steinen und Bäumen beeinflusst (das prüfen wir nicht historizistisch). Es gibt auch einen geologischen Führer durch die Stadt, der die Materialien und die geologischen Herkünfte beschreibt und für unsere Arbeit hilfreich ist.

Neben der Handwerkskunst sollten wir einer Frage nachgehen, die eher mittelbar mit dem Anlaß der Aufmerksamkeit zu tun hat: die Ökonomie des Einsatzes von Mitteln und Arbeit. Aus der Stadtgärtnerei ist das Phänomen hinreichend bekannt. Mit der Behauptung, daß die Pflege ohne Mechanisierung zu teuer werde, wurde seit den siebziger Jahren das Handwerk der Stadtgärtnerei durch schematische Vorgehensweisen ersetzt. Der 'technischen Schlagkraft' der Geräte angemessen, setzten die Gartenämter auf 'Expansion' und 'Intensivierung'. Der Erfolg ist niederschmetternd: die versprochene Entlastung ist ein hektische Betriebsamkeit gemündet und das Handwerkswissen ist auch futsch. So üben sich die Gartenamtsleiter (siehe GALK-Berichte in 'Das Gartenamt') in Propaganda und Öffentlichkeitsarbeit. Ein vergleichbarer Vorgang hat bei der Zerstörung handwerklicher Arbeit stattgefunden. Die Durchsetzung handwerklich anspruchsloser Teppiche aus Gras, Beton und Teer wurde mit Kostenargumenten betrieben. Hintergrund dafür waren die villengärtnerischen Edelausstattungen aller möglichen Grünflächen in den 50er Jahren mit z.B. Sandsteinpolygonplattenbelägen, Stauden- und Rosenbeeten, die mit Beginn der 60er längst abgekämpft waren und von pflegeleichtem Grün (Pachysandra, Mahonien, Cotoneaster) und Beton abgelöst wurden.

Dabei sind mehr oder weniger ansichtsvoll zwei Ebenen durcheinandergeraten. Handwerkliche Herstellung wurde mit Edelausstattung gleichgesetzt und sowohl vom Material wie der Arbeitszeit sparsamere – deshalb aber nicht weniger nachhaltige – Ausstattungen wurden ausgetandelt. Damit wurde auch das Wissen und die Kenntnis davon zerstört, weil Gartenarchitekten – getreu der Berufsvorstellung – nur für Fürstens und Reichens zu bauen beliebten. Statt preiswerter und praktisch zu planen und zu bauen, wird seit diesem Niedergang des 'Anspruchs' das pflegeleichte Imitat gepflegt und nach einigen Jahren runderneuert. Die Sparsamkeit ist danach nur eine Vortäuschung, die durch ständige Renovation in kurzer Zeit eingeholt wird. Der Vortäuschung von Luxus gehört hinzu, daß sie schnell abgegriffen ist und unglaublich schäbig wird. Angemessene handwerkliche Herstellungen, die ohne eine entsprechende Freiraumplanung für den Gebrauch und gegen die Repräsentation nicht möglich sind, sind von der Planung her preiswert. Sie sind insgesamt auch in der Herstellung nicht kosten trüchtiger, wenn wir neben der angemessenen Ausstattung auch noch die Nachhaltigkeit (Alterungsfähigkeit) in Rechnung stellen.

Der erfundene Widerspruch wird forciert, indem jeglicher 'Restauration' der Mantel des Außergewöhnlichen umgehängt wird und, wenn's gar gut geht, das besonders Exklusive gleich daneben durch eine teure Abart des Billigen kompensiert wird (s. Königsplatz Kassel).

Literaturhinweise: 'Geologischer Führer' durch Weimar. Nachbereitung PlanerInnenseminar Osnabrück: 'Gärtnergrün und Bodenrente'. Projektarbeit 'Von Wegen'. 'Theorie der feinen Leute' (Thorstein Veblen, s. S. 120-180).

Nach dieser Seminarankündigung waren uns Fragen und Aufmerksamkeiten an die Hand gegeben. Über diesen 'Rahmen' hinaus sind in den Antworten neue Fragen aufgefallen, was ein 'Merkmal' für eine gute Arbeit ist. Die Formulierung der Disposition ist vorab ein gutes Stück Arbeit, wofür wir Kiwi danken, wie auch für seine Arbeit in Weimar und die Betreuung dieser Nachbereitung; nicht zuletzt, weil er bei der allgemeinen 'Danksagung' nach dem Abschlußessen in Weimar mal eben so vergessen wurde. Wir sehen darin eine Analogie zur "häuslichen Produktion" (HÜLBUSCH, I.M. 1978) oder zur "stadtpflegerischen Tätigkeit" (HÜLBUSCH, K.H., KNITTEL, J., u. WEGMANN, A. 1988: 3), die "oftmals gar nicht als Arbeit, als Produktion, begriffen, sondern als etwas Naturwüchsiges betrachtet" (DAMS, C 1990: 86) und deshalb so oft unterschlagen wird.

Vorläufiger Zeitplan.

Freitag, 24.09. 1993 Treff in Weimar beim Quartier.

13:00 Stadt Weimar und Stadtgeschichte.

15:00 Spaziergang: von der Plattenbauweise in die Stadt; historische Jahresringe (Siedlungsgrundriß), Bauformen, Zonierungen, Flächenverschwendung oder Gebrauch, Fußböden und Vegetation.

18:30 Abendessen.

20:00 Erzählrunde und Vorstellung der TeilnehmerInnen; zur Aufmerksamkeit (Einführung): Handwerk, Ökonomie und Patina.

Samstag, 25.09. 1993

8:00 Frühstück.

9:00 Kleingruppen mit verschiedenen Aufträgen:

- Mittelalter und Renaissance
- Biedermeier und Gründerzeit
- 20er Jahre
- Nachkrieg
- Parks und Grünflächen

Der 'Auftrag' enthält die Sammlung der Materialverwendung, der Materialverarbeitung, der Situation (Bauten, Profile, Profildifferenzierung, Zonierung, etc.) und der Vegetation (tendenziell original und relativ sicher falsch) sowie Pflege, Alterung. Es ist, auch wenn die augenscheinlichen Vorlieben für alle Beteiligten ähnlich sein dürften, möglich, daß alle Arbeitsgruppen spannende Geschichten finden und zu berichten haben. Zuerst sollten die Kleingruppen jeweils einen Spaziergang durch 'ihr Gebiet' machen und dabei die wichtigsten Situationen für die Arbeit vormerken.

12:30 Mittag

14:00 Kleingruppenarbeit: Aufnahmen und Kartierungen (s.o.)

18:00 Abendessen

Sonntag, 26.09. 1993

8:00 Frühstück

- 9:00 Kurzberichte der Kleingruppen
 - 10:00 Kleingruppenarbeit: Aufnahmen und Kartierungen
 - 12:30 Mittag
 - 14:00 Weimar am Sonntag: Alter, Herkunft (BauherrInnen) und Touristen: was wird 'ausgestellt' und 'nachgefragt'?
 - 18:00 Abendessen
- Montag, 27.09. 1993
- 8:00 Frühstück
 - 9:00 Kleingruppenarbeit: Aufnahmen und Kartierungen
 - 12:30 Mittag
 - 14:00 Stadt und Stadtpolitik nach der Wende. Ein stadtpolitischer Spaziergang.
 - 20:00 Abendessen
 - 22:00 Beispiele des Materials, der Herstellung und Bearbeitung (H. Bäuerle); Anwendung und Bau (Pflaster, Platten, Unterbau, Wassergebundene Decken) (H. Kreikenbaum).
- Dienstag, 28.09. 2003
- 8:00 Frühstück
 - 9:00 Aufbereitung der Kleingruppenberichte (Vorbereitung des Spazierganges Zusammenfassung).
 - 12:00 Mittag
 - 13:00 Spaziergang – wie am 1. Tag – jeweils unter der Führung der Arbeitsgruppen.
 - 18:00 Abendessen
- Mittwoch, 29.09. 2003
- 8:00 Frühstück
 - 9:00 Resümee. Beispiele und Lehren der Materialverwendung als Ausdruck der handwerklichen Fertigkeiten, einer sparsamen Ökonomie – adäquat des demonstrativen Aufwandes – und der Nachhaltigkeit, die mit dem Alter neu bewertet (interpretiert) werden kann oder aber durch Runderneuerung aufgehoben wird bzw. modernisiert werden muß. Oder: wie der Preis vom Schein des Luxuriösen her einen Reichtum vortäuscht, der Brauchbarkeit ebenso wie Nachhaltigkeit nicht enthält. Die Vortäuschung der Quantität zerstört die vergleichbare Qualität.
 - 12:30 Mittagessen
anschließend Heimfahrt

I. Zur Arbeitsweise.

In Weimar und bei der Nachbereitung sind wir nach der bewährten planerischen Arbeitsweise vorgegangen, die die professionelle Arbeit für alle einsichtig, nachvollziehbar und prüfbar macht. Bei professioneller Arbeitsweise erfolgt die Bedeutungsfindung über die Phänomene auf der Basis vorangehender Material- und Beispielbeschreibung (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1986: 158). Darauf kann dann die Interpretation zurückgreifen. Die drei Schritte "prüfbarer Kontrolle akademisch vermittelter Bedeutungsfindung" (LÜHRS, H. 1993:15), im Sinne Panofskys, seien hier anhand der Arbeit in Weimar noch einmal kurz erläutert.

Vorikonographischer Schritt.

'Material und Materialverwendung' geben den konkreten Zugang mit Hilfe mitgebrachter alltagsweltlicher Erfahrungen und Kenntnisse. So beobachteten wir in Weimar schon bei den ersten Spaziergängen bekannte Phänomene: gepflasterte und asphaltierte Straßen, Bordsteine aus Granit, wassergebundene Decken und Betonplatten auf Gehwegen. Schon beim vorikonographischen Schritt erfolgten erste Inter-

pretationen. Die bekannte These, daß Geologie und Ökonomie eines Ortes in den Bauwerken widerspiegeln, konnte über die Erscheinungen nachvollzogen werden. Viele Häuser Weimars sind aus lokalem Kalkstein gebaut. Bei der Beobachtung, wie und wo dieses Gestein verwendet wurde, wurden erste Unterschiede deutlich. Aus lokalem Kalkstein waren überwiegend alte Bauwerke hergestellt, während in den Stadterweiterungen ab der Gründerzeit i.d.R. importierte oder industriell gefertigte Materialien verwendet wurden.

Ikonographischer Schritt.

Die Ikonographie ist "die Ebene der genauen – nach festgelegten intellektuellen Spielregeln formulierten, typengeschichtlichen Beschreibung" (LÜHRS, H. 1993:16) dessen, was an Erscheinungen zu beobachten ist. Dabei werden die Phänomene an Beispielen beschrieben und so nebeneinandergestellt, daß sie verglichen werden können. Über den Vergleich der Beispiele konnten dann Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Phänomene abgebildet werden.

Ikonologischer Schritt.

Der Vergleich der Erscheinungen ist Voraussetzung und Basis für die 'ikonologische' Interpretation.

"Entscheidend geht es darum, aus dem Material heraus auf seine Geschichte, seine eigentliche Bedeutung zu kommen. Dabei zählt nicht die Fülle des Materials, sondern seine qualitative Durchleuchtung auf den in den Fällen symptomatisch angelegten Gehalt. Das Symptom ist ein Indiz. Mit diesem Indiz ist gleichsam nicht nur der konkrete Fall, sondern die 'ganze Welt', die sich in diesem Fall ausdrückt, mit angeschlagen." (LÜHRS, H. 1993: 21)

Wir sind von den Steinen ausgegangen und konnten darüber die Morphologie und die Zonierungen in der Stadt nachzeichnen und deuten. Über die Mittel zur Herstellung der städtischen Fußböden und die Verwendung dieser Mittel kann eine lokale Straßen-Baugeschichte Weimars hergestellt und im zeitlichen Wandel verstanden werden. Und das wiederum wird auch gemessen an der mitgebrachten Erinnerung, so daß die Geschichte Weimars ein Spiegel der uns bekannten Stadtgeschichten wird.

"Der existentielle Umgang mit der Geschichte setzt die Kämpfe fort, läßt sie im eigenen gegenwärtigen Bewußtsein sich steigern durch den Spiegel der Geschichte. Er macht uns aber das Neue bewußt, für das der Spiegel ausbleibt" (JASPERS, K. 1992:64)

Ein Widerspruch dazu.

Im Vergleich zu den PlanerInnenseminaren der letzten Jahre haben wir diesmal mit einer 'neuen' Aufmerksamkeit gearbeitet. 'Material und Materialverwendung' waren Indizien, für deren Beschreibung noch keine festgelegten, d.h. formulierten Spielregeln typengeschichtlicher Beschreibung vorlagen. Wie oben beschrieben, sind diese 'Regeln' aber Voraussetzung für die Ikonographie. Wir konnten an der Stelle also nicht, wie wir das bei der Arbeit i.d.R. tun, auf Bewährtes, d.h. vorgeleistete Arbeit zurückgreifen. Um die Arbeit überhaupt durchführen zu können, sind wir ein Stück weit deduktiv vorgegangen. Bei der Beispielbeschreibung und dem Vergleich der Fälle wurden die Indizien vielfach an die jeweiligen Siedlungstypen gebunden und diesen untergeordnet, um sie 'auf die Reihe' zu bringen. Auch bei dieser Nachberei-

tung haben wir uns auf diesen sicheren Boden gestellt. Die Arbeit war anders nicht machbar. Im Grunde müßten wir jetzt die Beispiele vom Material ausgehend beschreiben, um vom Material und der Bearbeitung auf die Zonierung und Morphologie zu kommen, was aber hieße, die Arbeit noch einmal umzudrehen. Die Nachbereitung spiegelt den derzeitigen Stand des Lernens wider. Den Hinweis auf die 'Marotte' dieser Arbeit verstehen wir als Aufmerksamkeit für das kommende PlanerInnenseminar. Nach einem dominanten Merkmal in oder zum 'Gegenstand' eine Tabelle zu ordnen, ist wie andere Arbeiten zeigen, durchaus logisch. Alle Merkmale einer 'Aufnahme' sind zwar bezeichnet. Aber sie sind nicht gleich gewichtig. Eine Reihe der Merkmals-Gewichte ist angedeutet, nicht aber zu Ende geprüft (s. z.B. SCHULZ & MEHLI 1991; AUT. 1990 'Grenzgänge'; u.a.)

Was noch zu lernen war.

Der 'Auftrag' fordert Material in der Stadt genauer anzuschauen. Oberflächlich betrachtete gleiche Dinge, weisen dann Verschiedenheit auf. Das genauer Hinschauen, das unvoreingenommene, neugierige Sehen als Voraussetzung für die Beschreibung, den Vergleich und die Interpretation der Phänomene macht das 'gute Stück' des Lernens, warum ein Gegenstand brauchbar und mit Patina lange gebrauchbar bleibt. Darüber wird möglich, die bisher eher intuitiv-ablehnende Kritik z.B. gegenüber der 'dekorativen Pflasterakrobatik' zu begründen und zu präzisieren.

Widerlager und Rinnen.

Wir haben verstanden, daß die seitlichen 'Rinnen' bei alten Straßenbefestigungen vor allem eine statische Bedeutung haben. Sei sind die Widerlager der Pflaster- oder Schotterdecken (Kappendecken) und damit Voraussetzung für deren Haltbarkeit. Die Bezeichnung 'Rinne' funktionalisiert die Widerlager einseitig (Wasserableitung) und verdeckt damit die Bedeutung. Wie die Widerlager der Straßendecken, die auch noch Wasserrinnen sind, so haben auch die 'Läuferreihen', die wir überall beobachten konnten und stets alte Pflasterverbände säumen, eine Bedeutung für die Dauerhaftigkeit. Sie sind nicht nur 'Abschluß- und Einfassungssteine' des jeweiligen Verbands. Bisher haben wir sie so verstanden, weil sie dazugehören und das 'Bild' einer Pflasterung 'abrunden'. Sie sind aber für die Statik der Pflasterdecke unerlässlich. Das 'abgerundete Bild', das in diesem Zusammenhang intuitiv wahrgenommen wird, ist gar nichts anderes als Veblens 'ökonomische Schönheit':

"Dem Ausdruck ökonomischer Vorteilhaftigkeit oder ökonomischer Tauglichkeit – was wir die ökonomische Schönheit eines Gegenstandes nenne können – wird am besten dadurch gedient, daß der betreffende Gegenstand in unzweideutiger Weise seine Aufgabe bei der Förderung materieller Lebenszwecke kundtut." (VEBLEN, T. 1899/1981: 117)

Decken und Beläge.

Pflaster- und Schotterdecken mit Widerlagern können auftretende Lasten tragen und stellen somit die Gebrauchsversion der flächigen Befestigung dar. Bei den Belägen aus Asphalt, Pflastersteinen und Betonplatten fehlen seitliche Widerlager. Somit sind sie die Tapetenversion und dienen ausschließlich dekorativen Zwecken. Da auch bei diesen flächigen Befestigungen mit auftretenden Lasten zu rechnen ist, wird ein Unterbau nötig.

Am Beispiel der Decken und Beläge offenbart sich der Unterschied zwischen einer handwerkliche Technik, die am Gebrauch und der Haltbarkeit orientiert ist und das Material sparsam verwendet und einer "wissenschaftlichen Technik" (vgl. ULLRICH, O. 1988: 52), die primär an technischen oder normativen Vorgaben (etwa Sauberkeit) ausgerichtet ist und dann einseitigen Zwecken wie Dekoration und Repräsentation dient. Da die Dekoration i.d.R. kurzfristig unmodisch wird, die Gebrauchstüchtigkeit der Beläge ebenfalls nur kurz vorhält, sind diese Einrichtungen 'pflege'-bedürftig, mit Flickschusterei notdürftig erhalten oder fertig zur Runderneuerung. So gesehen ist Pflasterstein nicht gleich Pflasterstein. Decke oder Belag, Gebrauchsversion oder Teppich spiegeln den Unterschied zwischen Planen und Entwerfen (vgl. MÖLLER, R. / SCHNEIDER, C. 1993: 114).

Hausvorplätze (Vorgärten) und Bürgersteige (Gehwege).

Die Beobachtung der Art und Weise des Einbaus der 'Steine' in der alten Stadt ließ Rückschlüsse auf die historische Morphologie und Zonierung der Stadt zu. Danach bestanden ehemals überall Hausvorplätze, die privat genutzt waren und in der Gründerzeit in Bürgersteige umgewandelt und so veröffentlicht wurden. In diesem Zusammenhang konnten wir dann auch die anfangs unverständlichen 'Zebrastrreifen' (Pflasterstreifen, die an den Kreuzungen die Straßen querten) erklären. Sie stellten 'Straßenübergänge' dar und waren als Verbindung der Bürgersteige gedacht; eben die Möglichkeit, die weit weniger als heute befestigten Straßen überqueren zu können, und zwar trockenen und sauberen Fußes.

Vom Handwerk über die Modernisierung zur Schematik.

Bezogen auf den Gebrauch und die Alterungsfähigkeit (s. Seminarankündigung) haben wir in Weimar gelernt, daß alles alte, handwerklich Gebaute noch heute 'trägt' (und zwar im weitesten Sinne), während für alles Moderne, d.h. 'technisch' hergestellte gilt: je jünger und neuer, desto weniger brauch- und haltbar. Das stimmt, auch wenn es nach alt bekannter Kulturkritik klingt. Neue Materialien werben immer mit mindestens zwei Vorteilen: mit der Mode, mit größerer Funktionstüchtigkeit, mit Preiswertigkeit und vor allem unabhängiger Verfügbarkeit. Das Phänomen der Modernisierung besteht darin, daß die importierte 'Unabhängigkeit' in kurzer Frist abhängig macht, weil die Kenntnisse lokaler Unabhängigkeit – der Mittel, der Bearbeitung, des Gebrauchs – in kurzer Frist unwiederbringlich verloren und vergessen ist und irgendwann dann das Geschäft der Restauration viel bejubelt wird. So wäre auch unsere Reise in die Baugeschichte der städtischen Fußböden in Analogie zu den Restaurateuren zu sehen, wenn nicht vornehmlich Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen wären. Nicht die Restauration ist geragt, sondern die adäquate Nachahmung des technischen Wissens im Handwerk. Ausgangspunkt der Modernisierung ist zunächst der Import von Basaltpflaster, dem dann industriell hergestelltes Material (Schlackensteine, Beton, Asphalt) folgt.

Beschreibung der Beispiele

II. Materialausstattung der Straßenfreiräume in Weimar.

In der Tabelle sind alle Aufnahmen einer Kleingruppe zusammengefaßt. Wir bewegten uns in erster Linie in den gründerzeitlichen Quartieren und in den Quartieren, die in den 20er Jahren gebaut wurden. Die Beispiele aus der 'alten Stadt' sind nicht zahlreich und geben nur einen kleinen Ausschnitt der real vorhandenen Ausstattung wieder. Die Aufmerksamkeit in der 'Alten Stadt' war auf 'typisch Altes' oder zumindest 'Das, was wir dafür hielten' gerichtet. Gründerzeitliche Überformungen haben wir dann in die Gründerzeit eingereiht, wenn die Straßenprofile so stark verändert waren, daß sie keinen Hinweis mehr auf die ursprüngliche Zonierung enthielten. Neuere Umbauten, wie etwa die Fußgängerzone in der Innenstadt sind nicht mit aufgenommen.

Die Aufnahmen in der Stadt reichen über die gesamte Straßenbreite 'von Haus zu Haus' mit morphologischer Differenzierung und Materialverwendung. Da wir es in der Stadt häufig mit unterschiedlichsten Stadien der jüngeren Überformungen auf jeweils gegenüberliegenden Straßenseiten zu tun haben, wurden die Straßenschnitte in die zwei Straßenseiten – a und b – geteilt; dadurch erhielten wir jeweils homogene Aufnahmen. Beim ersten Versuch, die Tabelle zu schreiben, waren wir mit der unterschiedlichen Bauzeit, der Organisation und Ausstattung sowie dem Material (Steinen) beschäftigt. Aus diesem Grund griffen wir beim ersten Ordnen stur, d.h. normativ auf Bekanntes zurück.

In der Tabelle sind die Aufnahmen nach baustrukturellen Merkmalen der angrenzenden Bebauung sortiert, da sowohl organisatorische, zeitliche aber auch die Unterschiede zwischen 'armen und reichen' Quartieren zum Ausdruck kommen. Auch bei der Reihung der Merkmale griffen wir unmittelbar auf die Abfolge der Beispiele zurück, d.h. wie bei den Schnitten begannen wir bei der angrenzenden Bebauung – in der Tabelle oben – und endeten bei der Fahrbahn – in der Tabelle unten. Jede Spalte ist von oben nach unten zu lesen, wie ein halbiertes Straßenprofil.

Tabelle der Materialausstattung

Die Spalten A – P geben einen Querschnitt durch die Stadt wieder, und zwar von der Mitte der 'Alten Stadt' (Herderplatz) bis zum Siedlungsrand der 20er Jahre. Baustrukturell und in der Materialverwendung waren grob drei Jahresringe der Stadt Weimar herauszulesen:

1. Die alte Stadt (Spalte A – E)
2. Die Gründerzeit (Spalte F – J)
3. Die 20er Jahre (Spalte K – P)

Diese drei (bedingt zeitlich) aufeinander folgenden Epochen sind anhand materieller und organisatorischer Unterschiede zu erkennen

Die 'alte Stadt' (vor 1850).

Die 'alte Stadt' hebt sich durch befestigte Hausvorplätze und Plätze (Herderkirche / Gotteshaus) ab. Eine Trennung von Fahrbahn und Fußweg (Funktionalisierung) durch die Einführung des Bordes ist nicht überall erfolgt. Als charakteristisches Material tritt der Muschelkalk in unterschiedlichsten Ausprägungen auf. Für die Fahrbahnbefestigung wurden neben Muschelkalk auch Hartgesteine wie Quarzporphyr und Basalt verwendet.

Materialausstattung von Straßenfreiräumen in Weimar

Spalte	A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O	P	
laufende Nummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17
Aufnahme Nummer	46	46	46	5a	5b	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
Bebauung: Traufstein-Sockel	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Alle Straß.																	
Bleckenrand		+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Gründerzeit																	
Alten-/Jugendhäuser																	
Vorbau																	
20er Jahre																	
Kirchensiedlung																	
Wohn-straßenort																	
Plätze / Hausvorläufe: Breck	10	42	45	(4)	(5)												
Muschelkalkpflaster	+																
Traufsteinplatten																	
Sandstein-Granitplatten		+															
Granit mit Bleikies diagonal				+													
Grober Sandstein-Platz diagonal					+												
Granit-Kiesstein wirts. Verb.						+											
Bausit-Mittelrinne mehrsch.																	
Fußwege: Breck	18	40	20	25		21	21	21	21	21	25	21	21	21	21	21	21
Muschelkalk auf neu		+	+	+		+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Muschelkalk-Platz		+	+	+		+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Muschelkalk-Randpflaster (Tubo)						+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Betonplatten 30x30 (schwach)						+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Diagonal schräg						+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Außer mit Kiesuffe						+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Außer ohne Kiesuffe						+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Asphaltdecke							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Granit mit Kalkpflaster n'							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Betonstein																+	+
Baumsteifen: Breck				17						40	8	40	45			45	42
durchgehender Baumsteifen										+	+	+	+			+	+
Baumsteife				+						+	+	+	+			+	+
Großkronige Bäume					+					+	+	+	+			+	+
Klein-kronige Bäume					+					+	+	+	+			+	+
Einfassung: Muschelkalkpflaster																	
Kieselstein											+	+	+				
Betonrandstein											+	+	+				
Granit mit Kalkpflaster											+	+	+				
Betonstein																+	+
Bord: Muschelkalkpflaster		+	+														
Traufstein												+	+				
Granit				+	+		+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Hochbord				+	+		+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Kies				+	+		+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Hochbord abgeriffen							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
schmales Bord													+	+	+	+	+
Rinne: Muschelkalkpflaster		+	+				+	+	+	+	+	+					
mehrschichtig		+	+				+	+	+	+	+	+					
Schlackenstein							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Kiesuffe							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Bordpflaster																	
Fahrbahn: Breck	20	23	28	10	10	(5)	8	7	7	6	5	7	7	7	7	7	7
Muschelkalkpflaster		+	+				+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Großkronige Bäume				+	+												
Schallpflaster							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Granit-Hochbord							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Granit-Hochbord							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Rekordant-Asphaltiert							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Asphalt							+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+

Die Gründerzeit.

Die Differenzierung der Straßenprofile in Gehweg mit Hochbord, Widerlager (Rinne) und Fahrbahn ist überall erfolgt. Befestigte Hausvorplätze fehlen. Zur Fußwegbefestigung sind Betonplatten, häufig diagonal verlegt, und Asphalt ebenso kennzeichnend wie durchgehende breite Granitborde. Sehr häufig wurde Muschelkalkpflaster als Widerlager für die Packlagen der Makadamdecken verwendet, seltener Schlacken-stein. Die Fahrbahnbefestigung besteht heute überwiegend aus überasphaltierten Basalt- oder Porphyrpflasterungen in dicht bebauten Stadtteilen. In weniger dicht bebauten, privilegierten gründerzeitlichen Quartieren herrschen überasphaltierte Makadamdecken vor. Diese Straßen sind stärker gewölbt. Als privilegiertes Merkmal treten Vorgärten und Baumstreifen auf.

Die Fahrwegbreite beträgt in der Regel 7 m und die Gehwege liegen bei 2,1 bis 2,5 m Breite.

Die 20er Jahre.

Baustrukturell findet ein Wechsel von der Hufen-Rasterstadt zu gartenstadtähnlichen Siedlungen mit Geschosswohnungszeilen statt. Privilegierte Viertel knüpfen mit einspännigen Geschoßhäusern sog. 'Kaffemühlen' an die Vorgaben der gründerzeitlichen Villenquartiere an. Auf der materiellen Ebene sind zur Unterscheidung von der Gründerzeit einige Merkmale festzustellen. Der Travertinsockel verschwindet, bzw. bleibt nur in den Kaffemühlenquartieren durchgängig erhalten. Die Fußwegbefestigung ist überwiegend mit Betonplatten erfolgt, wobei die Platten auffällig seltener diagonal verlegt wurden. Als Bordsteine werden bei den minimierten Straßenprofilen oft schmale Granitborde verwendet. In den Widerlagern der Makadamdecken wurde Muschelkalk durchgängig durch Schlackenstein ersetzt.

Bei deutlicher Funktionstrennung in 'Wohn- und Haupterschließungsstraßen' unterscheiden sich die Fahrbahnbreiten. Diese liegen bei 4,5 bis 8 m. Die Gehwegbreiten sind ebenfalls stärker minimiert und liegen bei 1,2 bis 2,5 m. Die Fahrbahnbefestigung erfolgt überwiegend mit Asphalt auf alten Makadamdecken.

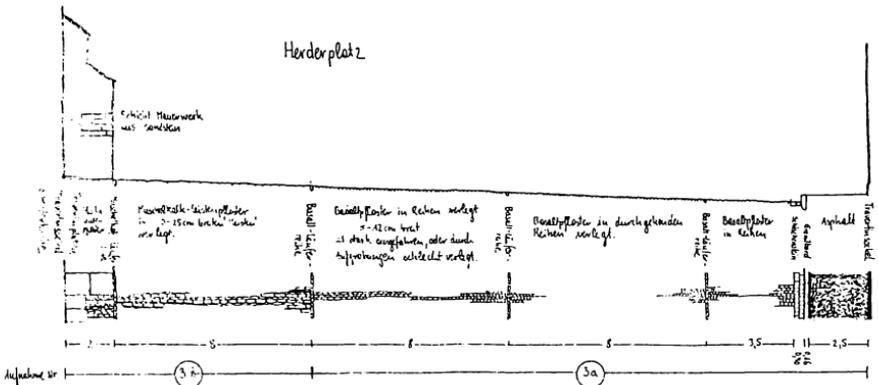
Modernisierungen / Überformungen.

In den drei Jahresringen sind unterschiedliche Phasen der Modernisierung und Erneuerung auszumachen, die innerhalb jeder Bauzeit von der originalen, bzw. der erneuerten 'Erstausrüstung', bis hin zur aktuellen und rezenten Modernisierung reicht. Die Materialien sind jeweils von der vermuteten Erstausrüstung bis hin zu den rezenten Modernisierungen gereiht. Für die Fußwege etwa, bei denen sich diese Modernisierungen gut beobachten lassen, sieht die Reihe folgendermaßen aus:

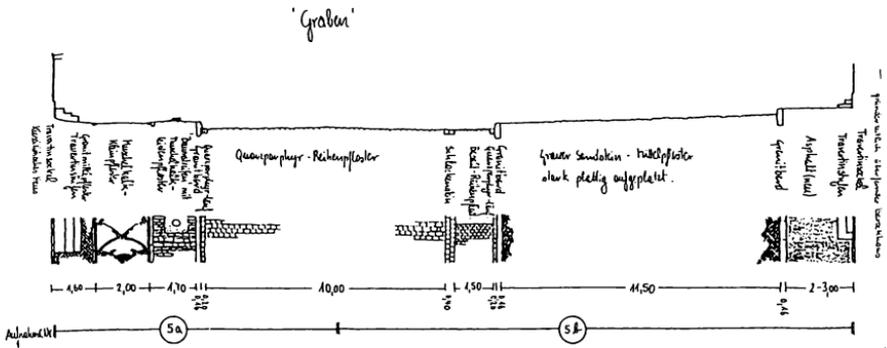
Die erste Befestigung bei der Einführung der Gehsteige – Mitte des letzten Jahrhunderts – erfolgte mit Muschelkalkpflaster. Dieses wurde von den alten Hausvorplätzen übernommen. An privilegierten Orten erfolgte der Umbau mit Muschelkalkkleinpflaster, der in Segmentbögen oder im Tulpenverband verlegt wurde. Sei der gleichen Zeit, genauer ab der Jahrhundertwende, wurden für die Bürgersteige Betonplatten verwendet. Wie weit Guß- und Stampfasphaltdecken bereits verwendet wurden, war anhand der Beispiele nicht nachweisbar. Die laufende Erneuerung der Platten erfolgt bis heute; oder aber die Wege werden überasphaltiert. Das Entfernen der Betonplatten bzw. die Entasphaltierungen und der Austausch durch Granitmittelpflaster in privilegierten Quartieren erfolgt vermutlich seit der Wende-Grenzöffnung (1990): innen-

stadtnahe Quartiere, Kaffeemühlenviertel und gründerzeitliche Villen-Quartiere. In den weniger privilegierten 20er Jahre-Siedlungen, beispielsweise am Zeppelinplatz, erfolgt die Sanierung mit Betonsteinen.

Modernisierungen/Überformungen in der 'alten Stadt' (vor 1850) (Spalte A – E)
 In Spalte A – E kommt eine Zeitreihe mit unterschiedlichsten Umbauten und Modernisierungen zum Ausdruck. Die vermutlich älteste gefundene Ausstattung der Straßenfreiräume sah noch keine Aufteilung der Straße in Gehweg und Fahrweg vor. Die Grenzen und Übergänge waren durch Läuferreihen im durchgehenden Muschelkalksteinpflaster angezeigt. Eine solche Ausstattung konnten wir noch auf dem Platz um die Herderkirche (Spalte A) aufnehmen. Der erste Umbau und die funktionale Trennung in Fahrbahn und schmale Gehwege erfolgte mit der Einführung eines Bordes Mitte des letzten Jahrhunderts (1850) unter Rückgriff auf das alte Material, das Muschelkalkpflaster. Erhalten sind solche Muschelkalkpflasterflächen nur in entlegenen Ecken zu finden wie in Spalte B, einer rückwärtigen Erschließungsgasse mit angrenzendem Gewerbebetrieb und Gärten. Straßenumbauten und Neuanlagen ab der Gründerzeit sind an Granitorden zu erkennen. Als Beispiel für eine solche gründerzeitliche Straßenausstattung sei der untere Herderplatz exemplarisch angeführt. Hier wurde der befestigte Vorhof abgeschafft und durch 2,5 m breite Gehwege ersetzt. Dieser Gehweg ist durch ein Granitbord von der Fahrbahn, die aus Mittelpflaster hergestellt ist, abgesetzt (Nr. 3a in Spalte G).



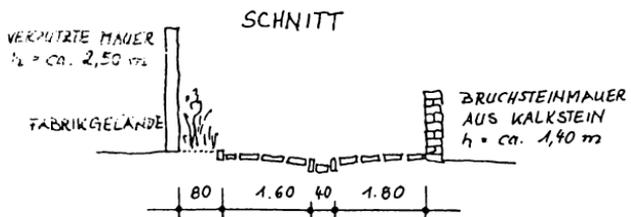
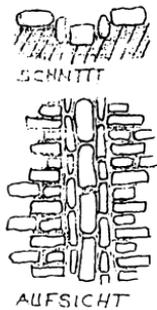
Von den Beispielen haben wir den Straßenumbau 'Am Graben' (Spalte C) als Modernisierung der Jahrhundertwende eingereiht. Die Gehwege sind mit Muschelkalkkleinpflaster als Schuppen- bzw. Tulpenpflaster gesetzt. Gleichzeitig wurden Baumstreifen angelegt und mit Weißdorn bepflanzt. Die Einfassung besteht, ebenso wie das Pflaster der befestigten Baumstreifen, aus Muschelkalkpflaster. Das Granitpflaster der Vorhöfe dürfte allerdings aus einem späteren Umbau der 80er Jahre stammen. Aus der Jahrhundertwende modernisiert stammt mit Sicherheit auch die Fahrbahnbefestigung mit Quarzporphyr und Schlackenstein-Widerlagern.



Eine relativ neue Modernisierung – wohl aus den 70er Jahren – stellen die Pflasterungen mit Kleinpflaster aus grauem Sandstein dar. Da der Sandstein nur geringe Haltbarkeit besitzt, ist der Belag übersät mit Löchern und aufgeplatzten / abgesplitterten Steinen. Das Beispiel hierfür stammt vom 'Graben' (Spalte D). Derartige Pflasterungen lassen sich aber als 'Ring' um die gesamte Innenstadt wiederfinden (Goetheplatz; Museum für Ur- und Frühgeschichte).

Als Beispiel für aktuelle, d.h. nach 1989 durchgeführte Modernisierungen steht die Große Kirchgasse' (Spalte E). Hier wurden vermutlich die vorhandenen Zonierungen innerhalb der schmalen Gasse (5 m breit) in Gehweg und Fahrweg wieder aufgehoben und als Fläche neu hergestellt. Granitriemchen-Pflaster im 'wilden Verband' und das Verlegen der seitlichen Widerlager in die Mitte zu einer gepflasterten (Basalt-)

DETAIL RINNE



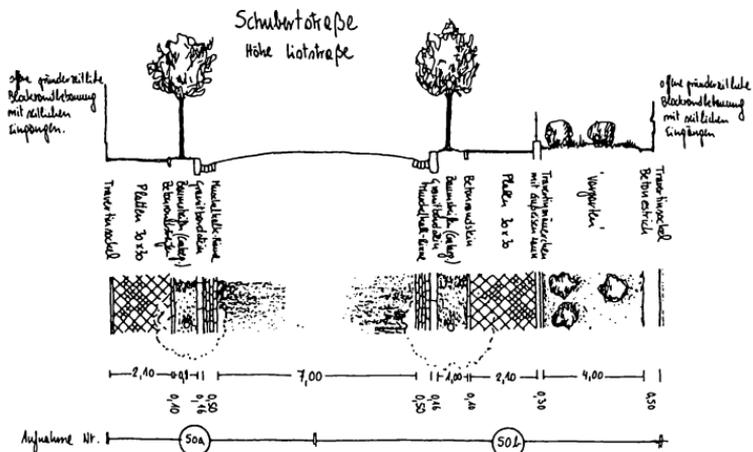
Rinne sind kennzeichnend für diesen historisierenden Rückbau. Die Hausvorplätze sind nur durch die vorspringenden Treppen markiert.

Modernisierungen/Überformungen in den Gründerzeitquartieren (Spalte F – J). Am stärksten überformte gründerzeitliche Straßen befinden sich in den dicht bebauten Quartieren unmittelbar in der Nähe der Innenstadt. Teilweise handelt es sich um gründerzeitliche Umbauten der alten Stadt. Charakteristisch für diese Gruppe von

Aufnahmen ist neben baustrukturellen Merkmalen die durchgängige Befestigung der Straßen mit Basaltpflaster oder aber mit Quarzporphyr. Die meisten Straßen sind heute asphaltiert, so daß das Basaltpflaster nicht mehr überall zu sehen ist. Ein auffälliges Merkmal der Straßen sind die 'abgesoffenen' Hochborde. Beim Überasphaltieren der Pflasterungen wurden die Ränder besonders stark aufgefüllt, so daß sich die Niveauunterschiede zwischen Fahrweg und Gehweg teilweise bis auf 5 cm verringert haben.

Die Erstausrüstung der 'Basaltstraßen-Gründerzeit' blieb unklar. Der Umbau der Straßen erfolgte mit Sicherheit bereits sehr früh in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Entweder bestanden die Gehwege zuerst aus Muschelkalkpflaster oder sie waren mit Asphalt ausgestattet. Mit dem Gedanken, daß die Betonplatten auch hier zur Erstausrüstung gehörten, konnten wir uns schwer anfreunden, obwohl die Beispiele in Spalte F dies belegen ließen. Wir haben diese stattdessen als Jahrhundertwende oder 20 er Jahre-Modernisierung interpretiert. Für eine Nachkriegs-Modernisierung halten wir die Asphaltgehwege (in Spalte G), wie sie kennzeichnend für den Ring um die Innenstadt sind. Der Austausch von Platten und Asphalt erfolgt derzeit durch Granitmittelpflaster in den lage- und statushohen Quartieren, wie etwa in Innenstadtnähe (Spalte H).

In weniger dicht bebauten Quartieren der 'Makadam-Gründerzeit' (Spalte I und J) mit Vorgärten, Baumstreifen und offener Blockrand- bzw. Villenbebauung sind nur geringe Modernisierungen und Umbauten festzustellen. In allen unseren Beispielen sind die ursprünglichen (Asphalt?-) Makadamstraßen heute asphaltiert. Die Gehsteige sind durchweg mit Beton-Schokoplatten (30 x 30 cm) belegt, wobei die Verlegemuster wechseln. Als vermutlich erste Verlegeart gilt die diagonale Verlegung der Platten. Bei älteren, schlechter erhaltenen Platten (in Spalte I) kommt dies häufiger vor.



In dichter bebauten jüngeren Quartieren mit offener Blockrandbebauung oder Doppelhausbebauung überwiegen kleinkronige Weißdorn-Bäumchen und mit Betonrandsteinen eingefasste Baumstreifen. Im Villenquartier (Freiherr v. Stein Str. Spalte J) handelt es sich hingegen um großkronige Bäume in schmalen (0,5 m breiten) Baum-

streifen. Die Ausstattung der Straße ist insgesamt mit Rogenstein-Einfassungen für die Baumstreifen und mit Travertin-Bordsteinen nobler ausgeführt. Eine relativ neue Modernisierung, vermutlich nach dem Neuverlegen von Leitungen, fiel auf einer Straßenseite der Verbreiterung der Baumstreifen auf 1m Breite auf. Die Einfassung bestand hier aus Granitmittelpflaster. Außerdem waren zwischen den Bäumen Holzpoller aufgestellt, um das Parken auf den Baumscheiben zu verhindern.

Modernisierungen / Überformungen in den 20er Jahren (Spalte K – P).

Im Ring der zwanziger Jahre sind Umbauten mit Ausnahme aktueller Modernisierungen relativ gering. Durchweg bestimmen Betonplatten das Bild der Gehwege (Spalte K, L, M und O). Diagonal verlegte Platten sind selten. Hauptsächlich sind die Platten mit oder ohne Kreuzfugen quer verlegt.

In den Kaffeemühlen-Vierteln (Zum Wilden Graben, Spalte L) bestand die Erstaussattung schmaler (5,5 m breit) 'Seitenstraßen' aus Makadam-Fahrbahnen mit schmalen Granitbordsteinen und wassergebundenen Decken, wie wir an der Ecke 'Zum wilden Graben' / 'Ratstannenweg' beobachteten. Die heute durchgängige Ausstattung mit Betonplatten erfolgte dann sukzessive im Zuge der Bebauung der Grundstücke.

Derzeit erfolgt im Quartier ein Umbau der Gehwege, wobei die Platten durch Granitmittelpflaster ersetzt werden. Breitere Straßen waren mit Granit befestigt und mit Baumstreifen ausgestattet (Spalte K). In der Reihenhaussiedlung der 20er Jahre am 'Zeppelinplatz' fällt besonders die Minimierung der Straßenbreiten (6 bzw. 4,5 m) und der Gehwege (2,3 bis 1,2 m) auf. Dies kommt ebenfalls in den verschmälerten Granitborden zum Ausdruck. Derzeit erfolgt hier eine Modernisierung mit Betonstein (Spalte N).

Der Rand der Siedlung wird von blockartigen straßenorientierten Zeilen eingefasst, deren Straßen in Spalte O und P aufgeführt sind. Ähnlich wie bei den inneren Reihenhauptstraßen erfolgt der Umbau durch einen Austausch der Betonplatten gegen Betonsteine, wobei die bestehenden schmalen Baumstreifen (0,5 m in Spalte O) zu Lasten der Gehwege auf 1,2 m verbreitert wird (Spalte P).

III. Die Materialien - übers Vokabellernen zur zeitlichen Reihenfolge.

Trotz unterschiedlicher Schwerpunkte in den verschiedenen Gruppen war klar, daß ohne die Kenntnis der Materialien, deren Bearbeitungsweise und Art des Einbaus keine qualitative Aussage möglich ist. Zu Beginn haben wir uns dem Thema über den Vergleich unterschiedlicher Materialien genähert, deren Vorkommen und geologische Eigenschaften sowie den Techniken des Abbaus und der Verarbeitung bis zum. Daraus lassen sich Aussagen über den Arbeitsaufwand, die Ökonomie der Einbau Arbeit und die Verfügbarkeit der Materialien für unterschiedliche Geldbeutel ablesen. Weiter läßt sich unterscheiden, ob der Einbau haushälterisch zwischen Verfügbarkeit des Materials und Arbeitsaufwand abgestimmt ist, oder ob darin ein demonstrativer Aufwand (vgl. VEBLEN 1899) angelegt ist. Sei es über das Material, das zum Teil importiert wurde oder über den Aufwand bei Bearbeitung und Einbau; z.B. aufwendige Materialsortierung, wobei nicht alle Steine mehr verwendet werden, gleichmäßige Steingrößen durch vorgefertigtes Material und zeitraubende Verlegarten). Über die Verwendung und Bearbeitung der Gesteine läßt sich eine Zeitreihe

aufstellen, die den Wechsel von einer bäuerlich-handwerklichen zu einer industriellen Ökonomie wiedergibt. Die Unterscheidung zwischen lokal (für alle) verfügbarem Material und dessen Entwertung durch Materialimport und später die industrielle Produktion von Formsteinen erschließt über das Material den Zugang zu einer qualitativen Wertung und Interpretation der Beispiele. Die Kenntnis des Materials ermöglicht es, Typen und Prinzipien der Steinverwendung herzuleiten und in eine freiraumplanerische Interpretation einfließen zu lassen. Der Zugang über das Material ist eine handhabbare Erweiterung anderer freiraumplanerischer Kriterien von Straßenzonierungen und Organisationstypen der Häuser und Gebäude.

Das lokale Material.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in Weimar nur lokal vorhandenes Gesteinsmaterial verwendet. In der Regel waren es Travertin und Kalkstein. Beide hatten den Vorteil geringer Transportkosten und der Verfügbarkeit. So wurde das lokale Material verschieden verwendet:

Pflastersteine kamen grob behauen aus dem Steinbruch und wurden auf der Baustelle hammerrecht (s. Abb. 1) zugeschlagen. Das Krusten- und Leistenpflaster richtete sich in der Größe nach der Schichtstärke der Bankung (s. Abb. 2). Es gab keine Normierung der Pflastersteine. Rinnen sind kennzeichnend für diesen historisierenden Rückbau. Die Hausvorplätze sind nur durch die vorspringenden Treppen markiert. In Größen und Formate (Mosaik-, Klein-, Mittel- und Großpflaster) wie heute üblich.

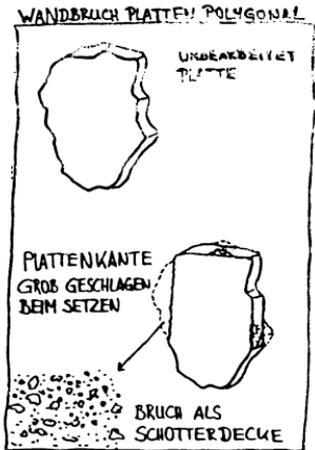
Werksteine wurden im Steinbruch bearbeitet und stellten die intensivste (investivste) Bearbeitungsform dar. Werksteine wurden als Bordsteine, Gebäudesockel und Schichtmauerwerk verwendet.

Mauerwerk wurde entweder aus Werksteinen oder aus verputzten Bruchsteinen hergestellt, die als Abfall bei der Steinbearbeitung anfielen oder aus dem Ac-Horizont stammten (sogen. Bruchbuden).

Straßendecken wurden als Macadam-Decken (einschichtige wassergebundene Decken) und als Walzdecke ausgebildet. Oft wurde das Gestein als Unterbau (Packlage; s. Abb. 3) für die Decken verwendet. Wobei auch hier das Gestein, wie beim Bruchsteinmauerwerk als Abfall bei der Steingewinnung anfällt.

Mit diesem verschiedenen Gebrauch des Gesteins, entwickelte sich eine handwerkliche Tradition des Steinmetzes und des Steinsetzers. Der Steinsetzer wußte nicht nur über die richtige Verwendung der Gesteine bescheid, sondern auch wie es beschaffen und welcher Aufbau möglich war. Es gibt zum Beispiel Kalksteine in verschiedenen Härtegraden. Der Kalkstein Weimars stammt aus dem mittleren und oberen Muschelkalk, dessen Schichten aus härterem Gestein bestehen. Deshalb lassen sich die Kalksteine Weimars auch als Pflastersteine und Mauersteine verwenden.

Abbildung 1



Gleichzeitig bedingt die Geologie nicht nur die Gesteins­härte, sondern auch die Breite eines Pflastersteins. Diese ist abhängig von der Schichtstärke der Bankung, aus dem das Pflaster zugeschlagen wurde. Die Pflaster­setzung erfolgte immer so, daß die Schichtung des Pflastersteins vertikal verlief, damit bei einem eventuellen Auseinanderplatzen, z.B. durch Auffrieren des Pflastersteins, der Verband dem entgegen­wirkt. Dies gilt aber nur für Kalkstein, dessen Bindemittel (Kalk) den Stein in der Regel fest zusammenhält. Buntsandstein läßt sich schlechter als Pflaster verarbeiten, weil das Bindemittel (Eisen) den Stein nicht so fest bindet. Der Einbau von Buntsandstein erfolgte deshalb immer so, daß die Schichtungen horizontal verliefen. Ein gleicher Einbau erfolgte auch bei Werkstein und Schichtmauerwerk, bei dem eine horizontal verlaufende Schichtung das Aufsteigen von

Wasser verhindern sollte. Der Steinmetz wußte welche Qualitäten für die spätere Nutzung nötig waren. Er überlegte also den späteren Gebrauch und konnte das Ge­stein dementsprechend abbauen bzw. bearbeiten. Die Verwendung eines Materials für viele Gelegenheiten und Anwendungen schloß die Weiterverwertung des 'Abfalls' ein. Im Steinbruch wurden die oberen Schichten (Ah-Horizont / Abraum) abgetragen und als Füllmaterial in der Grube verwendet. In dem darauf folgenden Ac-Horizont (Ausgangsgestein) gab es neben den größeren auch immer geringere Gesteins­schichten, die dann z.B. als Schotter und Walz­pflaster (s. die Aufnahme vor dem Museum für Frühgeschichte) verwendet wurden. Oder die Abschläge von Werksteinen und Bossiersteinen wurden als Kleinpflaster und Mosaikpflaster, Unterbau, Packlage usw. verwendet. Daran wird deutlich, wie sparsam die Lagerstätte genutzt wurde. Es wurde vorratspfleglich nichts vergeudet. Das hing damit zusammen, daß jeder seinen Steinbedarf selbst abbaute und natürlich möglichst ökonomisch mit der eigenen Arbeitskraft hantierte (vgl. literarisch bei KAUER, W. 1976: 101ff).

Die Decken Weimars.

Die ältesten Decken Weimars waren sicherlich Schotterdecken und Packlagen, die aus anfallenden Abschlägen und Bruchsteinen erstellt wurden. Diese Wegedecken waren nach dem Prinzip des schot­ti­schen Straßenbauers John L. Mac Adam (1756 – 1836) aufgebaut, der gewalzte oder gestampfte Straßen­decken aus Schotter mit Splitt und Grobsand abstreuen ließ, um die Hohlräume auszufüllen. Heutzutage ist diese Art des Wegebaus eher als einschichtige wassergebundene Decke bekannt. Die Abschläge und

Abbildung 2

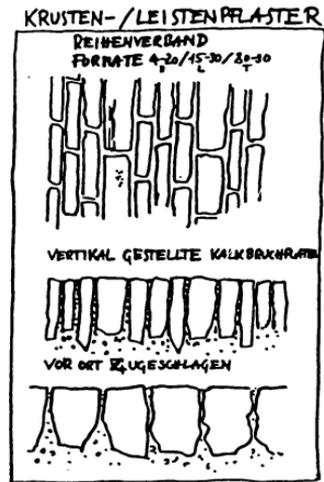
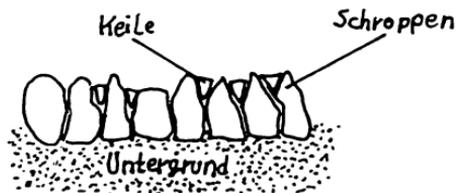


Abbildung 3



Bruchsteine dienten in der Hauptsache dem Unterbau. Für die Straßendecken und Wegedecken wurden grob behauene Kalksteine im Polygonalverband (s. Abb. 4), Krustenpflaster und Leistenpflaster (Abb. 2) verwendet. Vom Walzpflaster bis zum Krustenpflaster wurden alle Pflasterungen auf Straßen und Wegen immer als beidseitig eingespannte Kappendecken ausgebildet.

Die Kosten dieser Decken setzen sich aus zwei Faktoren zusammen; 1. den für Abbau und 2. für den Einbau des Pflasters. Bei der Gesteinsgewinnung sind Lockergesteine (Walzpflaster) am einfachsten abzubauen und auch am billigsten. Früher fiel beim Abbau und bei der Werksteinproduktion Lockergestein einfach nebenbei an und war somit billig. Das Abfallgestein wurde weiter verwendet. Die feinere Form des Wegebelages aus Lockergestein ist das Leseplaster. Das Lesesteinpflaster entsteht auch aus Abfallgestein und ist deshalb ebenfalls preiswert. Allerdings erhöht sich der Arbeitsaufwand bei der Erstellung der Pflasterdecke, da ein Mehraufwand an Zeit und Arbeit geleistet werden muß.

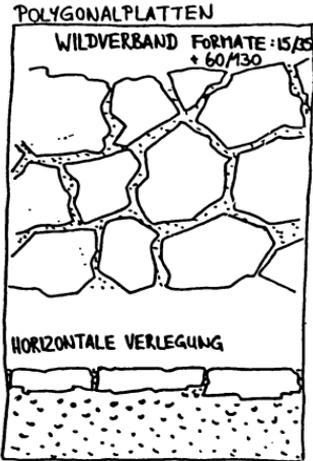
Statusunterschiede werden über das Material abgebildet.

Die ärmeren Leute mußten immer mit Steinen schlechterer 'Qualität' zurecht kommen. Sie glichen dies über ein mehr an Arbeitsaufwand, also besseres handwerkliches Können und Einbringung mit eigener Arbeitskraft aus. Status und Macht sind an der Auswahl des Materials abzulesen. Der Platz vor der Herderkirche sollte den hohen Status und die Macht der Kirche in der Öffentlichkeit verdeutlichen. Der Statusunterschied wurde nicht über die Auswahl eines teuren lokalen Gesteins nach Größe und durch die Verlegeart. Die Reihen auf dem Herderplatz sind extrem lang und entsprechen alle einer Größe. Das Material ist, im Gegensatz zu privaten Höfen und Plätzen, auch noch sehr breit. Eine solche Sortierung der Steingrößen war nur mit enormem Material- und Arbeitsaufwand möglich, den nur sehr wenige – Kirche (Herderplatz) oder Fürst (Schloßplatz) – leisten konnten.

Statusunterschiede werden über die Arbeit abgebildet.

Die Zonierung des Herderplatzes besteht in der Verlegeart und Sortierung der Steine. Während auf dem Platz lange Reihen aus großen Steinen zu finden sind, ist um die Kirche ein Streifen mit schmalen Steinen gesetzt, der den Vorplatz der Kirche markiert (vgl. Skizze/Schnitt des Herderplatzes von S. 57). Im Gegensatz zum Platz vor der Kirche ist die Verlegeart auf privaten Höfen und Plätzen nicht hauptsächlich an repräsentative Zwecke gebunden, sondern an die Ökonomie der Nutzer. Den Nutzern ging es in erster Linie nicht um ästhetische oder repräsentative Gesichtspunkte, sondern um die Brauchbarkeit in Abhängigkeit zu ihren finanziellen Möglichkeiten. Daraus ergibt sich auch Schönheit und Repräsentation. So gelten heute Mosaikpflasterverbände noch als besonders repräsentativ, obwohl es sich eigentlich um nicht so aufwendige

Abbildung 4



ge Qualitäten, überwiegend um Abfallgestein handelt. So wurde der Hof in Segmente eingeteilt und konnte in kurzen Reihen gesetzt werden, um das Problem der Sortierung nach Steingrößen gering zu halten. Wo der finanzielle Rahmen die Verwendung aufwendiger Qualitäten nicht zuließ, wurden mit einem Mehraufwand an Arbeit und handwerklichem Können gebrauchsfähige Pflasterdecken gesetzt, die gleiche Nutzungsqualitäten hatten. Beide Beispiele zeigen, wie für verschiedene Gebrauchssituationen und verschiedene Ökonomien das gleiche Material verwendet wurde, ohne die Gebrauchsqualität, die Haushaltsökonomie oder die Handwerksqualität zu vernachlässigen.

Materialbearbeitung und –verwendung zur Gründerzeit in Weimar.

- Von der Bearbeitung zur Verarbeitung.

Im Laufe der Gründerzeit vollzieht sich ein Wandel bei der Bearbeitung und Verlegung von Materialien durch die Einführung neuer Materialien und Techniken. In der Hauptsache sind dies:

Der Import von vorgefertigten Pflastersteinen, welcher nach dem Ausbau des Eisenbahnnetzes 1846 begann.

Der Einsatz von Formsteinen aus gebranntem Ton, Ziegel, Klinker (Dachpfannen) und aus industriellen Abfallprodukten wie z.B. dem Schlackenformstein.

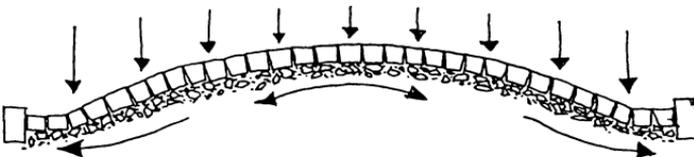
Die Verwendung industriell produzierter Bindemittel wie Teer und Zement, die zur Herstellung von Formsteinen (Betonplatten) und Gießdecken (Asphaltdecken) dienen.

Dem Wandel stellen wir im Folgenden anhand von Beispielen aus der gründerzeitlich modernisierten Altstadt, bzw. nicht überformter Gründerzeitausstattungen vor. Dabei werden einige typische Bodenbefestigungen sowie deren Aufbau und Herstellung zuerst von Fahrbahnen und anschließend von Fußwegen betrachtet.

Die Straßen.

Typisch für die Straßen der Gründerzeit ist u.a. der gewölbte Fahrbahnaufbau. Er resultiert aus der Anlage als Kappendecke. Bezeichnend für die Kappendecke ist die Einspannung der Fahrbahn zwischen die Widerlager, die Borde. Diese können aus einer mehrreihigen Rinne bestehen oder auch durch Rinnsteine und für die Gründerzeit typischen Granitbordsteinen gebildet werden. Der Unterbau (Packlage), wie auch die Fahrbahnflächen bilden einen Bogen, der die auftretenden Kräfte nicht nur aufnimmt, sondern durch die gewölbte Form ableitet. Diesem Fahrbahnaufbau reichen geringe Unterbaustärken. Er zeichnet sich somit durch einen ökonomischen Materialverbrauch aus.

Ableitung der Kräfte bei gewölbtem Aufbau (Kappendecke):



Wichtig ist die handwerkliche Ausführung, damit die Ableitung der auftretenden Scherkräfte gewährleistet ist. Zusätzlich ermöglicht das Gefälle das Ableiten des Niederschlagwassers. Die Fahrbahndecken wurden mit Walzpflaster, Makadamdecken oder behauenen Natursteinpflaster befestigt. Die Makadamdecke und das Walzpflaster fanden vorwiegend in weniger befahrenen Straßen Anwendung. Das Walzpflaster baut auf dem Prinzip der Stampfdecke auf. Die Verdichtung mit schweren Walzen (Dampfwalze) konnte wesentlich gröbere Gesteine (0/100) zu tragenden Decken verdichten, die mit feinem Split abgestreut wurden. In stärker frequentierten oder repräsentativen Straßen wurden die Decken aus Pflastersteinen hergestellt. Hier lösten importierte Steine die örtlichen Kalksteine ab.

"Deutlich wird dies beispielsweise an der Ablösung des Muschelkalkes in Weimar durch Granite aus dem Fichtelgebirge, aus der Lausitz und aus Schlesien, durch Basalte der Rhön, durch Porphyre aus Nordwestsachsen und dem Thüringer Wald, durch Diabase aus dem Thüringer Schiefergebirge und durch Rogensteine aus Bernburg." (SEIDEL, G. / STEINER, W. 1988: 20)

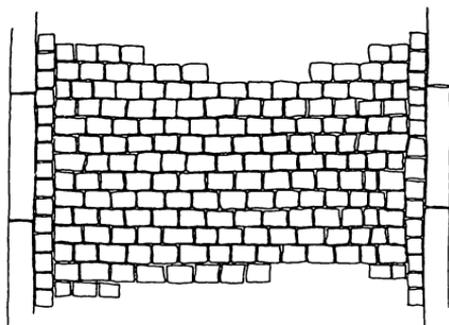
Exkurs

Bei Ortschaften, die an schiffbaren Flüssen liegen, wurde die Beschaffung von Baumaterialien über größere Entfernungen schon wesentlich früher eingeführt. Das Fehlen von festen Gesteinen als Baumaterial konnte dort durch die Verwendung von Formsteinen (Lehmziegel) und dem Transport von Gesteinen auf dem Wasser ausgeglichen werden. In Weimar ist dies nicht möglich und durch Vorkommen an Kalkgesteinen in unmittelbarer Umgebung auch nicht nötig. In Weimar hat das importierte Material repräsentativen Charakter, der in dem hohen Grad der Verarbeitung und Sortierung der Pflastersteine zum Ausdruck kommt. Die handwerklichen Fähigkeiten, neben der Gebrauchsqualität auch repräsentative Unterschiede mit einem Material herzustellen, gehen dabei verloren. Die Vorfertigung zu Pflastersteinen in den Steinbrüchen hatte eine Normierung der Pflastersteine zur Folge. Dabei nahm der Grad der Bearbeitung des Materials zu und reduzierte die Pflasterarbeit, somit auch die Kenntnisse und Fertigkeiten des Einbauens. Die Pflasterverbände, wie 'Wildpflaster' und Leistenpflaster werden von Reihen-, und Segmentbogenpflaster u.a. abgelöst.

Reihenverband aus Großpflaster.

Das Reihenpflaster, meist aus Großpflaster, ist der häufigst verwendete Verband gründerzeitlicher Pflasterstraßen. Die Steine sind meist auf parallelepipedische (rechteckige Oberfläche) oder würfelförmig (quadratische Oberfläche) zugeschlagen, die nach unten konisch zulaufen. Die Kantenlängen reichen von 13 bis 24 cm. Beispiele gibt es aus Basalt (z.B. Karlstr./Wagnergasse), Quarzporphyr (z.B. Unterer Graben) und Diabas (Bahnhofstr./Oberweimar).

Reihenverband



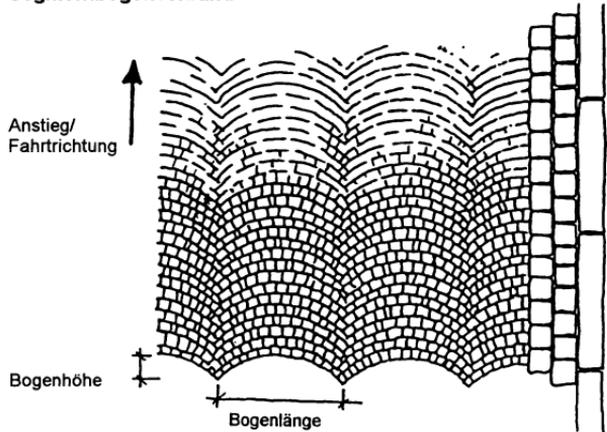
Reihen sind stets quer zur Fahrtrichtung ausgerichtet

Segmentbogen und Diagonalver- band.

Weitere Verlegearten sind der Segmentbogen und das Diagonalpflaster (M-Strichverband). Sie werden in der Regel aus Kleinpflaster (8 – 12 cm Kantenlänge) erstellt. In diesen Verbänden stützen sich die Steine gegenseitig, wenn sie belastet werden. So verteilen sich die auftretenden Scherkräfte beim Befahren

in den gesamten Verband. Dabei zeigt die Bogenspitze des Segmentbogens in Fahrtrichtung. Aus den selben Gründen aber auch aus arbeitstechnischen wird das Pflaster in Gefällestrcken mit dem Bogenrücken auf der Bergseite gepflastert (vgl. NOLL, F. 19911: 14ff). Diese Überlegung ist wenigstens in Andeutungen bei Beton-Verbundsteinen übernommen worden. Die Breite und Höhe des Bogens ergeben sich aus der Größe der Verwendeten Pflastersteine.

Segmentbogenverband



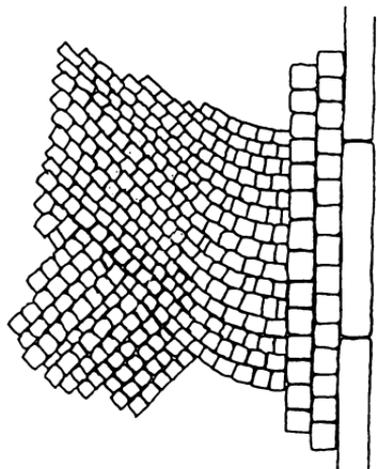
Für Steine	Bogenlänge	Bogenhöhe	Rad. d. Bog.
v. 6-8 cm Größe	0,80-1,10	22-24 cm	c.a. 0,65 m
v. 8-10 cm Größe	1,10-1,35	24-27 cm	" 0,90 "
v. 10-12 " "	1,35-1,70	27-32 cm	" 1,25 "

(Tabelle: aus NOLL, F. 1911: 38)

Der Diagonalverband verlangt vorgearbeitete Pflastersteine mit exakter Maßhaltigkeit. Er ist im Kreuzungsbereich des August-Fröhlichplatzes gesetzt worden (im Beispiel mit quadratischem Basaltkleinpflaster 11x11 cm).

Der Anschluß zur Rinne bzw. Läuferreihe wird durch dreieckige Paßstücke oder mit einer bogenförmigen Anpflasterung im rechten Anschluß erstellt. Eine weitere Verwendung fand Steinpflaster auf Kreuzungen von Straßen mit Makadam bzw. Walzpflaster. Hier bilden sie in Verlängerung der Bürgersteige Fahrbahnübergänge (vgl. STÜBBEN, J. 1907). Ein Beispiel in Basalt – und Porphyrpflaster ist auf der Kreuzung Kranachstr./Richard – Wagner Str. zu finden.

Diagonalverband



Formstein- und Gießdecken.

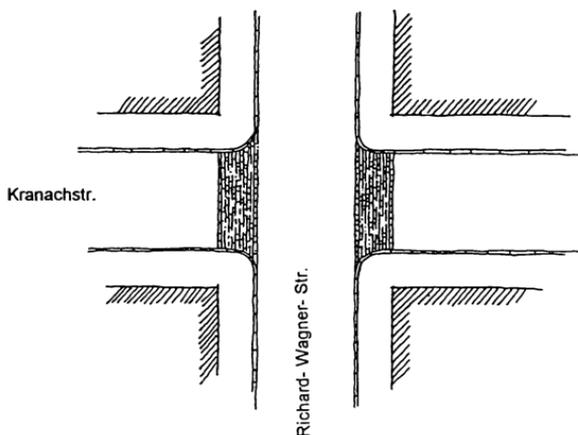
In der späteren Gründerzeit lösten Baustoffe aus der industriellen Produktion mehr und mehr die vorgestellten Materialien ab. Zu diesem Zeitpunkt setzte verstärkt der Einsatz von Formsteinen (Kupferschlacke) und Gießdecken (Asphaltbeläge) ein. Schlackenstein ist ein Produkt aus Kupferschlacke, die bei der Erzverhüttung als Abfall anfällt. Dazu wird die

Schlacke in Würfelformen (Kantenlänge 15x15 cm) gegossen. Wir finden ihn als Rinnstein in 1- bis 2reihiger Läuferreihe, meist in der Verbindung mit dem Granitbordstein. In Reihen flächig verlegt, bildet er den Straßenbelag am Frauenplan. Er bildet den Übergang von den klastischen Pflastersteinen (Basalt, Granit) zur Gießdecke, in der Rohstoffe (z.B. Steine) nicht mehr bearbeitet, sondern erst zerkleinert oder gebrannt werden müssen, um dann wieder in Steinen oder viskosen Massen verarbeitet zu werden. Der Aufwand bei Betonplatten und bei Asphalt liegt in der Herstellung des fertigen Baustoffes. Ganz im Gegensatz zum Natursteinpflaster, deren Bearbeitungsgrad zwar zunimmt, dessen größter Arbeitsanteil aber in der handwerklichen Verlegung besteht. Die Verwendung von Asphalt für 'fließende Decken' erlebte vermutlich erst ab der Jahrhundertwende einen Durchbruch. Als Bindemittel wurde Teer aus Steinkohleverarbeitung und bituminöse (erdöhlhaltige) Gesteine (Naturasphalt) verwendet. Mit zerkleinerten Gesteinen wurde er vermischt und in 3 – 5 cm starken Schichten auf den Unterbau aufgebracht und angewalzt. Um die auftretenden Kräfte aufzunehmen, mußte der Unterbau immer stärker aufgebaut werden.

Die Fußwege / Bürgersteige.

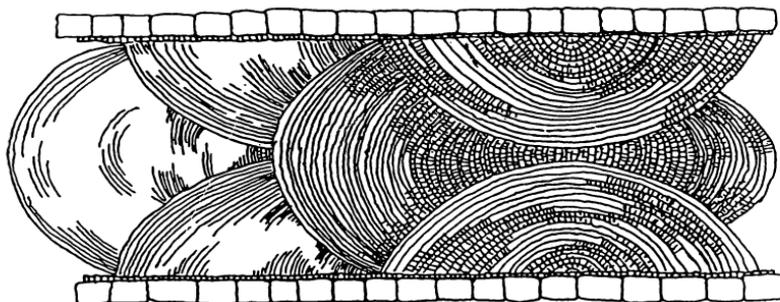
Den Wechsel in der Materialbearbeitung und –verwendung, der auf der Straße zu beobachten ist, finden wir auf den Bürgersteigen und Fußwegen wieder. Der Bürgersteig ist ein Element der Straße, das in der Gründerzeit eingeführt wurde (s. HÜLBUSCH, K.H. 1996; CORBIN, A. 1991). Er ist kennzeichnend für die Funktionalisierung der Straße, die in der Gründerzeit einsetzte. Abbild dieser Veränderung ist der Granitbordstein (15 cm breit / 35 cm hoch und ca. 9 – 15 cm hoch von der Fahrbahn abgesetzt). Makadamdecken und Pflaster bilden die Oberflächen der frühen Gründerzeit bis verstärkt Betonsteinplatten verwendet wurden. Wassergebundene Decken, nach dem Prinzip von Makadamdecken, wurden nachträglich wie bei den Fahrbahnen mit Asphalt bzw. Platten bedeckt. Stübgen beschreibt den Aufbau der Makadamdecken so:

Verlängerung der Bürgersteige



"Der Untergrund ist profilmäßig zu ebnen und zu stampfen. Auf der so gebildeten Fläche wird der aus natürlichen Steinen oder hart gebrannten Ziegelbrocken etwa in Faustgröße bestehende Steinschlag so ausgebreitet, daß Stein an Stein zu stehen kommt und größere Fugen durch kleinere Stücke geschlossen werden. Nach dem Abstampfen dieser Grundschrift wird feines Steingesplitter, z. B. Basaltgrus in dünner Schicht aufgebracht und unter Begießen mit gering lehmhaltigem Wasser in die Fugen gekehrt, so lange, bis sich eine feste, gleichartige Steinlage gebildet hat. Dann erst wird die 2 – 3 cm starke Decklage aus reinem, feinem Kies übergeworfen und naß eingewalzt." (STÜBBEN, J. 1907: 470)

Tulpenverband aus Kalksteinmosaikpflaster am „Unteren Graben“



An privilegierten Orten erfolgte der Einbau von Mosaikpflaster (Rogensandstein und Kalkstein) in Segmentbögen oder aufwendigen Tulpen, Schuppen, Kreis- und anderen dekorativen Mustern. Sie werden von Läuferreihen eingefasst. Diese kleinsten Pflastersteine (3-7 cm), die bei der Steinbearbeitung als Abfallstücke anfallen, wurden mit erhöhtem Arbeitsaufwand zum Merkmal der Dekoration.

Asphalt als Belag wurde vermutlich in der gleichen Zeitphase wie bei den Straßen auf den Fußwegen aber vorwiegend als Gußasphalt eingesetzt. Er besteht aus Teer und feinen Sanden bzw. zerkleinerten Gesteinen und wird flüssig in dünnen Schichten aufgebracht. Zeitgleich kam der Betonstein zur Anwendung. Als 30 x 30 cm große Betonsteinplatte, meist diagonal in Laufrichtung verlegt, ist er typisch für viele Gehwege der Gründerzeit. Oft ist er durch eine Prägung in 4 gleiche Teile unterteilt (Schokoplatte).

Von der statisch verdichteten Kappendecke zur dynamisch verdichteten 'Kassettendecke' oder: Von der Decke zum Belag.

Von den 20er Jahren bis heute.

Die Materialien, mit denen seit den 20er Jahren gearbeitet wird, sind zum Teil schon in der Gründerzeit verwendete Industrieformsteine, wie Klinker- und Betonformsteine, Schlackesteine, Betonplatten (hauptsächlich die bekannten Gehwegplatten mit 30 x 30 cm) und Flächenbeläge mit armiertem Beton sowie Asphaltlegierungen. Die Gemeinsamkeit der Materialien und die Art des Einbaus ist, daß die Tragfähigkeit über den Unterbau hergestellt werden muß. Das unterscheidet sie von den älteren Schütt- und Pflasterdecken. Dazu ein kurzer Rückblick. Wie aus dem vorangegangenen Ab-

schnitt über die gründerzeitlichen Materialien bekannt, liegen unter den späten gründerzeitlichen Asphaltstraßen meist noch die vormaligen Walzdecken (Makadam), die in der Mitte erhöht sind und von mindestens einer Läuferreihe seitlich gestützt werden (Widerlager). Es sind also überteerte Kappendecken, deren Unterbau statisch verdichtet (gewalzt, gestampft) wurde. Das ist wichtig, weil später dieses Prinzip der Kappendecke nicht mehr gebaut wird und dabei der Qualitätssprung sowohl in der Verarbeitung als auch für die Dauerhaftigkeit und Brauchbarkeit liegt. Diese überteerten Straßen sind in den gründerzeitlichen Straßen zu beobachten. Sie weisen meist einen Granitbordstein und eine bis mehrere Läuferreihen aus Kalkstein aber auch aus Schlackesteinen auf. In den Gehwegen liegen zumeist 30er Betonplatten. Ebenfalls gründerzeitlich ist das Reihengroßpflaster aus Basalt. Auch hierbei ist das Prinzip der Kappendecke noch aufgegriffen worden. Wir haben Beispiele gefunden, bei denen dieses Basaltpflaster später ebenfalls überteert wurde. Eine neuere Variante des Basaltgroßpflasters, bei der die Normierung und die industrielle Fertigung in den Mittelpunkt rückt, sind Decken mit Schlackesteinen. Dieser (erste) Formstein taucht z.B. am 'Frauenplan' nicht nur als Läuferreihe sondern in der gesamten Fahrbahn auf.

Formsteine und Gießbeläge.

Die industrielle Massenproduktion gleicher Formsteine reduziert das Ausgangsmaterial zum Binde- und Füllmaterial (Schotter, Zement, Bitumen). Gleichzeitig verschwindet die statisch verdichtete (gestampfte bzw. gewalzte) Kappendecke, die von Läuferreihen gefaßt und stabilisiert wird. Die Formsteine bilden jedoch keinen selbst tragenden Verband, so daß der Unterbau, der vorher minimiert ausgeführt werden konnte, tragende Aufgaben erfüllen muß. Mit der Rüttelplatte werden dynamisch verdichtete Unterbauten eingeführt, die wesentlich anfälliger gegenüber Klimaschwankungen (Frosteinwirkungen) sind und deshalb in größeren Schichten eingebracht werden. Die dynamisch verdichtete Decke verliert an Elastizität, weil die Hohlräume minimiert werden, durch die ansonsten Wasser abgeführt und verdunstet werden konnte und die Decke beweglich aber stabil blieb. Auf dieses Planum werden dann sowohl die Formsteine als auch die gegossenen Beläge aufgebracht. Da sie keine tragenden Funktionen mehr übernehmen können, brauchen sie nur noch als austauschbare oberste (sichtbare) Schicht verlegt oder gegossen zu werden, weshalb wir dann von *Belägen* sprechen im Vergleich zum Begriff der *Decken*, bei denen die oberste Schicht immer selbst trägt (vgl. Gewölbe-, Decken-, Brückenbau). Es ist dann weitestgehend egal, ob die Weg und Straßen mit Asphalt, (armiertem) Beton, Schlackensteinen, Klinker und in neuerer Zeit mit Tegula-Betonsteinen oder mit stadt- und dorferneuernden Pflastersteinen belegt werden.

Die ehemals wertvollen Ausgangsmaterialien aus den Steinbrüchen werden nun zu Schotter verarbeitet, der für den Unterbau wichtig geworden ist bzw. als Bindematerial wie Zement (Ausgangsmaterial: Kalkstein, Beispiel: der von uns besuchte Travertin-Steinbruch bei Weimar) für die Betonherstellung dienen. Das ehemals als Abfall anfallende Material wie Schotter wird nun im großen Maßstab industriell produziert, damit der Unterbau hergestellt werden kann. Für die obere Schicht wird zur Herstellung ebenfalls zerkleinertes Natursteinmaterial benötigt wie bei Beton und Asphalt. Der Schlackestein, der aus Abfallprodukten der Kupferschieferverschmelzung hergestellt

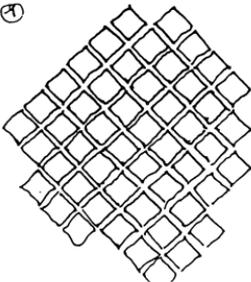
ist, steht als Zwischenglied vor den Formsteinen und gegossenen Belägen und nach den gleichmäßig vorgefertigten Pflastersteinen.

In Weimar war zu beobachten, daß trotz des Aufwandes diese Flächenbeläge immer wieder ausgebessert und erneuert werden müssen. Das liegt unter anderem daran, daß mit der Einführung künstlich gebundener Formsteine und Flächenbeläge das Prinzip der Kappendecke (in der Mitte überhöht und mit seitlichen Läuferreihen) nicht mehr angewendet wird. Statt dessen werden Kassettendecken gebaut, die dynamisch verdichtet werden (gerüttelt) und auf die der Belag ohne eigenen Halt aufgebracht wird, er 'schwimmt' auf dem Planum. Fehler und nachträgliche Setzungen im Unterbau machen sich sofort bemerkbar und zerstören den Belag, der außerdem die Scherkräfte des Straßenverkehrs nicht ausreichend abführen kann und daher zusammengeschieben wird. Die Straßen sind oft reparaturbedürftig, doch statt Reparatur kommt oft nur die Erneuerung in Frage.

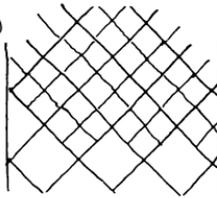
Wie ist das Material verlegt?

In Weimar ist in Hauszugängen aus den 20er Jahren ein Klinkermuster aufgefallen, das den M-Verband imitiert. Dort sind quadratische Klinkerplatten (15x15 cm) diagonal verlegt worden. Das gleiche Muster wird von den 30er Gehwegplatten aufgenommen, wenn sie diagonal verlegt werden. Es gibt sogar die geviertelte Ausführung (Schokoplatzen), die eine Pflasterung imitiert.

①



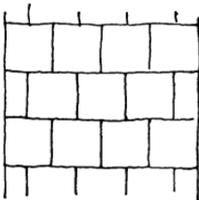
②



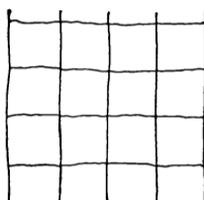
- ① KLINKER 15 x 15
DIAGONAL
- ② BETON PLATTEN
30 x 30
DIAGONAL,
AUCH GEVIERTET
ALS 'SCHOKOPLATTEN'

Andere Verlegearten der Gehwegplatten sind der versetzte Verband und der Kreuzfugenverband. Bei ersterem werden die Fugen quer zur Gehrichtung betont, beim zweiten laufen Längs- und Quertugen gleichermaßen durch. Vor allem bei den langen Fugen, die sich beim Kreuzfugenverband in Gehrichtung ergeben, machen sich

①

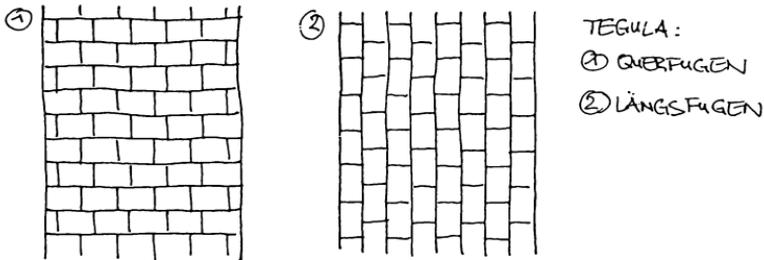


②



- 30-ER BETON PLATTEN :
- ① VERSCHOBENER VERBAND
- ② KREUZFUGENVERBAND

Ungenauigkeiten und Abweichungen beim Verlegen in stärkerem Maße bemerkbar. Die Imitation des Rechteckpflasters in gleichen Größen erfolgt mit dem Betonstein 'Tegula', den es außerdem gleich in der 'gerumpelten' Variante gibt, was 'Natürlichkeit' und Patina vortäuschen soll und handwerkliche Bearbeitung imitiert. War bei den Pflastersteinen die Richtung des Einbaus noch über das Material und die Arbeit bestimmt (durchlaufende Fugen quer zur Gehrichtung, weil die Reihen so kurz bleiben. Längsreihen hätten eines ungeheuren Aufwands an Materialsortierung bedurft!), ist die Verlegerichtung bei Betonsteinen nicht zwingend vorgegeben. Das führt dazu, daß ohne eine Eindeutigkeit die Verwendung beliebig bzw. veränderbar erscheint. Unsere Interpretation ist, daß deshalb das Tegula an einigen Stellen mit Längsfugen auftaucht (Beispiel: erneuerter Gehweg in der Nähe des Friedhofseinganges), weil so die benötigte Menge an geschnittenen Steinen gering ist. Die Beliebigkeit der Verlegerichtung führt zur Lösung mit dem größten Ertrag für die Ausführungsfirma. Ein weiteres Beispiel für bewußt eingesetzte Veränderung der Fugenrichtung ist die Fläche vor dem Hilton-Hotel. Hier 'drehen' sich die Betonsteine plötzlich und der bis dahin öffentliche Gehweg wird zum Vorhof des Hotels vereinnahmt und damit privatisiert.



Literatur (gesamtes Verzeichnis der ungekürzten Fassung)

Athmann, A. 1989: Zurück zur Straße. Arbeitsbericht am FB 13 der GhKassel

AutorInnen 1989: Grenzgänge in Bremen. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel zum PlanerInnenseminar in Bremen. Kassel

AutorInnen 1990: Gärtnergrün und Bodenrente. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel zum PlanerInnenseminar in Osnabrück. Kassel

AutorInnen 1991: Von Wegen. Projektarb. am FB 13 der GhKassel

AutorInnen 1992: Stadtränder. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel zum PlanerInnenseminar in Miltenberg/Main. Kassel

Baetzner, A. 1988: Natursteinarbeiten. Stuttgart

Bontrup, B. & Huber, G. 1983: Konzepte der Freiraumpflege am Beispiel Kassel. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel

Böse, H. 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Arbeitsberichte des FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel. Heft 22

- Böse-Vetter, H.** (1982)1989: Hausen in oder hausieren mit... AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Kassel
- Böse-Vetter, H./Schürmeyer, B.** 1984: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft? In: AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Nachlese Freiraumplanung. Kassel
- Böse-Vetter, H.** 1991: Hof und Haus. Zum Beispiel Worpswede. In: AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Nachlese Freiraumplanung. Kassel
- Brookhuis, N. et al.** 1992: Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. In: AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 24 der Kasseler Schule.
- Dams, C.** 1990: Die 'produktive Bedürftigkeit' der angestregten Junggesellenkultur. In: AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Kassel
- Bernhardt, H.** 1988: Weimar zur Goethezeit. Tradition und Gegenwart W.... Schriften Heft 31. Rat der Stadt Weimar in Zusammenarbeit mit dem Stadtmuseum Weimar. Weimar
- Granda Alonso, E.** 1993: Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr. Diplomarb. Am FB 13 der GhKassel
- Günther, G.** 1990: Weimar-Chronik III. Weimar
- Harenburg, B. & Wannags, I.** 1991: Von Haustür zur Haustür. In: AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Kassel
- Hülbusch, I. M.** 1978: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE ASL GhKassel 01. Heft 33. Kassel
- Hülbusch, K. H.** 1986: Notizbuch der Kasseler Schule. Programmatische Anmerkungen. In: AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Krautern mit Unkraut. Notizb. 2 d. Kass. Sch. Kassel
- Hülbusch, K. H.** 1993: Sorgfalt und Geduld mit Bäumen in der Stadt. Vortrag in der Architektenkammer Bremen. Unv. Mnskr.
- Hülbusch, K. H. & Knittel, J. & Wegmann, A.** 1988: Untersuchung zum Umgang mit Wildwuchs auf öffentlichen Verkehrsflächen. Oder: Pflege und Unterhaltung vegetationsfähiger Straßenfreiräume. In: Notizbuch 34 der Kass. Sch. Kassel
- Kauer, W.** 1976: Spätholz. Roman. Reinbek
- Lühns, H.** 1993: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. In: AG Freiraum u. Veg. (Hrsg.): Pater Rourke's semiotisches semiotisches Viereck. Notizbuch 31 d. Kass. Schule. Kassel
- Mehli, R.** 1993: Der Baublock – wiederentdeckt und doch verwirrend neu. In:???
- Möller, R. & Schneider, C.** 1993: Planung und Entwurf. In: AG Freir. u. Veg. (Hrsg.): Notizbuch 30 der Kass. Schule. Kassel
- Nagl, A.** 1993: Planen statt erneuern. Dipl.arb. am FB 13 der GhKassel
- Noll, F. W.** 1911: Zur Vervollkommnung des Kleinpflasters. Berlin
- Panofsky, E.** 1979: Ikonologie und Ikonographie. In: Kaemmerling (Hrsg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. Köln
- Salzmann, M.** 1990: Die Geographie Weimars und seiner Umgebung. Weimar
- Seidel, G. & Steiner, W.** 1988: Bausteine und Bauwerk in Weimar. Weimar
- SF-Vollverbundstein-Kooperation** 1992: Grundsätze für dauerhafte Pflasterflächen. Bremen
- Stübgen, J.** 1907: Der Städtebau. Berlin
- Veblen, T.** (1899)1981: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. München

Lutz Scharla
„Das Bremer Reihenhaus: in Holz“
Überlegungen zur Hauskunde¹

Inhalt	
1. Das sparsame Rechteck	78
2. Vom Aufmöbeln der Arbeitsplätze im Haus	80
Die feste und mobile Ausstattung	80
Das Anheben von Böden stattet den Arbeitsplatz aus	81
(Sitz-) Tische	81
Lagerböden	82
Die Betten – die Liegestätten der BewohnerInnen	83
Stehend benutzte Arbeitsböden werden kombiniert mit Lagerböden	83
Zugangflächen angehobener Böden	84
Belichtung von Böden	85
Tisch und Schrank machen die Breite des Zimmers	87
Die Arbeit bestimmt die Organisation von Zimmern	88
3. Die Zimmer – Arbeits- und Lagerplätze im Haus	89
Die Zimmergrundrisse in Hochparterre und Obergeschoss bilden den Grundriss im Bremer Reihenhaus	89
Die Zimmer im Hochparterre, dem Unterhaus	90
Das Empfangszimmer	90
Das Hinterzimmer im Unterhaus	91
Die zweiflügelige Tür und die separate Nutzung der Zimmer	91
Das kleine Zimmer im Unterhaus	92
Die Zimmer in der Oberhaus-Etage	92
Das Zimmer zur Straße im Oberhaus	93
Das Hinterzimmer im Oberhaus	93
Das kleine Zimmer im Oberhaus, die Küche	94
Die Kammer im Oberhaus – ein kurzes Rechteck	95
4. Die Belichtung tiefer Zimmer – was SchachteIn zu Zimmern macht	95
5. Rechteckige Zimmer sparen Fläche und Baukosten	97
6. Der Treppenflur des Bremer Reihenhauses	97
Der Treppenflur, zwei Wege nebeneinander	98

¹ Überarbeiteter Auszug aus der schriftlichen Arbeit zum Diplom II Architektur, Vertiefung Städtebau WS 2002/ 03 an der Universität Gh Kassel, FB Architektur, Stadt- und Landschaftplanung. Betreuer: Prof. K.H. Hülbusch, Dipl.-Ing. Chr. Theiling, Dipl.-Ing. G. Moes

Der Hausflur im Hochparterre	99
Der Hausflur im Oberhaus	99
Der Hausflur im Souterrain	100
Der Hausflur im Souterrain ist der Weg durchs Haus	100
Der Flur im Dachgeschoss	101
Der Treppenflur	101
Der Einfluß der Treppe auf Hausgrundriss und Hauskonstruktion	101
Treppenkonstruktionen	102
Treppeneinbau und Deckenspannrichtung	102
Vergleich von Treppen im Hausgrundriss	103
Vergleich der Treppen im Gebrauch	103
Der Treppenflur im Bremer Reihnhaus spart Fläche und Baukosten	104
7. Morphologie und Grundriss des Bremer Reihnhaus	105
Das Bremer Reihnhaus mit Souterrain	105
Die Vorgaben des Zimmers für den Hausgrundriss	107
Die Tiefe der Zimmer bestimmt die Tiefe des Hauses	107
Das Bremer Reihnhaus ist ein verschobener Kreuzgrundriss	108
Etagen von Zimmern sparen Flächen- und Herstellungsaufwand	109
Die Etage gehört zum Haus in der Halle	109
Das Hochparterre ist die Etage des Unterhauses	110
Das Oberhaus	110
Das Souterrain – die Wirtschaftsetage des Hauses mit Dienstboteneingang	111
Die Dachetage, die Erweiterung des Oberhauses	113
Das Dach – der 'klimatische Puffer' fürs Haus	114
Das Haus kann auch geteilt werden	115
Teilung des Hauses mit gemeinsam genutzter Haustür	115
Teilung über die zwei Hauszugänge	115
8. Der Grundriss des Bremer Reihnhauses spart Wohnfläche und Baukosten	116
Das Bremer Reihnhaus und die Haushufenerweiterung	117
Graphik und Grundriss	117
9. Das Bremer Reihnhaus: in Holz – Ein Plan für Pläne	117
Literatur	119

Überlegungen zur Hauskunde

Seit der Entstehungszeit ist das Bremer Reihenhaus immer wieder Anlaß lebhafter Debatten darüber, wie Städte klug und brauchbar für die BewohnerInnen zu erweitern sind. Schon in der Gründerzeit stritt die Profession über Mietskasernenbau, wie er heute in Deutschland weit verbreitet zu finden ist und auf der anderen Seite das Bremer Reihenhaus, das nur in Bremen üppig Verbreitung fand. Das heftige Extrem der Berliner Mietskasernen (vgl. Hegemann, 1930) bot dann auch Anlaß für die Silberprinzen und ihre Nachfahren (vgl. Wolfe, T., 1984) 'Licht, Luft und Sonne' für die Städte einzuklagen. Doch, statt nach bewährten Vorbildern zu suchen, wurde 'bei Null angefangen' (vgl. ebenda) und bis heute mit dem Experimentieren am lebenden Individuum nicht aufgehört. Dem gegenüber stehen die Bremer Reihenhäuser nicht nur immer noch sondern es läßt sich offensichtlich auch immer noch bestens darin leben.

Dies ist Anlaß genug, diese bewährte Hausbauart näher anzuschauen, welche Regeln und Prinzipien hinter den, im Hausgrundriss verborgenen Erfahrungen zu finden sind. Dabei wird auf die vorgeleistete Arbeit der Freiraumplanung über brauchbare Haus- und Siedlungsgrundrisse zurückgegriffen und im Hausgrundriss und der materiellen Herstellung fortgeführt. Und es lassen sich dabei 'gute Baugründe' (vgl. Kirsch, P.) finden, die nicht nur wieder etwas mehr 'Stoff' für die Fortführung der wichtigen Debatte über 'tüchtige' Häuser und Quartiere liefern. Zudem ist einmal mehr zu erkennen, daß die Bauart des Bremer Reihenhaus sehr wohl den Interessen der BewohnerInnen bzgl. brauchbaren Wohnraums, der sein Geld und damit das Geld der BewohnerInnen Wert ist und gleichzeitig dem städtischen Interesse der Erweiterung (vgl. Stübgen, 1907) entgegenkommt.

Interessant dabei : in Holz sind Bremer Reihenhäuser außerdem vorteilhaft herzustellen.

1. Das sparsame Rechteck

Das (Bremer) Reihenhaus ist massiv 'von der Stange', also nach kanonischen Regeln (vgl. Böse-Vetter, H. 1989: Hof und Haus in NB 25), gebaut und mit vorgefertigter Ausstattung bestückt. Die vorgefertigte, serielle Ausstattung wird vornehmlich aus Holz hergestellt: fest eingebaute Treppen, Türen, Fenster und Balken und die mobile Ausstattung wie Schränke, Regale, Tische, Stühle, Betten, etc.. Der Holzbau im Bremer Reihenhaus ist vorgefertigt nur zu erhalten, wenn der Grundriss des Hauses dem bewährten Kanon von Haus und Hof folgt. Es gibt also eine Form des Einzelhausbaus, die der Vorfertigung der hölzernen Ausstattung den Boden bereitet. Wenn der Hausbau die Ausstattung aus Holz nur mehr als Ingredienz nimmt, wird das äußere des Hauses zur Definition des Gebäudes, bei dem nicht die bewegliche und fest eingebaute Ausstattung, sondern die massiven Wandbauteile des Rohbaus in den Vordergrund treten und irrtümlicherweise die ökonomische Rechnung dominieren und festlegen.

Der zur mobilen Ausstattung gehörende, aus Holztafeln vorgefertigte Schrank wird z.B. mit anderen ebenfalls seriell hergestellten Gebrauchsgegenständen wie Regal-

len, Betten, Kommoden, usw. an den Wänden der Zimmer aufgestellt. Die Reihung an der Wand gibt für die Benutzung im Alltag der hölzernen Ausstattung jeweils die gleiche Zugänglichkeit. Nur, wenn der Haus- und Zimmergrundriss den Regeln der praktischen Benutzung folgt, kann auf wenig Grundfläche eine hohe Tauglichkeit erreicht werden, d. h. z. B. Zimmer mit einem Verhältnis von Breite zu Tiefe mit 1,3 bis 1,8.

Der Schrank bringt für die Reihung und Zugänglichkeit aus praktischer Erfahrung Maße, die Organisation und Materialwahl mit. Die Grundfläche des Schrankes ist ein Rechteck, das in der Regel mit der langen Seite an der Wand steht. Die Maße des Schrankes begründen sich aus praktischen Erfahrungen möglichst hoher Nutzung der Fläche bei günstiger Zugänglichkeit und haltbarer, einfach herstellbarer Konstruktion. Im Unterschied zum Zimmer kann der Schrank bewegt werden, weshalb Variationen der Nutzung als Kleider-, Geschirr- oder Buchschrank unproblematisch sind. Ändert sich die Nutzung eines Zimmers, so können die Schränke einfach getauscht werden und über diese simple Uminterpretation gleichzeitig die Zimmer, ohne das letztere selber `verrückt` werden müßten. Schränke sind wichtige Bestandteile der Möblierung, die die temporäre Nutzung der Zimmer genauer definieren(vgl. Neufert, E. 1984, 209 ff). Der Schrank ist der Prototyp des `sparsamen Rechtecks`. Tiefe und Breite des Schrankes sind auf rechteckiger Grundfläche in der Benutzung günstig wie auch bzgl. der Stabilität und `Mobilität` bewährt. Das Stapeln der Bodenfläche durch Lagerböden nutzt die Grundfläche vorteilhaft aus und begünstigt gleichzeitig die Benutzung im Stehen.

Um die Möblierung des Hauses auf geringer Grundfläche zu ermöglichen, müssen Zimmer- und Hausgrundriss den Vorgaben des praktischen Schrankes folgen und das `sparsame Rechteck` nachahmen. Rechteckige Zimmergrundrisse bieten bei gleicher Grundfläche mehr Platz fürs `Aufmöbeln` als quadratische Zimmer, die immer zu klein sind.

Rechteckige, schmale und tiefe Zimmer und deren Addition sind Voraussetzung und Begünstigung für einen ebenso rechteckigen, wie schmalen und in die Tiefe organisierten, flächensparenden Hausgrundriss. Im Reihenhaus ist Platz für viele Holzschränke, wie die Spannweiten von Holzbalkendecken und die Konstruktionen von Holztreppe vorteilhaft genutzt werden.

Die Zimmer sind nicht nur bis in die Tiefe hinein ausreichend belichtet sondern ermöglichen gleichzeitig die Reihung vieler Schränke an den langen Innenwänden und nutzen die Spannweiten von Holzbalken wirtschaftlich aus. Die Positionierung der Fenster an den Schmalseiten der Zimmer bestimmen mit der Zugänglichkeit der Möbel die Organisation der Zimmer und führen zu geringer Fassadenfläche. Die Breite von Zimmer und Hauszugang bestimmen wiederum die Hausbreite und damit ebenso die Grundstücksbreite der Haushufen. Die mit einem Verhältnis von 1 : 4 sehr tiefen Rechtecke der Haushufengrundstücke konstituieren die Haushufenerweiterung (vgl. Beekmann, H. u. a. 1996). Die Reihung der Hufen und die Spiegelung der Reihen stellen, ebenso dem Prinzip des sparsamen Rechtecks folgend, die Straße her. Ist in den Grundrissen das Rechteck immer wieder als Indiz sparsamer Überlegungen zu finden, so kennt auch die materielle Herstellung in Holz die Vorzüge dieser

Form. Rahmenquerschnitte von Türen, Fenstern und Schränken sind dadurch ebenso materialsparend ausgeführt wie Deckenbalken und Sparren, ohne daß hierfür Einbußen im Tragvermögen oder der Haltbarkeit in Kauf genommen werden müßten. Der Holzschrank zeigt beispielhaft die Verwendung von Holz zur materialsparenden Rahmenkonstruktion, die bei serieller Fertigung und hohem Vorfertigungsgrad kostengünstig gefertigt werden kann. Die umrahmten 'Löcher' können sowohl durch das Ausfüllen mit Holzplatten zu Schränken und Türen, oder durch Glasscheiben zu lichtdurchlässigen Fenstern werden. Die Beplankung mit Dielen machen aus Deckenbalkenlagen Fußböden und mit Dachlatten und Schindeln aus Sparrenlagen Dächer. Dieses Prinzip der Rahmen ist uns aus dem Fachwerkbau vertraut, wo eine Holzkonstruktion die Rahmen der Gefache herstellt. Die einseitige Beplankung mit Holzwerkstoffplatten ermöglicht heute einen dem Dielenfußboden vergleichbaren beplankten Fachwerkbau, den Holztafelbau. Diese Wandbautechnik aus Holz ermöglicht den Bau von Wandtafeln, die gleich den Einzelteilen eines zerlegbaren Holzschrankes am Bestimmungsort zusammengesetzt werden und einen schnellen Hausbau ermöglichen. Das bewährte Bauprinzip des Holzschrankes ist ebenso vorteilhaft für den Bau praktischer Reihenhäuser.

2. Vom Aufmöbeln der Arbeitsplätze im Haus

„Die Wohnung (bzw. das Haus, Anm. d. Verf.) ist ein Arbeitsplatz, der nur mit Hof und Garten materiell vollständig ist. Die Organisation dieses Arbeitsplatzes wird vom quantitativen Anteil an Dekoration eingeschränkt. Eine simple Differenzierung der Arbeitsplätze und Orte der häuslichen Produktion ist Voraussetzung für die einsehbaren Rechte und Pflichten.“ (Hülbusch, I.M., 1978, 10)

Da Häuser Arbeitsplätze bergen, müssen Überlegungen zur vorteilhaften Planung des Hausgrundrisses immer auch Überlegungen zur Herstellung möglichst günstiger Arbeitsbedingungen sein, die gleichzeitig Platz lassen für eine möglichst große Bandbreite an Nutzungsvariationen. Den Platz für die Differenzierung der Arbeitsorte im Haus stellen die Zimmer zur Verfügung. Die Beschreibung der Qualitäten hinsichtlich der Interpretationsmöglichkeiten und gleichzeitigen Qualität als Arbeitsplatz setzt eine genauere Betrachtung der Ausstattungsmöglichkeiten mit den notwendigen Arbeitsmitteln voraus. Die in der Regel aus Holz gefertigten Möbel, die Möglichkeiten der Verwendung und die Anforderungen an den Zimmergrundriss werden hierzu erläutert.

Die feste und mobile Ausstattung

Die verschiedenen Tätigkeiten im Haus werden sitzend, stehend oder liegend ausgeführt. Den damit verbundenen Anforderungen wird die feste und mobile Ausstattung des Hauses und der Zimmer jeweils spezialisiert angepasst. Als feste Ausstattung der Zimmer sorgen die Fenster für die Belichtung und die Zimmertüren für den bei Bedarf verschließbaren Zugang. Die übrige feste Ausstattung spezialisiert einige Zimmer mit technischer Ausrüstung (Wasser- und Abwasseranschlüsse und Anschlüsse von Kochstellen für Küchen, Bäder und Waschküchen, Treppen für Treppenture). Außer dieser im technischen Aufwand bedingten Spezialisierung werden die Arbeitsplätze durch bewegliche Gebrauchsgegenstände vervollständigt. Die Ar-

beitsplätze in den Zimmern werden vollständig durch mobile Ausstattung passend zur jeweiligen Arbeit aufgemöbelt.

Das Anheben von Böden stattet den Arbeitsplatz aus

Zimmer stellen im Unterschied zu den befestigten 'Böden' am Haus witterungsgeschützte Arbeits- und Lagerböden der häuslichen Ökonomie zur Verfügung. Aufgrund praktischer Erfahrungen sind für die vorteilhafte Bewältigung der verschiedenen Tätigkeiten im Haus mit der Zeit spezialisierte Gebrauchsgegenstände entstanden, um für die jeweilige Arbeit die günstigsten Arbeitsbedingungen herzustellen. Tätigkeiten im Sitzen werden auf Stühlen, an (Sitz-) Tischen ausgeführt, solche im Stehen z.B. an (Steh-) Arbeitsplatten. Diese Arbeitsböden sind hierfür auf die passende Sitz- bzw. Stehhöhe angehoben. Die zur Ausübung der Arbeiten notwendigen Werkzeuge und Materialien, werden hierzu auf passenden Lagerböden möglichst griffbereit in der Nähe der Arbeitsplätze gelagert, welche wiederum auf passende Höhen angehoben sind. Zu den Lagerböden gehören letztlich auch die Lagerstätten der BewohnerInnen, die (Liege-) Betten. Die Möblierung kann also als angehobene Arbeits- und Lagerböden und Kombinationen aus beiden unterschieden werden.

(Sitz-) Tische

(Sitz-) Tische sind Arbeitsböden, die zur bequemeren und ergonomisch günstigeren Körperhaltung bei der Verrichtung der Arbeit in der Regel auf 'Tischhöhe' von 70cm – 76cm (vgl. Neufert, E. 1984, 299) angehoben sind. Tische mit Höhen von 70cm – 72cm werden sitzend genutzt, während höhere Tische z.B. in Küchen sowohl für sitzend wie auch stehend ausgeführte Arbeiten gedacht sind. An Tischen wird mit den Händen im Sitzen gearbeitet. Tische dienen in der Regel nicht einer spezialisierten Nutzung durch eine Person sondern für die Versammlung mehrerer Personen. So ergeben sich die Breiten von Tischen aus der vorteilhaften Anordnung von Personen an gegenüberliegenden Seiten, also im Minimum von 80cm. Dabei wird die Größe der eigentlichen Arbeitsfläche durch die im Sitzen gut mit den Händen erreichbare und zu bearbeitende Fläche von etwa 40cm Tiefe und 60cm Breite bestimmt.

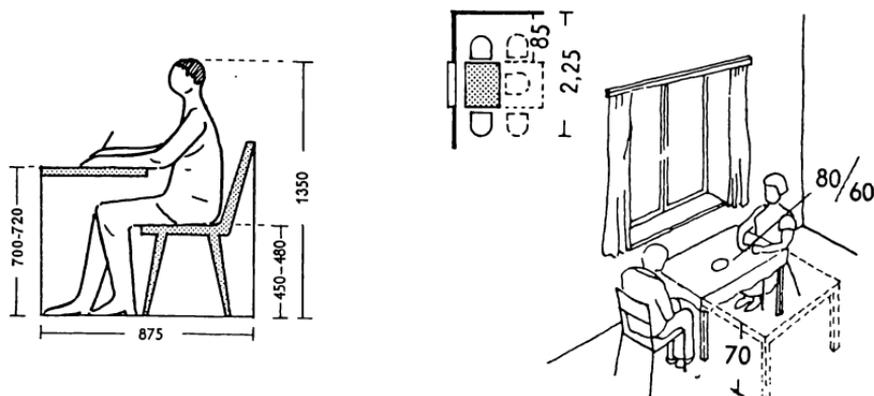


Abb. 1: (Sitz-) Tisch und dazugehöriger Stuhl mit Maßen (Neufert, E., 1984)

Gebräuchliche Tischmaße beginnen so auch für bis zu max. 6 Personen 80cm breite und 130cm lange Tischplatten. Breiten von bequem nutzbaren Tischen liegen dann bei 90cm – 110cm, also im Schnitt bei 100cm. In der Länge addieren sich die ca. 60cm Sitzplatzbreite in die Länge, für zwei Personen auf 130cm, für drei Personen auf 195cm (vgl. ebenda, 207). Für die Benutzung eines Tisches durch eine einzige Person steht die restliche Tischfläche als `Lagerplatz´ für die zur direkten Arbeit notwendigen Utensilien zur Verfügung.



Abb. 2: Schreibtisch als funktionalisierte Ausgabe des Tisches (Neufert, E., 1984)

Um an Tischen sitzen zu können, werden Stühle als angehobener Boden mit einer `Höhe´ von 45cm – 48cm (vgl. Neufert, E. 1984, 24) genutzt. Stühle sind von der Größe her handlich und so im Vergleich zu Tischen und Schränken leicht zu bewegen. Aufgrund der Sitzhöhe von Stühlen können Sie im Gebrauch passend (Sitztiefe vor der Tischkante ca. 50cm) und bei nicht Gebrauch fast vollständig unter den Tisch (eingeschobener Stuhl ca. 10cm vor der Tischkante) verschoben werden und sind so immer als zu Tischen und deren Flächen für die Benutzung dazugehörend anzusehen (Maße ebenda, 207). Der handliche Stuhl hat außer seiner `Hauptnutzung´ zum Sitzen auch dysfunktionale Anteile für die La-

gerung oder auch als `Hilfstreppe´ um Höhergelegenes erreichen zu können.

„Für den Alltag sind diese Nebenbei – Nutzungen sicherlich genauso wichtig wie die festgelegten Funktionen, sowohl ein Zuviel an Ordnung wie auch ein Übermaß an Nicht – Formuliertem wirken hemmend.“ (Heinemann, G. , Pommering, K. 1989, 4 in NB 12)

Der Schreibtisch ist eine Sonderform, der Tischhöhe hat, aber ausschließlich auf Schreibarbeit funktionalisiert ist. An Schreibtischen kann in der Regel nur eine Person sitzen und arbeiten, da der restliche Raum unter der Tischplatte mit Lagerböden ausgefüllt ist.

Lagerböden

Schränke, Regale, also türlose Schränke, gehören zu den Lagerböden. In Schränken und Regalen sind mehrere solcher Böden gestapelt um möglichst viel des Lagergutes auf der vom Schrank beanspruchten Zimmerbodenfläche unterbringen zu können. Die eingenommene Bodenfläche wird so vervielfacht. Die Maße der Lagerflächen und vor allem die Tiefe leiten sich von den Größen des Lagergutes ab. Nicht an alles von z. B. in Schränken Verwahrt werden müssen die Bewohner täglich heran, so daß ein Teil des Lagergutes immer hinter anderem auf dem Lagerboden stehen kann. Andererseits ist es nicht sinnvoll, um an Etwas heranzukommen, jedesmal den gesamten Boden abräumen zu müssen. Für die Dimensionierung der Lagerböden und der Stapelung ist die Handlichkeit des Haushaltsguts bestimmend. Es ist zum überwiegenden Teil auf die Benutzung mit Hand ausgelegt. Aus der unterschiedli-

chen Beschaffenheit der Alltagsgegenstände leiten sich dazu passende Maße der Lager ab. Bücher müssen so zugänglich sein, das der Titel auf dem Buchrücken gelesen werden kann, Bücher hintereinander unterzubringen, ist hinderlich und deshalb Bücherregale von 20cm (bis 30cm) Tiefe ausreichend. Wäsche hingegen kann auch hintereinander untergebracht werden. Weil sie weich ist, kann Wäsche zur Seite geschoben oder gedrückt werden und so auch Hintenliegendes problemlos erreicht werden. Wäscheschränke können ebenso wie Topschränke auch 60cm tief sein, denn Töpfe sind auch, durch Entnahme eines Vorderen in `zweiter Reihe` noch gut zugänglich. Lagerböden dienen in der Regel ausschließlich der dauerhaften oder temporären Lagerung des Lagergutes.

Die Betten – die Liegestätten der BewohnerInnen

Auch die Lagerstätten der BewohnerInnen, die Betten, gehören zu den Lagerböden. Weil Betten für den bequemen Ein- und Ausstieg und zur Belüftung von unten angehoben werden, wird darunter zusätzlich ein Lagerboden nutzbar. Betten können als Etagenbetten gestapelt oder als Doppelbetten nebeneinander angeordnet sein.

Stehend benutzte Arbeitsböden werden kombiniert mit Lagerböden

In der Küche genutzte Arbeitsplatten dienen der Arbeit im Stehen. Im Unterschied zum (Sitz-) Tisch ist die Höhe mit (85cm bis) 92cm, gleich der Geländer- bzw. Handlaufflächenhöhe, der Steharbeit angepaßt. Hierzu gehören auch spezialisierte Möbel wie die Spüle und der Herd. Unter diesen angehobenen Arbeitsböden wird Zimmerboden frei, der im Gegensatz zum Tisch nicht durch die Nutzung als Sitzplatz besetzt ist. Während nur unter höheren Versammlungstischen eine Sonderform des

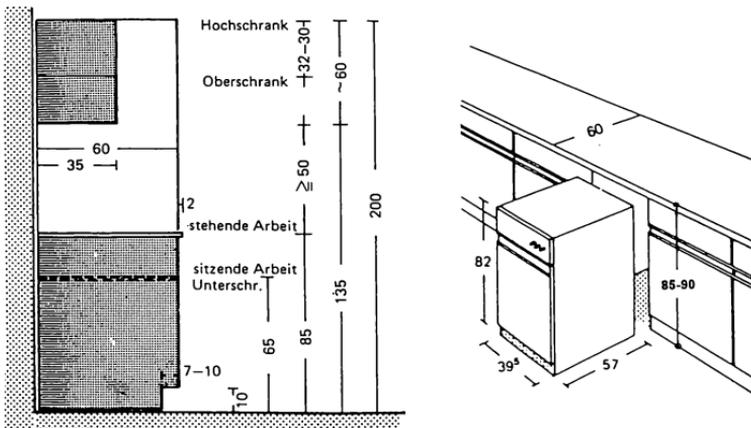


Abb. 3: Maße an (Steh-) Arbeitsplatte mit darunter gestapelten Lagerböden und vermaßter Schnitt (vgl. Neufert, E.,1984)

Lagerbodens in Form einer Schublade untergeschoben werden kann, kann dagegen der Raum unter den (Steh-) Arbeitsböden wie Kochherden, Spülen, Kommoden und den Arbeitsplatten zur Unterbringung und Stapelung von Lagerböden genutzt wer-

den. Oberhalb der Arbeitsfläche können außerdem weniger Tiefe Lagerböden wie Regale untergebracht werden. Die Höhe von Arbeitsplatten entspricht annähernd der Brüstungshöhe von Fenstern, an der ja auch im Stehen hantiert oder angelehnt vorgebeugt herausgeschaut werden kann. Die Tiefe der Fläche liegt in der Regel bei 60cm, also der Tiefe der Bearbeitungsfläche von 40cm und 20cm Lagerfläche vor der Wand.

Zugangsflächen angehobener Böden

Außer Dimensionierung und passender Höhe müssen Lager- und Arbeitsböden zu-

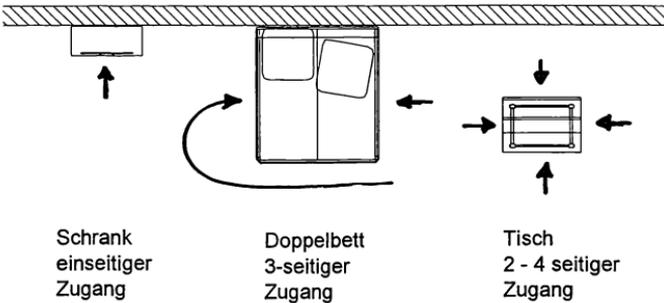


Abb. 4: Zugangsseiten von Böden

gänglich sein, um benutzt werden zu können. Ohne Zugangsfläche gibt es keinen Weg zu den Orten im Zimmer, können Schränke nicht erreicht, geöffnet und davor stehend nicht benutzt werden. Ebenso kann nicht an Tischen

geessen und Betten nicht erreicht werden. Die Zugangsfläche, der begehbare Fußboden vor Möbeln, gehört zur, für die Nutzung der Möbel notwendigen Fläche. Für Lagerböden und zur Kombination von Lager- und Arbeitsplatten reicht in der Regel der einseitige Zugang. Dagegen müssen (Sitz-) Tische, die auch der Versammlung dienen von mehreren Seiten zugänglich sein und stehen somit zwischen Gängen, wogegen Schränke, Arbeitsplatten, Betten etc. nur auf einer Seite an einem Gang liegen müssen. Letztere können so an Wänden stehen, während Tische je nach Zugangsbedarf nicht an Wänden stehen können. Doppelbetten vorteilhaft an Wänden und gleichzeitig zwischen Gängen, da sie von zwei Seiten zugänglich sein müssen (der klassische Blücher).

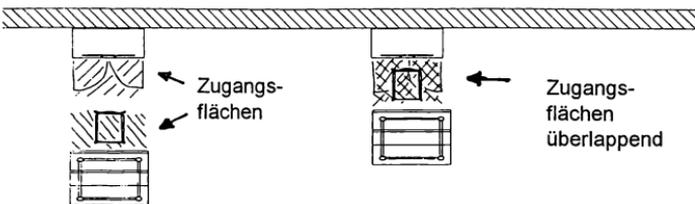


Abb. 5: Die Überlappung der Zugangsflächen von Möbeln

Tisch und Doppelbett sind in der Regel gleichzeitig in ein und dem selben Zimmergrundriss nicht möglich, da beide Möbel die Fläche in der

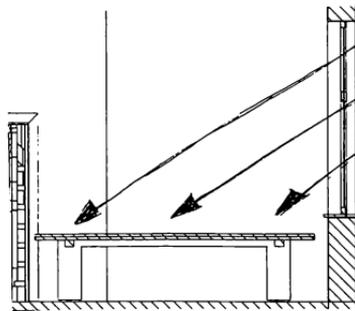
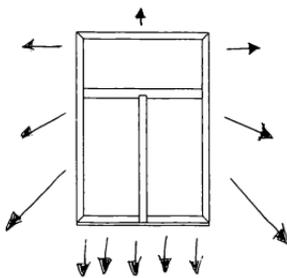
Mitte der Zimmer in Beschlag nehmen, spezialisieren sie die Zimmer in der Nutzung. Gegenüberliegende Zugangsflächen von Möbeln können flächensparend überlap-

pen, wenn eine zeitgleiche Benutzung nicht erforderlich ist oder, z.B. bei einem Regal, hinter dem am Tisch genutzten Stuhl auch ohne das Öffnen von Türen zugänglich ist. In der gemeinsamen Zugangsfläche von Tisch und Schrank kann entweder die Schranktür geöffnet oder der Stuhl zum Sitzen unter dem Tisch hervorgeholt werden. Der Zugang mit der größeren Tiefe bestimmt die Gangbreite. Gänge können so vorteilhaft beidseitig genutzt werden. Wie der Schrank seine gesamte Grundfläche als Lagerplatz anbietet, weil die Türen in den Gang des Zimmers aufgehen, so bietet das Zimmer mit nach außen öffnenden Fenstern oder in den Hausflur öffnenden Zimmertüren das größtmögliche Angebot an Arbeits- und Lagerboden.

Die Belichtung von Böden

Die Belichtung eines Zimmers erfolgt über das oder die Fenster. Sitzt das Fenster in der Mitte der Wand, so belichtet es zu beiden Seiten und ist es hoch genug auch in die Tiefe des Zimmers den Boden. Da das Licht schräg von `oben` einfällt ist die Belichtungsstärke am und unterhalb des Fensters am größten, während sie an den Seiten abnimmt und die Decke nur durch Reflexion schwach belichtet. Da Arbeitsplätze und damit die Arbeitsböden (Tische und Arbeitsplatten) die beste Belichtung benötigen, stehen sie nach Möglichkeit unterhalb des Fensters oder in dem vom Fenster am besten belichteten Teil des Zimmers.

Die Fensterbank gibt einen sehr gut belichteten Arbeitsboden mit der Höhe einer Arbeitsplatte, die hier auch als Brüstungshöhe bezeichnet wird und die im Stehen z.B. um zum Fenster sicher rausschauen zu können, genutzt werden kann oder für das Aufstellen von Pflanzen sehr geeignet ist. Vor dieser `kleinen Fensterarbeitsplatte` mit vorteilhafter Belichtung ist die Belichtung am besten und so der günstigste Platz für einen größeren Arbeitsboden. Indem so ein Tisch vor dem Fenster den Arbeits-



platz in das Zimmer hinein erweitert, wird die Fensterbank zum Lagerboden. Damit dieser nicht jedesmal zum Lüften abgeräumt

Abb. 6: Intensität der Belichtung um das Fenster und Ausleuchtung von Arbeitsstätten am Fenster in Abhängigkeit von Brüstungs- und Fensterhöhe

werden muß, gehen die Fenster natürlich nach außen auf. Weil in Küchen ein Tisch am Fenster als Arbeits- und Versammlungsplatz steht und technische Anschlüsse besser an den Innenwänden unterzubringen sind, stehen die Arbeitsplatten an den Wänden. Für die Benutzung von Lagerböden reicht indessen die Lichtstärke auch seitlich vom Fenster aus und ergänzt so die Stapelung der Böden und die einseitige Zugänglichkeit. Gleichzeitig geben die `Schrankecken` neben den Fenstern den ge-

stapelten Lagerböden Platz in der Höhe, ohne das das Fenster verstellt würde. Die unterschiedliche Belichtung unterhalb und seitlich vom Fenster ändern sich an den Seitenkanten des Fensters die Lichtverhältnisse. Das seitlich geringere Licht ist aber bis zur Oberkante des Fensters für die Benutzung von Lagerböden ausrei-

chend, während es vor allem unterhalb des Fensters, zwischen den Seitenkanten beste Belichtung von Arbeitsböden ermöglicht. Die unterschiedlichen Belichtungsfor-

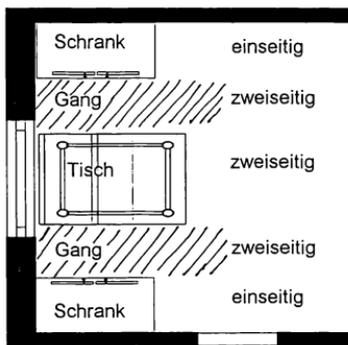
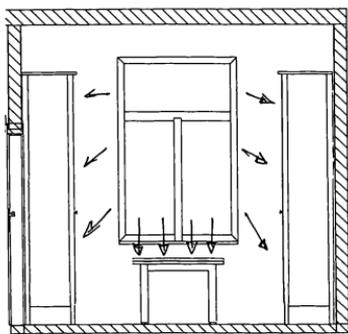


Abb. 7: Arbeits- und gestapelte Lagerböden, günstige Belichtung und Kombination der Zugangsflächen

derungen an Arbeits- und Lagerböden und die Belichtungsangebote des Fensters bestimmen die Aufstellung der Möbel. Wenn das Fenster vorteilhaft in der Mitte der Wand sitzt, steht der Tisch vorteilhaft in der Mitte des Zimmers vor dem Fenster. Die Gänge seitlich des Tisches laufen auf die Seiten des Fensters zu, also in den Bereich, in dem die Belichtung 'wechselt'. An diesen Gängen können nun die mit einseitiger Zugänglichkeit auskommenden Schränke an den Wänden mit ausreichender seitlicher Belichtung stehen.

Tische verschatten aufgrund der geringen Höhe nicht die Tiefe des Zimmers, während 'wandhohe' Schränke vor den Wänden nicht stören. Als Gänge an Tischen mit

Stühlen, die 'besetzt' ca. 50cm von der Tischkante aus einnehmen und hinter Stühlen 55cm im Minimum als Durchgang angegeben werden, ergibt sich aus untergeschobenem Stuhl mit 10cm eine Gangbreite von 65 cm zwischen Tischkante und Schrankvorderseite (Maße eda., 207). Die Überlegungen zur vorteilhaften Möblierung von Zimmern beginnen immer beim Fenster, dem Licht und verbinden die Zugänglichkeit

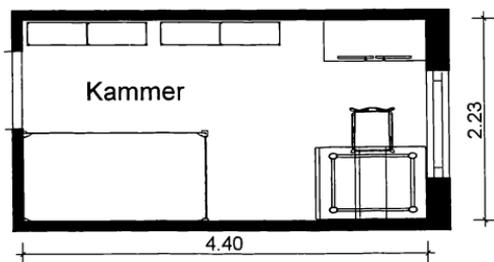


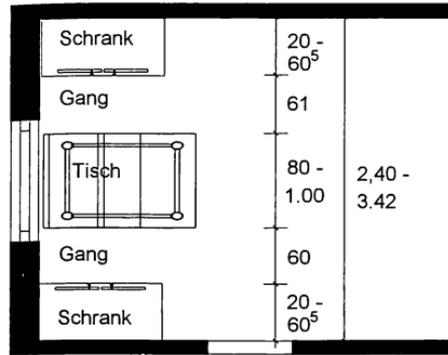
Abb. 8: schmale, tiefe Kammer möbliert mit Tisch und Bett in 'Bettecke' (Lage der Tür in der Ecke!)

der Möbel, die günstigste Kombination der Möbelstellung und der Zugangsflächen. Die breiteren Lagerstätten der Betten z. B. ergänzen sich in ihrer Nutzung mit Tischen, weil Betten in der Regel nicht zu Zeiten mit Tageslicht genutzt werden und im

Gegensatz zu Tischen so in die Tiefe des Zimmers stehen können. So können auch schmale Zimmer mit genügender Tiefe zwar nur einhüftig aber vollständig möbliert werden. Um eine 'Bettecke' herzustellen ist hierzu in der Regel eine in die Zimmer-ecke verschobene Zimmertür von Vorteil.

Tisch und Schrank machen die Breite des Zimmers

Die Möblierung kann für Näherungsmaße vorteilhafter Zimmerbreiten mit Maßen versehen werden. Gestapelte Lagerböden sind gebräuchlich von etwa 20cm tiefen



Regalen bis zu Schränken, Herden etc. mit bis zu 60cm Tiefe. Für Tische sind Breiten von 80 cm – 100 cm ein gängiges Maß und für Gänge hinter Stühlen werden Breiten von 55cm – 60 cm empfohlen (vgl. Neufert, 1984, 209ff). Versieht man die schmalste mögliche Möblierung und die breiteste sich ergebende Möblierung mit diesen Maßen, so gelangt man zur schmalsten Variante möblierbarer Zimmerbreite und der breitesten. Diese 'Eckvarianten' beschreiben gleichzeitig die Bandbreite der möglichen sparsam organisierten Möblierungen. Die

Abb. 9: Die Möblierung gebräuchlicher Möbelmaße

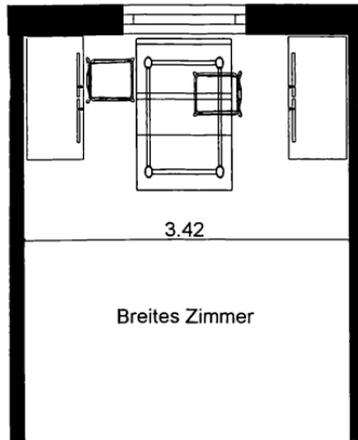
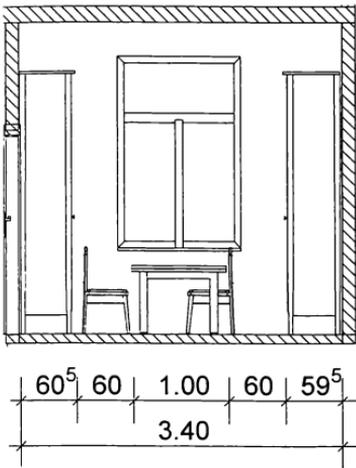


Abb. 10: Schnitt eines 3,40m breiten möblierten Zimmers

Kombination der größten Breiten von Tischen, Schränken und Gängen ergibt eine Zimmerbreite von 3,40m in der dann natürlich auch Gegenstände mit geringerer Breite ebenso kombiniert werden können.

Die Addition der geringsten Breiten gibt das untere Extremmaß von 2,30m an, unter

dem die Organisation eines Zimmers mit Arbeitsplatz nur noch unter Einschränkungen

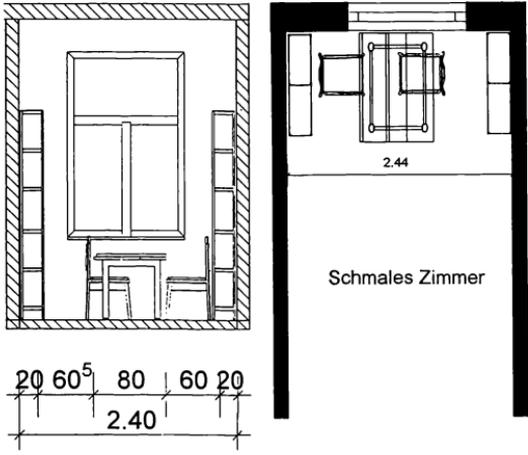


Abb. 11: Schnitt eines 2,40m breiten möblierten Zimmers

gen möglich ist bzw. Zimmer in der Variabilität erheblich eingeschränkt werden. Für die sparsamen Organisation von Zimmern sind so Zimmerbreiten von etwa 2,50m bis 3,50m möblierbar. Mit Zimmerbreiten über 3,50m kommt Fläche hinzu, ohne daß die Zimmerorganisation vergrößert werden kann. Unter 2,50m wird es für eine zweihüftige Organisation des Zimmers eng. Nur noch einhüftig organisierbar wird es zur Kammer, in der Bett oder/ und Tisch an der Wand stehen müssen, oder noch schmaler, zu einem Archiv, das nur noch zu Lagerzwecken, beidseitig mit Schränken oder Regalen ausgestattet, taugt.

archiv, das nur noch zu Lagerzwecken, beidseitig mit Schränken oder Regalen ausgestattet, taugt.

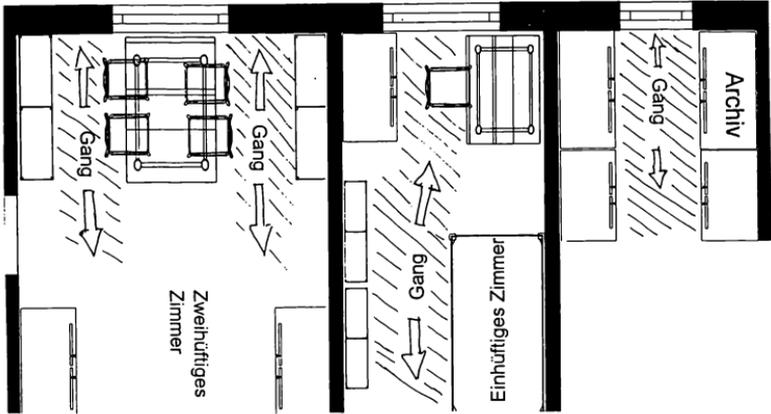


Abb. 12: zweihüftiges Zimmer, einhüftige Kammer und Archiv

Die Arbeit bestimmt die Organisation von Zimmern

Bestimmend für die Organisation und Ausstattung von Zimmern ist die vorgesehene Arbeit. Überlegungen zur Möblierung müssen günstige Arbeitsbedingungen bzgl. der Belichtung und der handlichen Nutzung der Arbeitsplätze herstellen. Um vorteilhaft hantieren zu können, sind Sitz- und Steharbeitsplätze in passenden Höhen zu nut-

zen wie auch die zur Arbeit benötigten Haushaltsgegenstände, die Werkzeuge und Materialien handlich griffbereit zu lagern. Die Wahlmöglichkeiten unter verschiedenen Arbeitsorten für gleichartige Arbeiten und Mehrfachnutzung vervollständigen eine variable und sparsame Möblierung.

Schrank, Tisch, Stuhl und Bett stellen die Zimmermöblierung, dieergänzt und erweitert werden kann.

3. Die Zimmer – Arbeits- und Lagerplätze im Haus

Die Möblierung interpretiert die Zimmer des Hauses für Tätigkeiten und Lager. Das Bremer Reihenhaus hält dafür in den Hauptgeschossen Hochparterre und Obergeschoss, die aufgrund der Höhenlage und Geschosshöhe vorteilhaft belichtet und von Außen günstig zu erreichen sind, unterschiedliche Zimmer bereit, die gleichzeitig als Rechtecke günstige Möblierungsmöglichkeiten bieten.

Die Zimmergrundrisse in Hochparterre und Obergeschoss bilden den Grundriss des Bremer Reihenhauses

Der Geschossgrundriss wird von vier Zimmern, drei (Wohn-) Zimmern und dem Treppenflur, eingenommen. Die drei Zimmer haben annähernd gleiche Tiefen von 4,29m, 4,39m und 4,43m, während die Breiten mit 2,44m, 3,15 und 3,42m differieren.

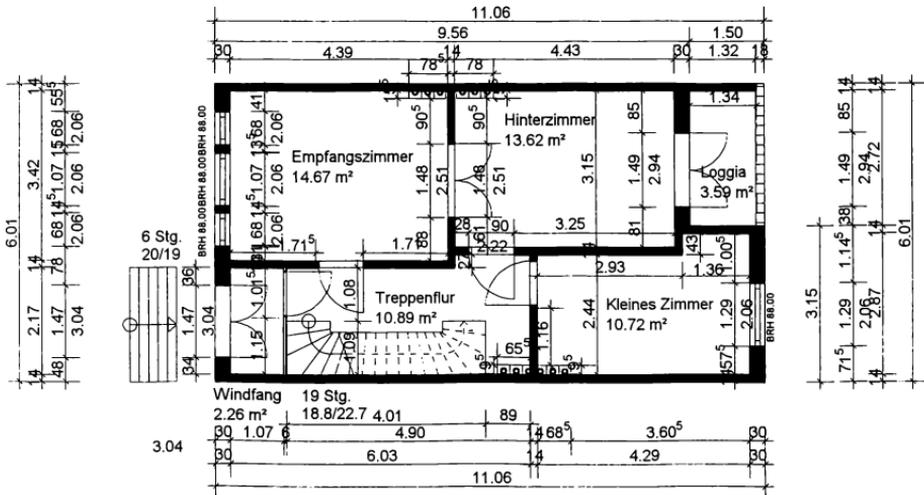


Abb. 13: Grundriss Hochparterre Bückeburger Str. 16

ren. Das Verhältnis von Länge zu Breite bewegt sich mit 1:1,28, 1:1,4 und 1:1,8 um ein durchschnittliches Verhältnis von 1:1,5, womit alle drei Zimmer eine rechteckige Grundfläche haben.

Das vierte Zimmer, der Treppenflur, ist mit 6,03m mal 2,17m und einem Verhältnis Länge zu Breite von 1:2.8 bedeutend schmaler als die drei Wohnzimmer.

Der Grundriss des Bremer Reihenhauses setzt sich also aus rechteckigen Zimmern zusammen, drei breiten und einem schmalen Rechteck. Zusammengesetzt bilden die vier Zimmer die Etage – und gleichzeitig Hausgrundfläche von 11,06m Tiefe und 6,01m Breite, einem Rechteck mit einem Verhältnis von Länge zu Breite von 1:1,8. So ist die Grundfläche des Hauses ebenso schmal wie das schmalste 'Zimmerrechteck', ein schmales, tiefes Haus mit einem Verhältnis von fast 1:2.

Die Zimmer im Hochparterre, dem Unterhaus

Das Hochparterre ist über den Hauseingang von der Straße erschlossen. Das Unterhaus (vgl. Stein, R., 1970) ist die Empfangsetage des Hauses, wo die Gäste empfangen werden.

Das Empfangszimmer

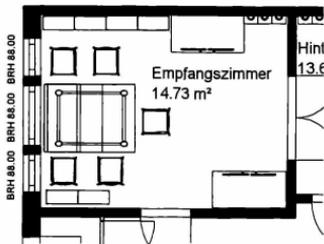


Abb. 14: Das Empfangszimmer oder auch Büro im Hochparterre

Das Empfangszimmer ist das größte Zimmer im Hochparterre, dem Unterhaus des Bremer Reihenhauses (vgl. Stein, R. 1970). Es liegt neben dem Eingang mit den Fenstern zur Straße hin. Da das Hochparterre durch das Souterrain angehoben ist, kann durch die Fenster von 'erhobener Warte' aus ein Platz in der Straße (vgl. Hüllbusch, K.H., 4/96, 247) und damit ein Teil der Straße überblickt werden mit genügender Distanz zu den Passanten auf der Straße, denen der Blick durchs Fenster nicht unmittelbar gegeben ist.

Die Kombination von einem breiten und zwei seitlich liegenden schmalen Fenstern hebt die Bedeutung des Empfangszimmers sowohl im Zimmer wie auch in der Straßenfassade hervor. Nach außen hin repräsentierend, neben der ebenfalls 'schmuck' ausgeführten Haustür ist die Geste an Gäste zur Straße hin einladend hergestellt. In diesem der Haustür nächstgelegenen



Abb. 15: Durch die zweiflügelige Tür zum Empfangszimmer hin gesehen

Zimmer werden die Besucher empfangen. Mit dem Verhältnis Länge zu Breite von 1:1,3 ist es auch das breiteste Rechteck im Grundriss. Die Zimmerbreite von 3,42m ermöglicht verschiedene Varianten, Tische und

Schränke, Regale etc. vor der Fensterwand zu stellen. Da hier aber links und rechts der Fenster nur schmale Wandpfeiler verbleiben, können keine tiefen Schränke direkt seitlich der Fenster gestellt werden, da diese sonst zum Teil vor den Fenstern stehen und diese entsprechend verdecken würden.

Andererseits läßt das mehr Platz für einen größeren, breiten Tisch bzw. mehr Platz um den Tisch herum für die Begrüßung von Gästen am Versammlungstisch. Der Tisch kann in die Tiefe des Zimmers reichend auch von allen vier Seiten zugänglich gestellt werden.

Wenn der Tisch nicht die gesamte Zimmertiefe einnimmt, steht in der Tiefe des Zimmers Fußbodenfläche für das Eintreten, Spielen und Abstellen als dysfunktionaler Boden zur Verfügung. Die vom Fenster im rechten Winkel abgehenden Seitenwände stehen in ganzer Länge der Möblierung zur Verfügung. Im Vergleich hierzu würde ein quadratisches Zimmer in der Breite nichts an Möblierungsmöglichkeiten gewinnen (vgl. Kap.2) aber die Stellflächen für die Wandmöblierung verkürzen.

Das 'Hinterzimmer' im Unterhaus

Das im Hochparterre zum Hof hin gelegene Zimmer hat sein Fenster zum Hof, der privaten Rückseite des Hauses. Dieses Fenster ist eine Fenstertür zur Loggia. Die Loggia ist wie eine kleine, private Loge, die nur wenig von der Nachbarschaft eingesehen werden kann und trotzdem das 'draußen Stehen oder Sitzen' und den Blick in die Höfe ermöglicht. Das Hinterzimmer ist das privatere Empfangszimmer des Hauses, zu dem nicht alle Besucher des Hauses Zugang erhalten, sondern nur gute Bekannte, Freunde und Verwandte. Um Besuchern den Blick auf die private Seite zu verwehren, wird die zweiflügelige Verbindungstür zum Empfangszimmer geschlossen. Es ist mit 3,15m fast 30cm schmaler als das vordere Zimmer. Damit wird die Variationsmöglichkeit der Möblierung von Tischen und/ oder Schränken eingeschränkt.

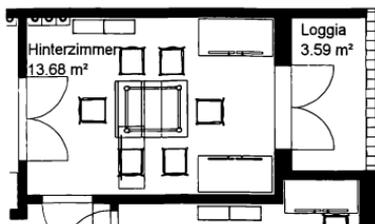


Abb. 16: Das 'Hinterzimmer' im Unterhaus

Auch ein Arbeitstisch direkt am Fenster ist nicht möglich, weil die Fenstertür zum Balkon damit verstellt würde. Bei gleicher Zimmerlänge ist aber das gleiche Möblierungspotential wie im Empfangszimmer gegeben. Darüber hinaus ermöglicht die im Vergleich zur breiten Befensterung des Empfangszimmers schmalere Fenstertür tiefere 'Schrankecken', so daß tiefe Schränke auch direkt neben dem Fenster stehen können.

Die zweiflügelige Tür und die separate Nutzung der Zimmer

Die zweiflügelige Tür ermöglicht bei Bedarf nicht nur den direkten Durchgang ins Hinterzimmer sondern gleichzeitig auch eine Verlängerung z.B. einer Tafel bis in das hintere Zimmer bzw. die Vergrößerung des Zimmers auf doppelte Größe für Feierlichkeiten. Anstelle dieser Option kann auch, wenn mehr Bedarf an Stellfläche besteht, die Tür geschlossen und als Wandfläche zusätzlich möbliert werden.

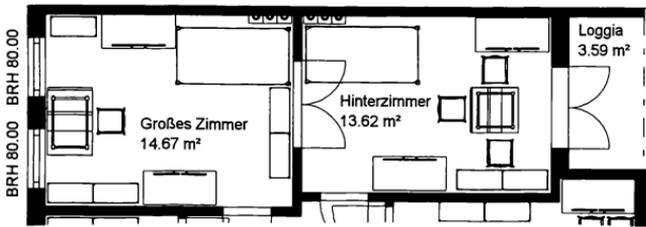


Abb. 17: Die großen Zimmer als Einzelzimmer

So können dann die Zimmer auch als 'Einzelzimmer' genutzt werden, also als Elternschlafzimmer, als Zimmer für Kinder oder einzelne Erwachsene.

Wird die Verbindungstür geschlossen

sind die Zimmer unabhängig voneinander und nur noch über den Treppenflur zu erreichen. Hierdurch entstehen dann auch genügend breite Ecken um Einzelbetten, ohne eine Tür zu verstellen, zu plazieren. Die Möglichkeit des breiten Durchgangs vom Empfangszimmer ins Hinterzimmer beinhaltet außer der beschriebenen Wahl der geöffneten oder geschlossenen Verbindung der Zimmer auch das heute von Entwerfern immer wieder angepriesene 'Durchwohnen' (vgl. G. Hose, 1983).

Das kleine Zimmer im Unterhaus

Am Ende des Treppenflurs befindet sich das schmalste Zimmer des Geschosses, das ebenfalls ein Fenster zum Hof hat. Mit 2,44m Breite ist im Gegensatz zu den beiden anderen Zimmern kein Platz für einen größeren Versammlungstisch und die Fläche bietet für weniger Möblierungsvarianten Raum. Allerdings verfügt es über annähernd die gleiche Tiefe der großen Zimmer. Läßt man die Verbreiterung am Fenster außen vor, so hat es eine Relation von Länge zu Breite von 1:1,8, und ist ein sehr schmaler Vertreter des Zimmers. Mit der Breite von unter 2,50m wäre es auch als Kammer zu bezeichnen (vgl. Kap. 2), wenn da nicht die 'kluge' Erweiterung am Fenster auf 2,87m wäre. Diese Schranknische macht aus der Kammer ein zugegebenermaßen kleines Zimmer. Doch ist die minimale Möblierung von Schrank und Tisch am Fenster möglich. Ein kleiner Trick, den die Lage der Tür in der Ecke noch ergänzt. Im kleinen Zimmer kann in die Nische ein Schrank eingerückt werden, so daß ein schmaler Tisch von 80cm Breite vor dem Fenster findet und auf der anderen Seite sogar nochmal ein Schrank oder Regal stehen kann. Eine enge Organisation, die trotzdem Platz als Arbeits- und/oder Einzelzimmer bietet. Die bereits erwähnte Tür in der Ecke läßt eine 'Bettecke' entstehen, so daß Bett, Tisch und Schrank als Zimmermöblierung Platz finden.

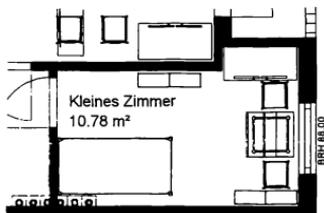


Abb. 18: Das kleine Zimmer im Unterhaus

Die Zimmer in der Oberhaus-Etage

Das I. Obergeschoss ist über die Treppe im Hochparterre, die gleich hinter dem Windfang, der inneren Haustür, antritt, mit dem Hauseingang verbunden.

Gleichzeitig trennt die Treppe das Oberhaus (vgl. Stein, R., 1970), dem Prinzip der 'Etagerie' im Haus folgend (vgl. Theiling, Chr., 1996, 149 in NB44) als Familienetage vom Unterhaus.

Das Zimmer zur Straße im Oberhaus

Im Oberhaus (vgl. Stein, R. 1970) finden wir die gleichen Zimmer wie im Unterhaus. Das Oberhaus hat eine größere Distanz zur Straße als das Unterhaus (vgl. Hüllbusch, K.-H., 1991, in NB 23). Hier befinden sich die Wohn- und Schlafzimmer und die Küche. Nur Wenige und dann entsprechend vertraute Besucher sind dort anzutreffen. Das größte Zimmer liegt wie im Unterhaus nach vorne zur Straße. Anstatt der großen Fensterfront im Hochparterre hat dieses Zimmer zwei gleich große Fenster, von denen aus der Platz der Straße ebenfalls zu überblicken ist. Trotzdem ermöglicht die größere Distanz zur Straße, da die Fenster nicht mehr von den Passanten der Straße eingesehen werden können, die Benutzung als Schlafzimmer. Als breitestes Zimmer stellt es dazu passend auch Platz für ein Doppelbett, das ja nicht nur eine große Fläche in Zimmern einnimmt, sondern zudem auch noch von zwei Seiten zugänglich und an mindestens der dritten Seite passierbar sein muß.

Die Zimmerbreite ermöglicht zudem gegenüber dieser Passierseite des Doppelbettes auch noch die Aufstellung eines Schrankes. Die in die Ecke verschobene Tür verlängert auch für einen breiteren Kleiderschrank die Stellwand gegenüber dem Doppelbett, läßt aber in der Ecke noch Stellplatz für ein Regal, dessen Zugangsfläche mit der Tür identisch ist, also doppelt genutzt wird.

Wie im Empfangszimmer bewirkt auch hier die Position der Fenster ebenfalls nur schmale 'Schrankecken' und so können auch hier keine tiefen Schränke seitlich am Fenster gestellt werden. Die zweiflügelige Tür zum 'Hinterzimmer' ermöglicht die gleichen Erweiterungen wie im Unterhaus.

Das 'Hinterzimmer' im Oberhaus

Das hintere Zimmer im I. OG hat mit einer Fenstertür und dem Balkon zum Hof keine Möglichkeit direkter Kontrolle von Straße und Hauseingang. Trotz etwas geringerer Breite würden auch hier Doppelbett und Schrank gegenüber der Passierseite noch Platz finden wie auch die Möblierung mit Versammlungstisch und beidseitig Schränken wie im Unterhaus.

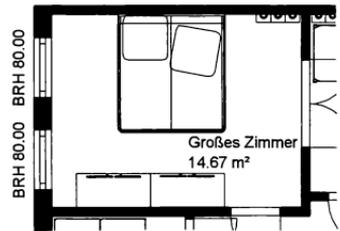


Abb. 19: Das große Zimmer im Oberhaus

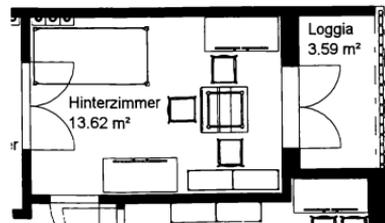


Abb. 20: Das 'Hinterzimmer' im Oberhaus

Das kleine Zimmer im Oberhaus, die Küche

Das kleine Zimmer im Oberhaus ist ebenfalls dem im Unterhaus baugleich, und gibt hier der Küche Platz. Aufgrund der notwendigen, fest installierten technischen Anlagen, gehört die Küche zu den durch Ausstattung spezialisierten Zimmern. Günstig für die Nutzung als Küche ist die Lage am Ende des Hausflurs im Oberhaus, die gleichzeitig am oberen Ende der Treppe ins Oberhaus liegt und somit den kürzesten Weg zu Haustür und Zimmern im Unterhaus bietet. Mit Einkäufen kann die Küche schnell erreicht und ebenso schnell z.B. das Empfangszimmer von dort aus mit Speisen versorgt werden, trotzdem die Küche im Oberhaus liegt. Als wichtiges Zimmer der Versorgung der Familie mit Essen ist die Küche Alltagsreffpunkt der Familie, der günstig zu den Zimmern liegt.

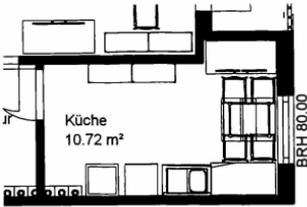


Abb. 21: Grundriss der Küche im Oberhaus



Abb. 22: Das kleine Zimmer im Oberhaus, die Küche

Als wichtiges Zimmer der Versorgung der Familie mit Essen ist die Küche Alltagsreffpunkt der Familie, der günstig zu den Zimmern liegt. Die Schranknische ermöglicht beengt wie im kleinen Zimmer im Unterhaus das Stellen des Küchentisches als Arbeits- und Versammlungstisch am Fenster. Die 'Bettecke' war hier früher die Ofenecke (Schornsteinzüge!) und an der langen Wand gegenüber der Schranknische kann die Möblierung der Küche mit Arbeitsplatten, Herd und Spüle gereiht aufgestellt werden. Die Wand zwischen Tür und Schranknische kann zudem noch mit nicht zu tiefen Regalen aufgemöbelt sein. Trotzdem also das kleine Zimmer bei fast gleicher Tiefe erheblich schmaler als die großen Zimmer ist, kann es sehr wohl sparsam benutzbar möbliert werden. Die Variabilität der Möblierung und damit eingeschränkte Interpretierbarkeit verhindert trotzdem nicht den Gebrauch als Zimmer.

Ein quadratisches Zimmer gleicher Fläche würde die Möblierungsmöglichkeiten nur zum Preis von 1,50m verllorener Stellwandlänge, also der eines ganzen Schrankes, und größerer Hausbreite, erhöhen. Das Zimmer wäre dann breiter, ohne das Qualitäten für die Variation hinzugewonnen würden.

Ein quadratisches Zimmer gleicher Fläche würde die Möblierungsmöglichkeiten nur zum Preis von 1,50m verllorener Stellwandlänge, also der eines ganzen Schrankes, und größerer Hausbreite, erhöhen. Das Zimmer wäre dann breiter, ohne das Qualitäten für die Variation hinzugewonnen würden.

Ein quadratisches Zimmer gleicher Fläche würde die Möblierungsmöglichkeiten nur zum Preis von 1,50m verllorener Stellwandlänge, also der eines ganzen Schrankes, und größerer Hausbreite, erhöhen. Das Zimmer wäre dann breiter, ohne das Qualitäten für die Variation hinzugewonnen würden.

Die Kammer im Oberhaus – ein kurzes Rechteck

Anstelle des Windfangs und Treppenantritts der Treppe im Hochparterre verbleibt im Oberhaus vor dem Hausflur eine 'Restfläche', die jedoch groß genug ist für eine Kammer. Mit dem Fenster zur Straße ist auch von hier aus die Teilnahme am Geschehen auf der Straße möglich. Die Größe läßt speziellere Nutzungen als Arbeitszimmer (zum Schreiben) oder Gäste-

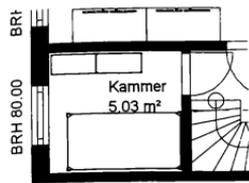


Abb. 23: Die Kammer im Oberhaus

kammer zu. Der quadratische Grundriss ist mit 2,17m Breite im Gegensatz zu den Zimmern nur einhüftig mit Tisch und Schrank, beidseitig Schränken oder Bett und Schrank am Fenster zu organisieren. Auch wenn diese Kammer einen quadratischen Grundriss hat, folgen die Möblierungen dem von schmalen, einhüftigen Zimmern (vgl. Kap. 2.5) und damit dem sparsamen Rechteck. Auch in dieser Kammer werden die Möbel an den rechtwinklig seitlich vom Fenster in die Tiefe gehenden Seitenwände aufgestellt und überlappende Zugangsflächen bilden den Gang in Richtung zum Fenster. Die 'Kürze' der Kammer verringert die Möblierungskapazität. Die in der Wandecke sitzende Tür ermöglicht sogar das Stellen eines Bettes. Damit kann auch in diesem kurzen Rechteck der Platz ökonomisch ausgenutzt werden.

4. Belichtung tiefer Zimmer – was Schachteln zu Zimmern macht

Die drei Zimmer zählen mit ähnlichen Tiefen von 4,40m zu den tiefen Zimmern. Mit zunehmender Entfernung zum Fenster nimmt die Belichtung ab. Die Belichtung in die Tiefe ist abhängig von der Fensterhöhe. Neufert nimmt merkwürdigerweise nur Bezug auf die Höhenlage von Fenstern, nicht aber zu der Höhe von Fenstern (vgl. Neufert, E. 1984, 134):

„Je höher das Fenster im Raum sitzt, je geringer ist der Wirkungsgrad (Intensität des Lichtes, Anm. d. Verf.), aber je größer ist die Gleichmäßigkeit und je tiefer liegen die, der mittleren Horizontalbeleuchtung entsprechenden Meßpunkte in einem Raum. Die Raumtiefe kann somit günstiger ausgenutzt werden, zumal das Licht auch in den tiefsten Raumteilen noch genügend steil einfällt, im Gegensatz zum Raum mit tiefliegenden Fenstern. Das beste Licht hat einen Einfallswinkel von $\geq 20^\circ$ zur Arbeitsfläche. Flacherer Einfall verursacht störende, lange Schatten. Fenstersturzhöhe daher $\leq 30\text{cm}$.“ (ebenda, 134)

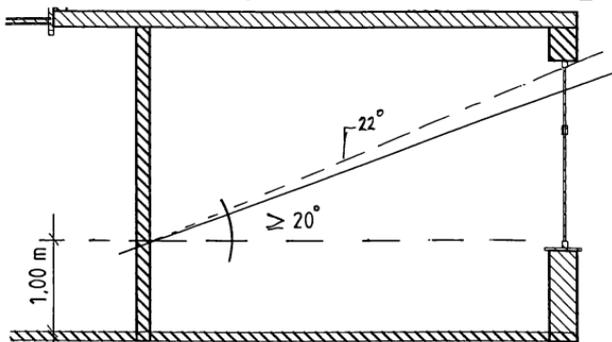


Abb. 24: Prinzipskizze zur Graphik eines 4,30m tiefen Zimmers mit 3,30m Zimmerhöhe

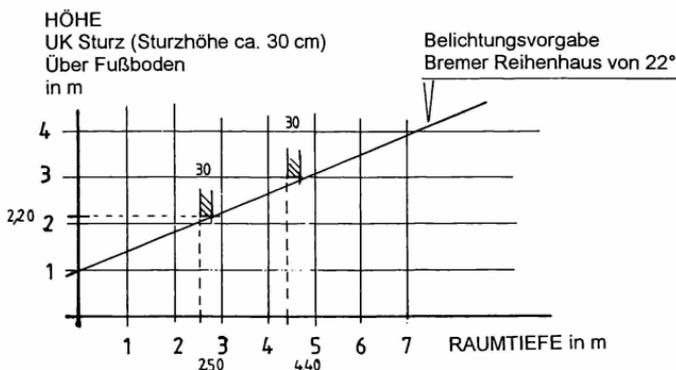


Abb. 25: ausreichend belichtete Raumtiefe in Abhängigkeit von der Raumhöhe (Sturzhöhe 30cm)

Zimmer müssen auch noch in der Tiefe ausreichend belichtete Arbeitsplätze ermöglichen. Dazu muß der Einfallswinkel des Lichtes auch am hinteren Ende des Zimmers $\geq 20^\circ$ betragen, d.h. Fensterhöhe und damit die Höhe des Zimmers müssen entsprechend bemessen

werden. Der Vorteil von schmalen, in die Tiefe organisierten Zimmern wie des Bremer Reihenhauses ist also nur ausreichend belichtet, wenn die Zimmer über genügend Raumhöhe verfügen. Ist die Höhe eines Arbeitsplatzes im Zimmer noch nicht sicher bekannt, so ist für die Berechnung der Belichtung eine Höhe 1,00m über dem Fußboden anzunehmen (vgl. ebenda). Die zur Raumtiefe passende Oberkante Fenster unter der Vorgabe auch am innersten Punkt des Zimmers, also an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand, in einem Meter Höhe noch genügend Belichtung zu haben, kann graphisch ermittelt werden (vgl. Skizze).

Während heutige Standardraumhöhen von 2,50m maximale Raumtiefen von 2,50m belichten können, kann der Graphik unschwer entnommen werden, das die Zimmerhöhen im Beispiel des Bremer Reihenhauses von 3,30m die gesamte Zimmertiefe von 4,40m ausreichend belichten. Die Zimmer haben nicht nur einen flächenspa-



Abb. 26: Das Empfangs-, Arbeits- oder Bürozimmer im Bremer Reihenhaus

renden und variablen Grundriss, sondern sind gleichzeitig bis in die Tiefe ausreichend belichtet. Daß die Zimmerhöhen ganz nebenbei einen unbeeengten Eindruck vermitteln ist dabei nicht ohne Absicht. Auch für die Wahrnehmung

haben diese Zimmer etwas zu bieten. Statt Schachteln (vgl. Wolfe, T., 1984) von nur 2,50m Höhe sind es eben Zimmer, 3,30m hoch, in denen einem nicht gleich das beklemmende Gefühl beschleicht, der 'Himmel' könnte einem gleich auf den Kopf fallen (vgl. Asterix und....).

5. Rechteckige Zimmer sparen Fläche und Baukosten

Wenn Zimmer nicht breiter sind, als zur vorteilhaften Möblierung mit Tisch und Stuhl notwendig ist und gleichzeitig so tief, wie möglich und damit rechteckige Grundrisse haben, sind sie flächensparend zu möblieren bzw. haben eine größere Möblierungsvariation als quadratische Zimmer gleicher Fläche. Zudem bedeutet die bessere Nutzung jedes m² Wohnfläche und damit der verringerte Flächenbedarf immer einen geringeren Herstellungsaufwand, der in der Regel mit Baukosten pro m² Wohnfläche angegeben wird. Folglich spart jeder im Grundriss von Zimmern eingesparte m² Wohnfläche, bei angenommenen Baukosten von 1.000,- € / m² (vgl. Gerlach, 1995), direkt diese 1.000,-€. Nimmt man als Beispiel das Empfangszimmer des Bremer Reihenhauses, das breiteste Zimmer im Haus, so schlägt dieses mit fast 15m² Wohnfläche gleichzeitig mit 15.000,- € reiner Baukosten zu Buche.

Ein quadratisches Zimmer gleicher Tiefe würde 0,97m breiter sein, ohne das hierdurch bzgl. der Möblierung Vorteile entstünden. Einzig die Gänge im Zimmer würden breiter. Mit über 19m² Wohnfläche würden aber 19.000,- € an Baukosten anfallen und somit die breiteren Gänge 4.000,- € Mehrkosten verursachen. 4.000,- € sind nicht nur viel Geld, sondern fast der halbe Preis des kleinen Zimmers. Rechnet man statt dessen ein quadratisches Zimmer gleicher Fläche, mit ebenfalls 14.000,- € Baukosten und rechnet nur die auf die zu Verfügung stehende Stellwandlänge um (läßt also die Tatsache von mehr Fassade, weniger Platz am Eingang etc. außen vor), so ergeben sich für das Quadrat 7,67 lfm und damit 1.823,88 €/lfm. Das rechteckige Zimmer kommt im Vergleich auf 8,78 lfm und damit auf 1.594,53 €/lfm. Der lfm Stellwandlänge ist damit im Quadrat ca. 227,- € teurer als im Rechteck bzw. ein quadratisches Zimmer mit gleichem Angebot an Stellwandlänge würde 16.013,66 € kosten, also immer noch 2.000,- € mehr, als das sparsame Rechteck. Ein einziges rechteckiges Zimmer, wohlgernekt ein breites Rechteck spart so schon zwischen 2.000,- € und 4.000,- € ein. Bei angenommen 6 Zimmern, also zwei Etagen, ist das eine Einsparung von 12.000,- € bis 24.000,-€.

6. Der Treppenflur des Bremer Reihenhauses (vgl. Theiling, Chr., 1996, NB 44)

Im Gegensatz zu den Zimmern ist der Hausflur mit festgelegter Nutzung, den Türen und der Treppe versehen. Eine Möblierung ist nur in Form einer an der Wand hängenden Garderobe und der Hausgalerie vorgesehen, die zwischen den Türen und der Treppe Platz findet. In der Außenwand sitzt die Haustür als Zugang zum Flur und dem ganzen Haus. An der langen Innenwand und der gegenüberliegenden Schmalseite liegen die Türen zu den Zimmern der Etage. Der Hausflur selber ist unterteilt durch ein Fensterelement mit Tür, die Windfangwand, in die ca. 1m tiefe

‘Wetterschleuse’ direkt hinter der Haustür und den dadurch ‘windgeschützten’ Teil. An der 4. Wand, der einzigen ohne Türen, liegt die fest eingebaute 2 mal $\frac{1}{4}$ gewendelte Holztreppe. Sparsam, mit nur einer Wange auf der Innenseite getischlert, nimmt sie als Weg aus ‘abgestuft’ angehobenem Fußboden nur die gleiche Breite wie der Flur zugänglich der schmalen Konstruktion, ein. Mit den Dimensionen dieser Breite und vier Metern Länge nimmt die Treppe die Hälfte der Breite des Treppenflures auf fast die gesamte Wandlänge ein.

Der Treppenflur, zwei Wege nebeneinander (Nagel, A., 1993)

Die Hausflurbreite läßt Platz für zwei Wege nebeneinander, die mit einem knappen Meter ausreichend breit sind, um sich auf dem Weg zu begegnen und bequem aneinander vorbeizukommen oder etwas zu transportieren. An der Wand mit den Zimmertüren erschließt der Hausflur die Zimmer der Etage.

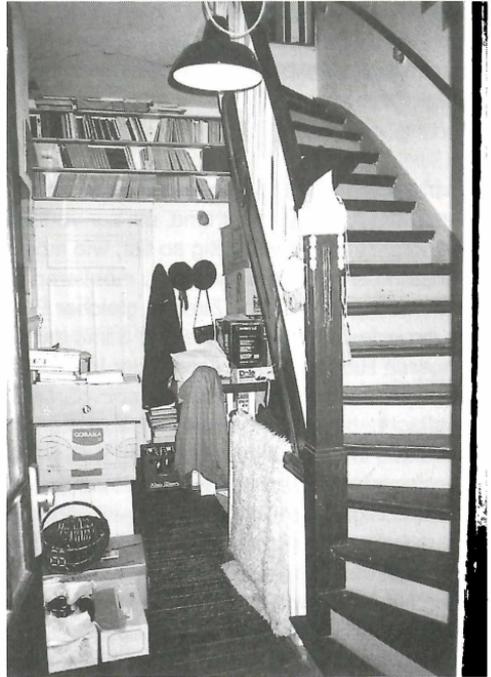


Abb. 27: Der Treppenflur im Hochparterre



Abb. 28: Die Wendelung der Treppe vor dem Windfang läßt auch Platz zum Abstellen

Parallel zu diesem Weg verbindet die Treppe als gestuft angehobener Fußboden des Hausflures den Zimmerflur des Hochparterres mit dem im darüberliegenden Oberhaus. Die Treppe ist, um nicht zu lang zu werden, steil doch auf-

grund der Wendungen, die gleichzeitig die Wege zwischen den Treppen abkürzen, angenehm zu gehen. Der Treppenflur ist so zugleich horizontaler Weg der Etage und vertikaler Weg im Haus.

Der Hausflur im Hochparterre

Das 4. Zimmer des Unterhauses ist der Hausflur. Im Vergleich zu den anderen drei Zimmern ist er aber mit 6,03m um ein Drittel tiefer und die Breite entspricht mit 2,17m der einer Kammer. Mit einem Länge zu Breite Verhältnis von fast 1:3 ist er

doppelt so tief wie der Zimmerdurchschnitt mit 1:1,5 und damit ein sehr viel schmaleres und tieferes Rechteck als die Zimmer. Der Hausflur ist der Weg von der Haustür zu den Zimmern. In der Tiefe wird der Hausflur über die Haustür und die verglaste

Wand, die als fest installierter windabfangender Vorhang dient, ausreichend belichtet.

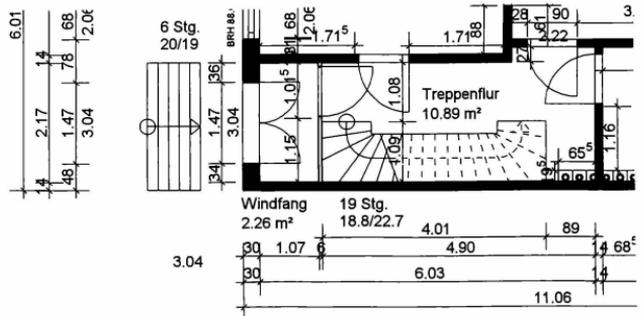


Abb. 29: Der Hausflur im Unterhaus

Der Hausflur im Oberhaus

Der Hausflur im Oberhaus ist ebenso breit wie der im Unterhaus. So steht genügend Platz für den Flur zu den Zimmern und die parallel liegende Treppe ins Dachgeschoss zur Verfügung. Allerdings ist der Flur gut 2,00m kürzer als im Hochparterre, da die Treppe ins Dachgeschoss zwar mit 3,48 fast die gleiche Geschoßhöhe überwinden muß, aber sehr viel steiler ist, eher als Stiege bezeichnet werden muß, und so weniger Lauflänge braucht. Die Treppe ins Dachgeschoss kann kürzer laufen, weil hier auch eine erheblich steilere Stiege für die selteneren Wege, die auch seltener mit Gepäcktransport verbunden sind, ausreicht. Hierdurch und durch die Kopffreiheit über der



Abb. 30: Abstellplatz im 1. OG an der Treppe zum

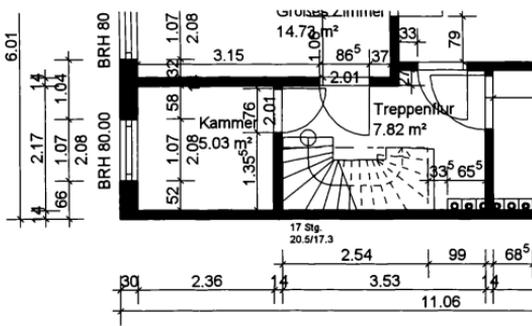


Abb. 31: Der Hausflur im Oberhaus

Dachfenster im Dachgeschoss und ein Fenster in der Wand der Kammer. Jedoch der Abstellplatz am Austritt der Souterraintreppe ist auch hier am Austritt der Treppe des Hochparterres vorhanden und findet damit immer auf den Etagen mit zwei Treppen bzw. am Austritt der Treppen. Denn im Dachgeschoss, am Austritt der Stiege entfällt diese Abstellmöglichkeit.

Der Hausflur im Souterrain

Auch der Hausflur im Souterrain hat die Breite von 2,17m und die Souterraintreppe liegt ebenfalls parallel zu den Zimmern und Abstellkammern. Wie im Oberhaus kann auch hier die Treppe kürzer laufen und so hat vor der Treppe unter Windfang und der Haustreppe ein 'Keller' Platz. Die Treppe kann allerdings kürzer laufen, da sie vor allem eine um 60cm geringere Geschosshöhe überwinden muß (Das Souterrain hat nur eine Raumhöhe von 2,70m) und etwas steiler ausgeführt ist als die Treppe des Hochparterres. Die Treppe ist auf der Innenseite mit einer dünnen Wand aus

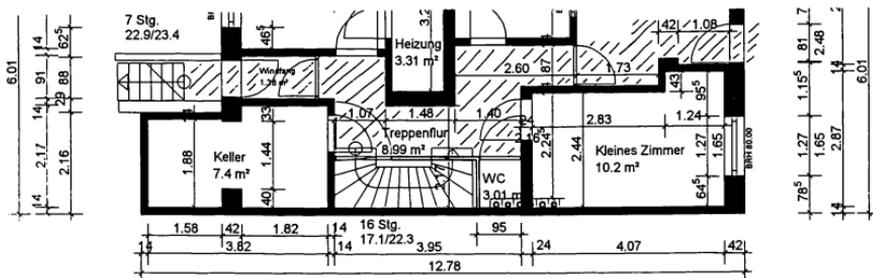


Abb. 32: Der Hausflur im Souterrain ist der Weg durchs Haus

Holzpaneele verschlossen, in der am Antritt eine Tür sitzt. Hierdurch ist das kühlere Wirtschaftsgeschoss vom restlichen Haus thermisch bzgl. Luftzug getrennt. Gleichzeitig wird die Unterseite der Treppe als Unterbauschrank genutzt. Unter den Abstellflächen an den Austritten der Treppen befindet sich im Souterrain ein WC.

Der Hausflur im Souterrain ist der Weg durchs Haus

Der Flur im Souterrain, dem Wirtschaftsgeschoss des Hauses ist gleichzeitig Weg

durchs Haus. Hierfür ist der Hausflur über einen Gang seitlich vom Keller mit einer neben der Eingangstreppe im Vorgarten liegenden Außentreppe nach vorne zur Straße verbunden, und, nach hinten ist der Hof durch einen am, auch im Souterrain vorhandenen kleinen Zimmer, vorbeiführenden Gang ebenerdig erreichbar. Die Belichtung erfolgt über verglaste Türen. Während der Gang in den Hof durch eine kleine Gartenkammer führt und im Gang nach vorne ebenfalls eine zweite Tür im Gang sitzt, ist die Gasse durchs Haus auch im Souterrain nach Außen mit 'Windfängen' versehen.

Der Flur im DG

Der Flur im Dachgeschoss hat die gleiche Breite, ist allerdings mit Stehhöhe nur noch so lang, wie die Treppe und erschließt die Kammern der Dachetage.

Der Treppenflur

Die Hausflure der Etagen, erschließen die Zimmer und verbinden gleichzeitig die Treppen und die Dachstiege untereinander.

Durch die Treppen werden sie zum Treppenflur, dem vertikalen Weg im Bremer Reihnhaus. Dieser Treppenflur ist im Hochparterre durch die Haustür mit dem Vorgarten und damit mit der Straße und dem Quartier und im Souterrain, über Gänge mit dem Vorgarten auf der kommunalen Seite wie mit dem Hof auf der produktionsöffentlichen Seite des Hauses verbunden. Der Treppenflur verbindet im Haus die Zimmer untereinander sowie die Zimmer mit der Haustür und damit der Straße und dem Quartier. Weil der Weg durchs Haus Teil des Treppenflures ist, können außerdem Vorgarten und Hof direkt erreicht werden. Mit geringem Flächenbedarf stellt der Treppenflur kurze Wege zwischen den Arbeitsorten des Alltags im Innenhaus und dem Außenhaus (vgl. Hüllbusch, I.M., 1978) auf der Hufe her wie auch über die Verbindung zur Straße mit dem kommunalen Anteil des Außenhauses. Verschiedene Abstellplätze und -orte im Treppenflur wie Windfang, die Ecken in den Treppenwendelungen oder die größeren Abstellecken am Austritt der Treppen des Souterrains und des Hochparterres, also auf den Etagen, auf denen zwei Treppen ankommen, vervollständigen diese Wege des Alltags. Hier kann das, was beim nächsten Gang ins Quartier, in Vorgarten oder Hof oder in eine andere Etage mitgenommen werden soll, ebenso kurzzeitig bereitgestellt werden, wie auch Gebrauchsgegenstände wie Besen, Staubsauger etc., die des öfteren an verschiedenen Orten im Haus benötigt werden, auf kürzestem Weg erreichbar, abgestellt werden können.

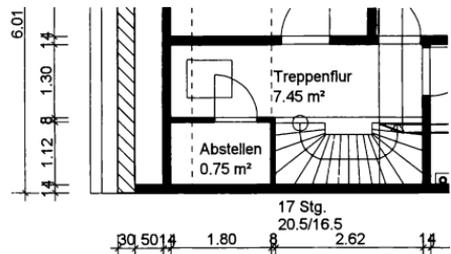


Abb. 33: Der Hausflur im Dachgeschoss

Der Einfluß der Treppe auf Hausgrundriss und Hauskonstruktion

G. Hose beschreibt, daß Art und Lage von Treppen erheblichen Einfluß auf die Hauskonstruktion, die Raumanordnung und damit den Hausgrundriss haben (vgl. Hose, 1991, 28). Dagegen zeigt die nähere Betrachtung der Treppe im Bremer Reihnhaus, daß die Konstruktion der Treppen den vertikalen Wegs durchs Haus ein-

fach und ohne Aufwand, sparsam in Flächenbedarf und Baukosten der Nutzung des Hausgrundrisses folgen kann. Zur besseren Verständlichkeit sollen an dieser Stelle einige Erläuterungen dienen.

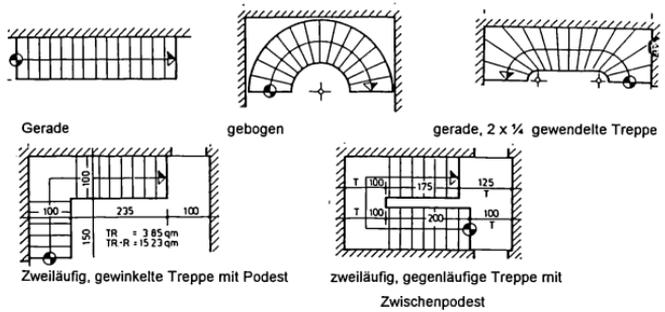


Abb. 34: verschiedene Treppenverläufe (Mannes. W. 1988. 6)

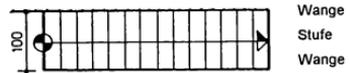


Abb. 35: gerade laufende Treppe

Treppenkonstruktionen

Treppen können einfach gerade, gebogen oder gewandelt verlaufen und als Kombinationen daraus zusammengesetzt werden. Einfach gerade verlaufende Treppen sind am einfachsten herzustellen. Alle Stufen und die geraden Wangen sind gleich. Das gilt auch bei mehrläufigen geraden Treppen für die einzelnen Läufe. Kommen Wendelungen hinzu, so müssen die Stufen unterschiedlich nach den Regeln des Treppenbau's `verzogen` werden (vgl. ebenda, 29), und es wird eine zusätzliche Wange nötig, wie auch alle Wangen nunmehr unterschiedlich sind.

Es ist offensichtlich, daß die Konstruktion der einfach geraden Treppe erheblich simpler ist und damit auch in der Herstellung günstiger. Das bedeutet auch, daß die 2 mal 1/4 gewandelten Treppen im Bremer Reihenhaus entsprechend aufwendiger sind und so auch deren Produktion teurer sein muß.

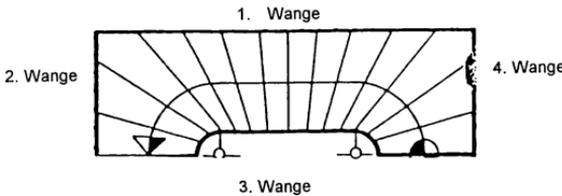


Abb. 36: Konstruktion 2 1/4 gewendelte Treppe

Treppeneinbau und Deckenspannrichtung

Folgt man auch beim Einbau der Treppen im Haus den günstigsten, konstruktiven Vorgaben, so baut man die gerade laufende Treppe zwischen zwei Deckenbalken ein, d.h. sie läuft parallel zur Spannrichtung der Decke. Hierdurch wird eine sonst notwendige Auswechslung mittels einem sog. Unterzug vermieden, der als Unterzug unter den Deckenbalken verlaufen kann oder in der Ebene der Deckenbalken als `deckengleicher` Unterzug. Der Unterzug muß, wenn eine Treppe quer zur Spannrichtung eingebaut werden soll, die Deckenbalken auswechseln, also abfangen, die wegen der Treppe nicht auf die tragende Wand durchlaufen können. Der

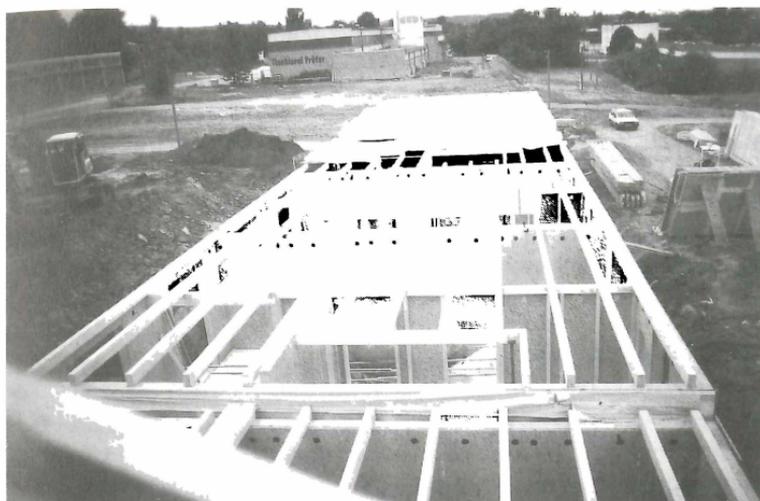


Abb. 37: Auswechslung mit deckengleichem Unterzug in der Deckenbalkenlage

Unterzug muß dann die Kräfte aus den Deckenbalken aufnehmen und auf die Deckenbalken seitlich übertragen. Können diese Kräfte nicht aufgenommen werden, werden Stützen un-

ter den Enden des Unterzugs notwendig. Die Treppen der Bremer Reihenhäuser sind dagegen nicht nur aufwendig in der Konstruktion sondern erfordern

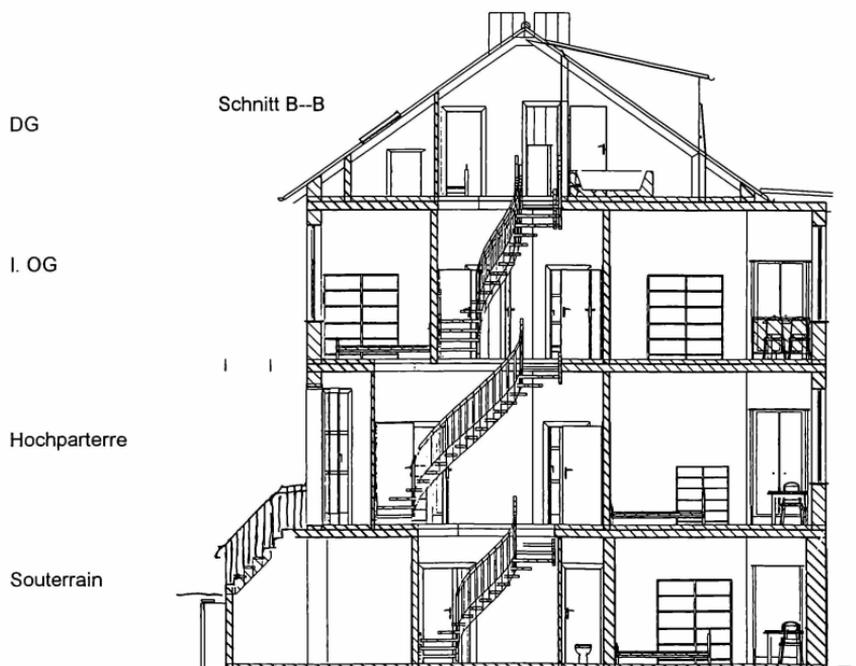


Abb. 38: gestapelte Treppen und die Kopffreiheit an jeder Stelle

für das angenommene Haustragwerk des Schottenbaus (vgl. Kap. 10) auch eine Auswechslung mittels Unterzug. Damit ist die Treppe und ihr Einbau eine eher teure Variante.

Vergleich von Treppen im Hausgrundriss

Interessant wird dann aber der Vergleich dieser beiden Treppen im Grundriss des

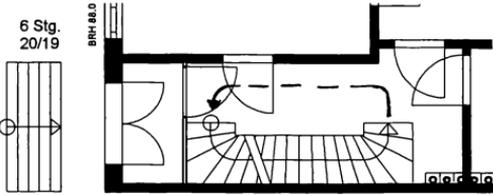


Abb. 39: Der Hausflur verbindet die Treppen der Geschosse

Bremer Reihenhauses im Gebrauch. Da im Bremer Reihenhaus vier Geschosse mit dem Treppenflur erschlossen werden, sind alle Treppen platzsparend übereinander, in die gleiche Richtung nach oben verlaufend angeordnet, also den Etagen entsprechend gestapelt.

Hierdurch hat jede Treppe an jeder Stelle 'Kopffreiheit' zu der darüberliegenden. Damit der vertikale Weg durchs Haus funktioniert, ist auf jeder Etage der Austritt der einen Treppe mit dem Antritt der nächsten über den Hausflur zu verbinden. Wird nun statt der 2 mal ¼ gewendelten Treppe eine gradläufige mit gleicher Stufenzahl, Steigungs- und Auftrittsbreite in den Treppenflur eingebaut, so haben beide Treppen die gleichen Einbaumaße und damit den gleichen Flächenbedarf.

Vergleich der Treppen im Gebrauch

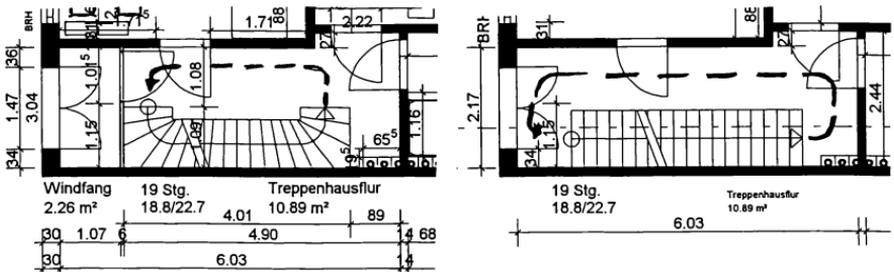


Abb. 40: gradläufige und 2 mal ¼ gewendelte Treppe im Treppenflur

Vergleicht man jetzt die Treppen in der Nutzung, so ist gut zu erkennen, daß die Strecke zwischen An- und Austritt zweier gradläufigen Treppen den Hausflur in voller Länge beansprucht. Damit entfallen zuerst schon mal Windfang und Abstellflächen am Austritt. Die Flurecke mit den beiden Zimmern müßte genutzt werden (damit ist in dem Flurteil die Wahrscheinlichkeit noch höher, sich in die Quere zu kommen). Das gleiche gilt im Oberhaus, wo die kleine Kammer und auch der Abstellplatz entfallen würden, wie im Dachgeschoss das Bad und im Souterrain müßte der Hausanschlußraum kleiner werden.

Die zweimal ¼ gewendelten Treppen brauchen für die Verbindung untereinander

nur einen Flur von der Länge der Treppen. Für den Einbau der geradläufigen Treppe müssen Windfang, Kammer im Oberhaus, Bad im Dach und großem Hausanschlußraum sowie die Abstellplätze entfallen. Im Gebrauch entstehen in der Verbindung der Treppen mit dem Hausflur an denen ohne vorherige Möglichkeit der Einleitung sich die Gehrichtung um 180° ändert, zwei 'Haarnadelkurven', die immer stören, nicht nur, wenn z. B. Möbel um diese Ecken herum transportiert werden müssen. Anders bei der gewendelten Treppe, wo das innere Geländer 'diskret' in der Wendelung zurücksteht, steht es bei der geradläufigen Treppe in der Kurve immer im Weg. In der Benutzung braucht die geradläufige Treppe einen längeren Weg und so mehr Wohnfläche, als die 2 mal $\frac{1}{4}$ gewendelte Treppe.

Der Treppenflur im Bremer Reihenhaus spart Wohnfläche und Baukosten

Der geringere Wohnflächenbedarf der gewendelten Treppe schlägt sich in direkt erchenbaren Baukosten nieder. Vergleicht man den Flächenbedarf beider Treppen, so braucht die gerade Treppe nur im Hochparterre allein schon 4m^2 Fläche mehr als die gewendelte Treppe. Im Oberhaus ebenfalls und im Dachgeschoss und Souterrain nochmals je 2m^2 . Die zweimal $\frac{1}{4}$ gewendelte Treppe spart also 16m^2 Fläche im Haus. Bei den angenommenen Baukosten von $1.000,-\text{€}/\text{m}^2$ wären das auf den Bau eines Hauses $16.000,-\text{€}$ an Mehrkosten. Veranschlagt man die Herstellung der geradläufigen Treppe mit $2.500,-\text{€}/\text{Stück}$ und nimmt als Preis der gewendelten Treppe das doppelte an, so stehen den Mehrkosten über die zusätzlich notwendige Wohnfläche $7.500,-\text{€}$ Ersparnis gegenüber. Damit wäre der Treppenflur mit der gewendelten Treppe immer noch $8.500,-\text{€}$ günstiger als mit gerader Treppe.

Die gewendelte Treppe ist also nicht nur brauchbarer in der Nutzung und die Ausführung hat, wie von G. Hose bereits beschrieben, erheblichen Einfluß auf den Grundriss, sondern spart zudem bares Geld. Selbst die Kosten für eine im Schottenbau notwendige Auswechslung in der Deckenbalkenlage würde mit Mehrkosten von ca. $2.000,-\text{€}$ auf das gesamte Haus gerechnet den Kostenvorteil der gewendelten Treppe nicht aufheben. Nimmt man die Kosten für Auswechslungen im Äquivalent von 2m^2 Wohnfläche (bei $1.000,-\text{€}/\text{m}^2$) und die Tatsache, daß gleichzeitig jede andere Lage der Treppe im Haus zwangsläufig mehr Flurfläche benötigen würde, zusammen, so kann festgestellt werden, daß im Gegensatz zu den Ausführungen G. Hoses die Lage einer Treppe nicht für die Hauskonstruktion erheblich ist. Um Treppenture möglichst kostengünstig herstellen zu können, sind in erster Linie Überlegungen zu einem geringen Flächenbedarf wichtig. Die geringen Mehrkosten von Auswechslungen sind dagegen kein Argument, diesen Kosten Nachteile im Hausgrundriss zu schulden. Die gewendelte Treppe ist, ganz zu schweigen von den Vorzügen im Gebrauch, bzgl. Flächenbedarf, Herstellungskosten und Lage in der Hauskonstruktion, unabhängig von Schotten- oder Querwandbau, die günstigste Lösung für den Hausgrundriss des Reihenhauses.

7. Morphologie und Grundriss des Bremer Reihenhauses

Die Etagerie, die Verbindung der Etagen untereinander bilden den Hausgrundriss. Genauso wie die Lage der Zimmer, ist die Distanz der Geschosse zu Grundstück

und Straße hin wichtig für die darin möglichen Nutzungen wie auch gleichzeitig die Lage und Distanz der Etagen untereinander.

„Die Morphologie, wie eine Terrassierung, für die es verschiedene in der Bedeutung und der praktischen Interpretation wie Lesbarkeit vergleichbare Mittel gibt, übersetzt Entfernung in Schwellen und Grenzen. Wir müssen also auch hier eine qualitative Betrachtung einführen, die damit die Sparsamkeit des Platzgebrauchs – eine ökonomische Notwendigkeit – und die Zeichen der Distanz mit realer Distanz als Analogie und nicht als nur quantitativer Unterschied verstanden und gelesen werden können.“ (Hüllbusch, K.-H., 1991, V in NB 23)

Die in der Etagerie des Bremer Reihenhauses enthaltene Morphologie ist ökonomisches Prinzip der Sparsamkeit, die mit geringstem (Herstellungs-) Aufwand größtmöglichen Nutzen erzielt. Damit einher geht immer sparsamer Flächengebrauch bei gleichzeitiger Übersetzung von Distanz in Schwellen und `Terrassierung` des Hausgrundrisses in Form von Etagen übereinander und der Souterrainausbildung als Distanz zur Straße.

Die Treppe ins Haus wie die Treppen im Haus ermöglichen diesen sparsamen Flächenbedarf und die einfache Lesbarkeit der Distanz, die weder Schilder noch Markierung bedarf und trotzdem von Jedermann, ohne Nachdenken zu müssen, verstanden wird.

Das Bremer Reihenhaus mit Souterrain

Das auffälligste Merkmal des Bremer Reihenhaus ist das Souterrain, eine Besonderheit, die das Kellergeschoss zur Straße halb aus der Erde herausragend ausbildet, und hinten zum Hof aber als Vollgeschoss (vgl. Lucks, t. 1993, 114).

„Dieses Wirtschaftsgeschoss zeigt die ökonomische Tradition des Bremer Reihenhauses der Gründerzeit, das als städtische Variante des Ackerbürgerhauses bzw. des nordwestdeutschen Langhauses mit bäuerlicher Ökonomie ist (vgl. Stein, R. 1970; Griep, W. 1985).“ (Theiling, Chr., 1996, 142 in NB 44)

Der Grundriss des Hauses auf der Hufe enthält so den Kanon von `Haus und Hof`, „der nicht ausgedacht, sondern durch Bewährung auf Grundlage praktischer Gebrauchserfahrung allmählich verfertigt „ (Böse, H. 1991, 113 in NB 25)

wurde. In den voran gegangenen Kapiteln wurden einige dieser im Hausgrundriss enthaltenen Erfahrungen anhand von Überlegungen zur vorteilhaften Möblierung von Zimmern, den Vorteilen rechteckiger Zimmer und der der Geschosse und des gesamten Hausgrundrisses beschrieben. Es wurde deutlich, wie viele einzelne Überlegungen in diesem Grundriss akkumuliert sind und als solche und in der Kombination, wie sie das Bremer Reihenhaus enthält, als vollständiges Haus mit Innen- und Außenhaus (vgl. Hüllbusch, I.M. 1978)

„als wichtigste materielle Grundlage für eine häusliche Ökonomie, also zum Hausen“ (Theiling, Chr. 1996, 170)

bewährt haben.

„Der Begriff `Hausen` ist immer mit der Bedeutung `wirtschaften können` verbunden, was meint: über eine praktische Wirtschaftsgrundlage verfügen zu können; es meint nicht: wirtschaften müssen, sondern die Möglichkeiten und die Bedingungen dazu zu haben. Im Begriff des `Hausens` gibt es keine Trennung von Innen- und Außenhaus“ (Hüllbusch, I.M. 1978)“ (Böse-Vetter, H. 1991, 140)

Dabei sind die Bremer Reihenhäuser sparsam im Flächenbedarf und in der materiellen Herstellung kein Luxusgut für wenige, sondern vielmehr ein brauchbares Vorbild für Überlegungen zum 'kostengünstigen' Hausbau mit folgend sparsamen Betriebs- und Gebrauchskosten.

Die Vorgaben des Zimmers für den Hausgrundriss

Die Überlegungen zur sparsamen Organisation von Zimmern sind gleichzeitig Vor-

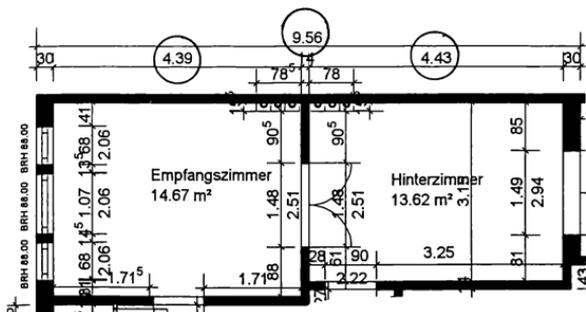


Abb. 41: Die Tiefe der Zimmer bestimmt die Haustiefe

gaben für eine sparsame Hausorganisation. Nur wenn der Hausplan den Vorgaben des Zimmers bzgl. der Breite, Tiefe und Zimmerhöhe wie auch der Möglichkeit, Zimmer in Geschossen zu stapeln, folgt, kann der Hausgrundriss die Vorteile des Zimmerplans ebenso vorteilhaft nutzen.

Die Tiefe der Zimmer bestimmt die Tiefe des Hauses

Die Tiefe der Zimmer und die Lage der Fenster in den Zimmern ist als erstes maßgebend für den Hausgrundriss. Wenn zwei Zimmer hintereinander mit den schmalen Seiten aneinander hintereinander und jeweils mit den Fenstern nach außen, liegen müssen, bestimmt die Tiefe der Zimmer die Tiefe des Hauses.

Für das Beispiel ergeben sich aus zweimal 4,40m, zwei Außenwänden von 30cm

Stärke und einer Innenwand von 14cm eine Gesamttiefe des Hauses von ca. 9,50m (vgl. Kap. 3).

Die Erschließung der Zimmer von 'außen' und in die Tiefe des Hauses an der Hausgasse (vgl. Beekmann, H., u.a., 2001, PlanerInnenseminar in Wollingst) gibt die kleinste, sinnvolle Breite des Hauses

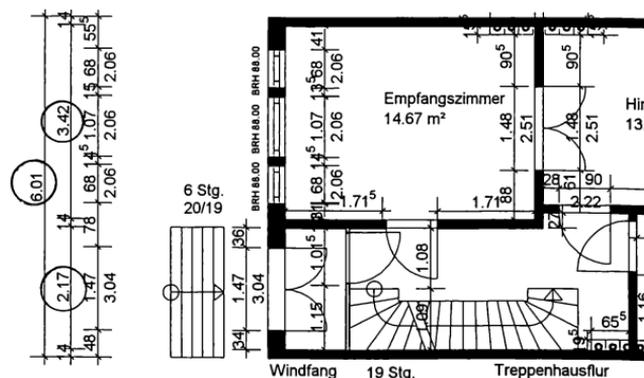


Abb. 42: Die Zimmerbreite und der Treppenflur bestimmen die Breite des Hauses

vor. Weil Zimmer gestapelt werden können, muß ein Haus auch nicht breiter werden, als das im Hausflur noch eine Treppe unterzubringen ist. Die Treppe als Teil des Hausflures zu den gestapelten Zimmern in den anderen Etagen verläuft parallel

zum Flur. Die parallele Anordnung im Hausflur erhält den Weg zu den Zimmern, wenn die Treppe im vorderen Teil des Hausflures liegt. Die schmalste Hausbreite ergibt sich so aus der Breite eines Zimmers und der eines Hausflurs mit parallel liegender Treppe. Für Hausflur und Treppenbreite mit bequemer Durchgangsbreite von etwa 90cm und der Möglichkeit der Garderobe an der Wand mit 20cm und Geländern kommt man so auf 2,20m Breite des Hausflures. Mit den drei halbsteinigen Wänden verputzt mit 14cm Stärke auf 42cm. Alles zusammen ergibt eine Hausbreite von ca. 6,00m.

Das Bremer Reihenhaus ist ein verschobener Kreuzgrundriss

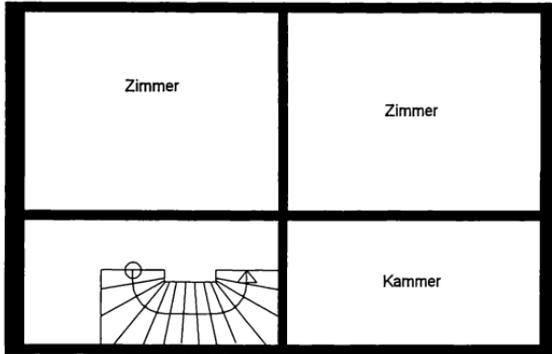


Abb. 43: Kreuzgrundriss mit Durchgangszimmer und Kammer

Die vorne liegende Treppe und dadurch, das Souterrain im Bremer Reihenhaus die Durchlässigkeit von vorne nach hinten sicherstellt (vgl. Kap. 4), kann der Platz hinter der Treppe als Kammer genutzt werden und so einen Kreuzgrundriss (vgl. Hose, 1983, 33) herstellen. Die Kammer hat dann die Breite des Treppenflures und die Tiefe der Zimmer. Im Unterschied zu G. Hose aber mit der wichtigen Unterscheidung

zweier unterschiedlich breiter Achsen, anstatt der 'Idealform' G. Hoses ... mit zwei

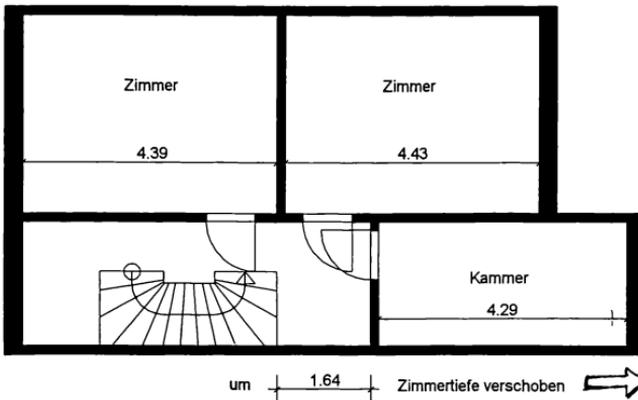


Abb. 44: Verschieben der Kammer verhindert Durchgangszimmer

Räumen pro Hausbreite ... (G. Hose, 1983, 33). Aus dem Kreuzgrundriss mit den Nachteilen eines Durchgangszimmers und einer Kammer wurde durch Verschieben von Wänden der Grundriss des Bremer Reihenhauses, ohne Durchgangszimmer und mit drei Zimmern

pro Etage und ohne Verbreiterung des Hauses möglich. Die Kammer wurde hierfür unter Beibehaltung der Raumtiefe nach hinten um etwa 1,65m verschoben und so

Platz für eine Zimmertür erreicht, so daß auch das hintere Zimmer direkt vom Hausflur erschlossen wird.

Um aus der Kammer ein kleines Zimmer zu machen, wurde die gemeinsame Wand mit dem Hinterzimmer in dieses um 30cm verschoben, und so die Kammerbreite von ca. 2,20m auf die Mindestbreite für ein Zimmer von 2,50m (vgl. Kap.2) verbreitert. Außerdem wurde durch die Verschiebung der Kammer der 'Trick' der Schranknische

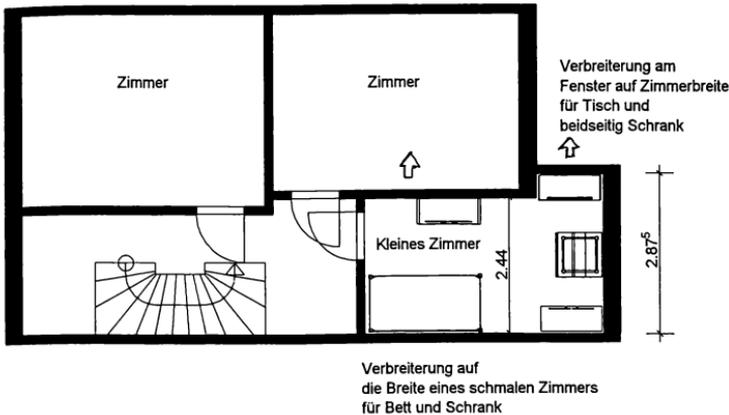


Abb. 45: Verbreiterung der Kammer zum kleinen Zimmer

an der Fensterwand genutzt, um hier, gerade am Fenster die größtmögliche Zimmerbreite mit 2,87m zu erreichen. Die einfachen Verschiebungen im Kreuzgrundriss haben nicht nur das Durchgangszimmer verhindert sondern auch aus einer einhüftigen Kammer ein, wenn auch kleines, schmales zweihüftiges Zimmer. Der verschobene Kreuzgrundriss des Bremer Reihenhauses ist ein Hausgrundriss mit drei Zimmern und einem Hausflur.

Etagen von Zimmern sparen Flächen- und Herstellungsaufwand

Zimmer können konstruktiv gesehen wie Kartons nebeneinander und übereinander angeordnet werden. Indem die Etagerie von Zimmern konstruktiv möglich ist und durch einen Treppenflur erschlossen werden kann, ist es so möglich, Grundstücksfläche zu sparen. Entgegen dem Verständnis nach dem Schema von Bauhauschachteln (vgl. Wolfe, t., 1984) führt das zu konstruktiven Einsparungen, weil Zimmer nebeneinander eine Wand 'teilen', und übereinander die Decke des einen gleichzeitig der Fußboden des anderen ist. Ebenso teilen etagierte Zimmer Gründung und Dach, was den Herstellung- und Erhaltungsaufwand sparsam macht. Nicht nur Dachgeschoss und Souterrain werden nicht unnötig groß, sondern nur das Souterrain steht in direktem Kontakt zum (feuchten) Baugrund, Unter- und Oberhaus und die Dachetage sind der Erdfeuchte entzogen.

Die Etage gehört zum Haus in der Halle!

Die konstruktive Möglichkeit des 'Stapelns' von Zimmer ist gleichzeitig das 'Stapeln'

der Etagen. In der Organisation des Bremer Reihenhauses ist das gleichbedeutend mit unterschiedlichen Aufgaben der Geschosse und unterteilt so das Haus. Das Souterrain ist das Wirtschaftsgeschoss des Hauses, mit eigenem Zugang von der Straße und zum Hof. Im Hochparterre befindet sich das Unterhaus mit Empfangszimmer, das Oberhaus zum Wohnen und Schlafen und das Dachgeschoss zum Schlafen und Lagern größerer und selten gebrauchter Utensilien.

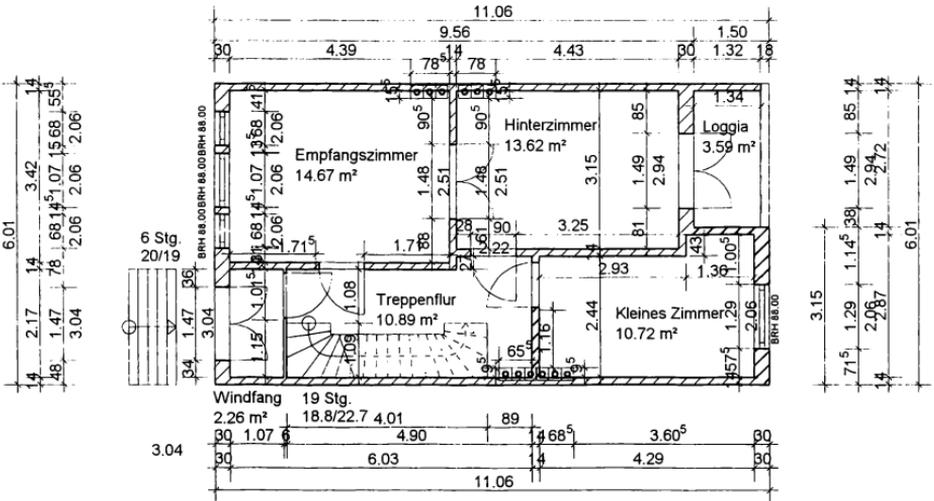


Abb. 46: Der Grundriss des Hochparterres

Das Hochparterre ist die Etage des Unterhauses

Das Hochparterre ist der Empfang des Bremer Reihenhaus (vgl. Kap. 3). Es besteht aus den drei Zimmern und dem Treppenflur mit Haustür und Windfang. Dieser Grundriss kommt mit 6m Breite aus und ist auch mit 11m Tiefe ausreichend belichtet. Die Zimmer sind vorteilhaft möblierbar und die feste hölzerne Ausstattung begünstigt eine bequeme Nutzung.

Als angehobene Etage ist das Hochparterre des Hauses, das über eine massive Außentreppe, mit Podest vor der Haustür, der Zugang von der Straße. Hier werden Freunde, Bekannte oder Geschäftspartner empfangen. Die durch Souterrain und ßentreppe hergestellte Morphologie stellt die notwendige Distanz zur Öffentlichkeit der Straße her. Im Unterhaus verkehren auch Personen, die nicht im Haushalt wohnen, als Gäste.

Das Oberhaus

Das Oberhaus hat bis auf die über dem Windfang gelegene Kammer und den damit kürzeren Treppenflur den gleichen Grundriss wie das Unterhaus. Über die direkt am Windfang anlaufende Treppe im Hochparterre gelangt man ins Oberhaus und hier direkt in die Küche im kleinen Zimmer. Die großen Zimmer des mit größerer Distanz zur Straßenöffentlichkeit versehenen Oberhauses sind Wohnräume einzelner Be-

wohnerInnen. Auch hier verfügt das Hinterzimmer über eine Loggia. Auf zwei Geschossen bietet so das Bremer Reihenhaus 5 Zimmer, Küche, Bad und eine Kammer nebst Abstelldecken an und zwei Balkone, und das auf ca. 105 m² Fläche!

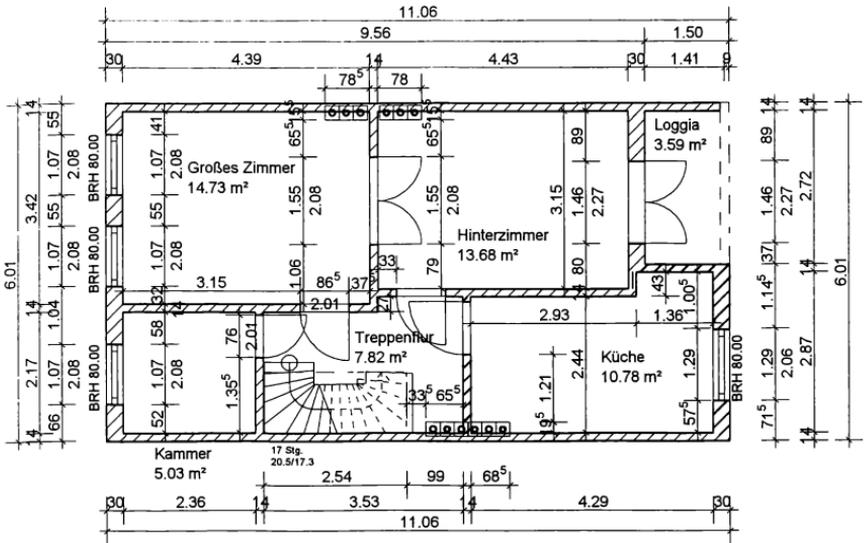


Abb. 47: Der Grundriss des I. OG

Das Souterrain – die Wirtschaftsetage des Hauses mit Dienstoffeneingang!

Die unterste Etage des Hauses mit Zugang von der Straße und Durchgang zum Hof ist das Souterrain des Hauses. Nicht jede Familie kann oder will sich einen Dienstoffener leisten, jedoch ist auch, wenn man alles selber machen kann oder will die bauliche Voraussetzung separater (Dienstoffener-) Eingänge in die Wirtschaftsetage äußerst praktisch. Wurden früher auch die Heizmaterialien Torf, Kohle und Holz über die Zugänge ins Haus gebracht, so sind diese heute noch ebenso nützlich, um Arbeitsmaterialien und Werkzeuge in oder aus dem Haus zu bringen, ohne durch den Hauseingang und die Empfangsetage gehen zu müssen und diese möglicherweise zu beschmutzen (vgl. Voigt, W. 1988, 260). Zur Straße hin zur Hälfte im Baugrund versenkt hebt es das Hochparterre im Bezug zur Straße zur 'bell etage' des Reihenhauses an und schützt so gleichzeitig als Sockel des Hauses die Wohngeschosse vor aus dem Baugrund aufsteigender Feuchtigkeit, es macht dem Haus 'Trockene Füße'. Indem die Straßen vorne aufgeschüttet wurden blieb der Hof hinter dem Souterrain ebenerdig, so daß man hinten noch Zimmer belichten konnte. Diese einseitige Absenkung der im Haussockel enthaltenen Wirtschaftsetage war ursprünglich rein technisch bedingt, um im flachen Bremen mit seinem hohen Grundwasserstand überhaupt eine Kanalisation zu ermöglichen (vgl. Voigt, W., 1988, 260). Doch führte die einseitige Aufschüttung der Straße zu zwei unterschiedlichen Geländehöhen am Haus, die jede für sich im Gebrauch des Hauses praktische Vorteile zeitigten. Auf der Vorderseite sind Souterrain und Hochparterre je über eine nicht zu lan-

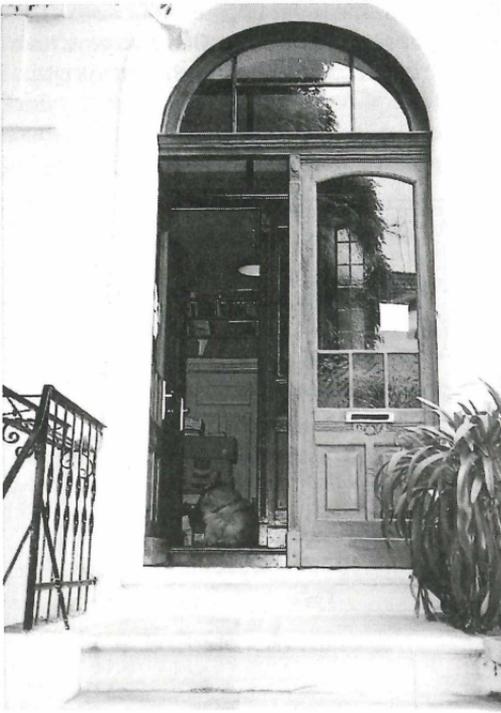


Abb. 48: Haustür, Auftritt (Stufe in der Haustür) und Podest oberhalb der Eingangstreppe

ge, nur halbgeschosshohe Treppe zu erreichen. Das Geländeniveau der 'Souterrainausführung' ermöglicht also den bequemen Zugang nicht nur zu einer, sondern zu zwei Etagen des Hauses. Außerdem wird das Souterrain hierdurch in zwei Zonen geteilt, eine vordere, die mehr im Erdreich sitzt und so auch mehr als Keller mit geringen Temperaturschwankungen vor allem der Lagerung nützt und einer hinteren Zone, die besser belichtet zum Arbeiten und Werkeln bis hin zum bewohnbaren Zimmer genutzt werden kann. Indem das Souterrain hier ebenerdig an den Hof anschließt, kann folgerichtig die 'Arbeitszone' bei Bedarf ohne Aufwand in den Hof erweitert oder verlegt werden.

Als Wirtschaftsetage braucht das Souterrain keine breiten, tiefen Zimmer sondern kleine Arbeitsräume wie Waschküche, Hausanschluß- und Heizungsraum und La-

gerräume. Für diese Nutzung sind somit eher Kammern und Archive, also kleinere Räume notwendig und davon eher mehr. So kommt das Souterrain auch mit einer Raumhöhe von 2,70m aus. Der vordere Zugang neben dem Hauseingang wird in die Zimmerachse des Hauses verschoben. Die Breite des Empfangszimmers im Hoch-

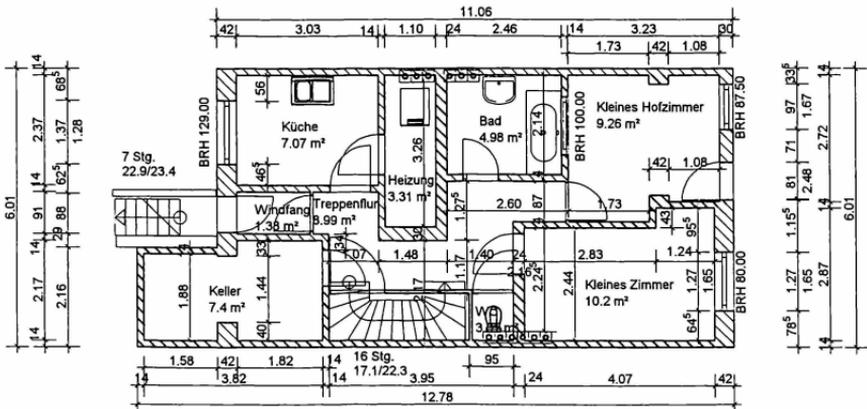


Abb. 49: Der Grundriss des Souterrains

parterre kann so für einen Gang und eine nach vorne gelegene Küche genutzt werden. Dem bis unter die Hauseingangstreppe erweiterten Hausanschlußraum, der so gleichzeitig die Gründung der Treppe übernimmt, bleibt so die gesamte Breite der Erschließungsachse und er ist über ein seitlich in der Treppenwange eingesetztes kleines Fenster sogar noch zu belichten. Im inneren des Souterrain an den Schornsteinen der Zimmerachse hat der Heizugsraum Platz, der als solcher am wenigsten betreten wird, bzw. nur zusätzlich zu Lagerzwecken genutzt, auch ohne Tageslicht auskommt. Die ebenerdige Lage des Souterrains auf der Rückseite gestattet hier noch kleine Zimmer zu belichten. Das kleine Zimmer der Wohntagen wiederholt sich hier, auch wenn die Raumhöhe eine Belichtung nicht bis ganz in die Tiefe zuläßt. Der Raum unter dem Hinterzimmer und der Loggia wird durch ein weniger tiefes Gartenzimmer genutzt, durch das auch der Hof erschlossen wird. Es ist bis an die Außenkante der Loggia vorgezogen worden, um auch hier die verbleibende Belichtungsmöglichkeit bestmöglichst auszunutzen. Unter der inneren Hälfte des Hinterzimmers liegt hier ein innenliegendes Bad, das durch ein Fenster in der Wand zum Hofzimmer noch diffuses Tageslicht erhält. An dieser Stelle wäre ebenso ein zweiter, innenliegender Lagerraum denkbar. Während also der vordere und innere Teil des Souterrains der Haustechnik und Hauswirtschaft dient, können auf der Rückseite sogar kleine Zimmer, mit Bad `um die Ecke´ als Gästezimmer bereitgestellt werden. Hier ist auch die Nutzung als Arbeitsräume, Büro oder Zimmer für ältere Kinder denkbar, da dieser Nutzung der separate Eingang von vorne entgegenkäme. Im Souterrain hat das Bremer Reihenhaus eine Tiefe von 11m, was aufgrund der Nutzung auch innenliegender Kammern bzgl. der Belichtung nicht von Nachteil ist. Der separate Gang auf der Vorderseite läßt Platz für zwei Kammern. Der Weg zum Hof durch das Gartenzimmer ermöglicht hingegen beiden Zimmern ausreichende Breite zur Möblierung.

Die Dachetage, die Erweiterung des Oberhauses

Schon die Stiege ins Dachgeschoss zeigt an, das dieses Geschoss nicht als `Vollgeschoss´ gedacht ist. Direkt über dem Oberhaus gelegen, dient es der Erweiterung, indem die Kammern als Schlaf- und Abstellkammern genutzt werden können. Im Beispiel ist das Dach auf der Rückseite durch eine breite Flachdachgaube ausgebaut. Hierdurch wurde über dem kleinen Zimmer ein Bad und auf dem `herausgeschobenen´ Zimmerteil eine Dachterrasse erstellt, die über das Bad erschlossen ist. Man beachte, das das Sparrendach bereits an der Fensterwand des Hinterzimmers (Belichtung!) seinen Fußpunkt hat. Der Bereich der Dachterrasse war schon immer Flachdach. Neben dem Bad wurde so auch eine Dachkammer vergrößert. Indem das Bett etwas unter die Dachschräge an der Haustrennwand verschoben werden kann, verfügt diese nun nicht nur über ein senkrechttes Fenster, aus dem man, wie gewohnt, an der Brüstung stehend, heraussehen kann sondern zudem über zwei Stellwände für Schränke mit gebräuchlicher Höhe von 1,80m bis 2,00m.

Die vordere Kammer hat hingegen nur ein Dachflächenfenster, das im Gegensatz zu breiteren Gauben keine Stehhöhe und Stellwände herstellt. So kann hier nur die Innenwand als Stellwand und die Möglichkeit eines Bettes unter der Dachschräge ge-

nutzt werden. Auch der Raum über der Kammer des Oberhauses hat, ebenso nur mit einem kleinen Dachflächenfenster zur gleichzeitigen Belichtung der Dachstiege

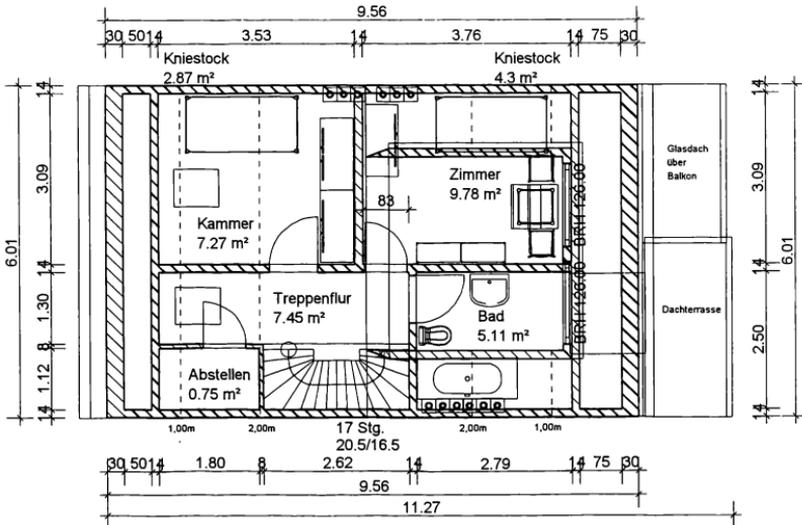


Abb. 50: Der Grundriss des Dachgeschosses

versehen, keine Stehhöhe und ist so nur als Abstellplatz in der Flurverlängerung zu nutzen.

Das Dach – der 'klimatische Puffer' fürs Haus

Ein Grund dafür ist auch die Beeinflussung der Temperaturen in der Dachetage durch exponierte Lage und fast ausschließlich der Witterung ausgesetzten Außenflächen, die so auch der Bestrahlung der Sonne ebenso direkter ausgesetzt sind, wie der nächtlichen, langwelligen Abstrahlung in wolkenlosen Nächten (In wolkenlosen Nächten Strahlen alle liegenden oder zum Himmel hin geneigten Flächen die gespeicherten Energien besonders stark ab und kühlen so entsprechend stark aus – was z. B. am Rauheif auf Autodächern ablesbar wird). Sind Dachetagen nur gering oder gar nicht gedämmt, so folgen die Temperaturen innen den Temperaturen außen schnell nach, das heißt, Dachetagen heizen sich bei starker Sonnenbestrahlung schnell auf und bei kalten Außentemperaturen kühlen sie entsprechend schnell wieder aus. Folglich muß, um schlecht gedämmte Dachetagen bewohnen zu können, im Winter hier mehr geheizt werden, im Sommer wird es unerträglich heiß. Als Gesamtkonstruktion (als von Dach- und Fußbodenfläche umbauter Raum) wirken Dachgeschosse als Dämmung des darunterliegenden Hauses nach oben und verhindern das schnelle Auskühlen bzw. Aufheizen des übrigen Hauses. Dachgeschosse wirken so als 'Puffer' gegen schnelle Temperaturschwankungen und sind für eine ausgeglichene Klimatisierung des Hauses vorteilhaft. Für Wohnnutzung ausgebaute Dachgeschosse wird heute der sogenannte sommerliche - und winterliche Wärmeschutz über die Dämmung der Dachflächen und die materiellen Eigenschaften der

verwendeten Dämmmaterialien hergestellt (vgl. Kap. 10.4).

Das Haus kann auch geteilt werden

Das von Wolfgang Voigt beschriebene 'Durcheinanderwohnen' (vgl. Voigt, W. 1988, 26) deutet bereits einen Vorteil des Hausgrundrisses des Bremer Reihenhauses an. Kleinere Haushalte können diesen Hausgrundriss auch teilen. Aber entgegen des beschriebenen Durcheinanderwohnes von mehreren Familien über die Etagen verteilt, ist der Hausgrundriss in zwei abgeschlossene Wohnungen teilbar, in eine, die dann aus Hochparterre und Souterrain besteht und eine zweite aus Oberhaus und Dachetage. Damit müßten veränderte Lebenslagen wie z. B. einfach nur der Auszug der Kinder nicht dazu führen, ein dann zu großes Haus bewirtschaften zu müssen oder durch Veränderung der Einkommensverhältnisse das Haus sogar aufgeben zu müssen.

Diese Möglichkeit der Teilung eröffnet die Lage des Treppenflures vorn an der Straßenfassade und die Lage der Hochparterretreppe im Hausflur.

Für die Teilung sind zwei Varianten denkbar.

Teilung des Hauses mit gemeinsam genutzter Haustür

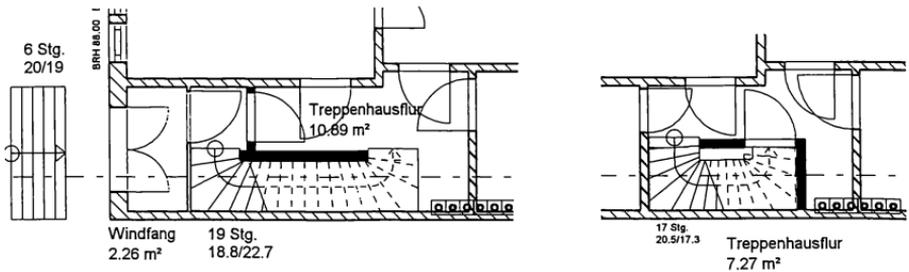


Abb. 51: Teilung des Hauses im Hochparterre und Oberhaus mit gemeinsam genutzter Haustür

So kann hinter dem Antritt der Treppe eine Wohnungstür eingebaut werden, wozu die Tür ins Empfangszimmer verschoben oder besser etwas ins Haus verschoben werden müßte. Zusätzlich würde eine Wand entlang der Treppe bis zum Austritt der Souterraintreppe eingezogen werden. Ebenso würde im Oberhaus eine Wand entlang des Treppenloches vor Kopf der Treppe des Hochparterres erstellt werden. Vor dem Austritt dieser Treppe wäre die Wohnungstür der oberen Wohnung einzubauen.

Nachteil dieser Variante ist die direkt hinter der Wohnungstür der oberen Wohnung beginnende, abwärtsführende. Vorteilhaft ist, daß beide Wohnparteien das Haus über die Haustür betreten und verlassen können.

Teilung über die zwei Hauszugänge

Als zweite Variante besteht die Möglichkeit, den Souterrainzugang als Wohnungseingang zur unteren Wohnung zu machen. Das ist die Variante mit dem geringsten

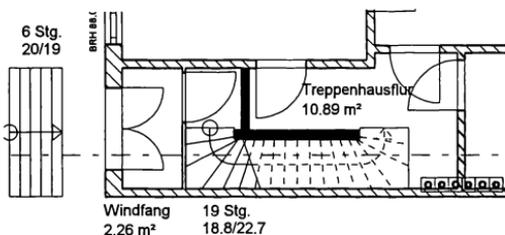


Abb. 52: Teilung des Hauses über die zwei Zugänge von der Straße

Aufwand, da hier dann im Hochparterre nur die Wand an der Treppe entlang und der Verschluss des Zugangs zum hinteren Teil des Hausflures hergestellt werden müssten. Der Nachteil dieser Variante ist der Wohnungszugang zur unteren Wohnung über eine unterhalb des Straßenniveaus liegende Wohnungstür, den Dienstbotenzugang.

8. Der Grundriss des Bremer Reihenhauses spart Wohnfläche und Baukosten

Indem Reihenhäuser wie das Beispielhaus flächensparende rechteckige Zimmer im Hausgrundriss an einem ebenso mit geringem Flächenbedarf auskommenden Treppenflur organisieren, wird auch die Hausgrundfläche ökonomisch genutzt. Da die Bremer Reihenhäuser zudem nicht breiter als notwendig und so tief wie möglich sind und an langen Außenwänden, den Haustrennwänden gereiht werden, kommen sie außerdem mit wenig der in Herstellung und Erhaltung aufwendigen Fassadenfläche aus, wie auch die geringe Fassadenfläche gleichzeitig als geringe Außenfläche mit entsprechend geringem Energieverbrauch, also niedrigen Betriebskosten einher geht.

Im Gegensatz zu Haustrennwänden müssen massive Fassaden nicht nur den statischen Anforderungen genügen, sondern gleichzeitig einen ausreichenden Wärmeschutz bieten. Aus diesem Grund führte der Massivbau der Gründerzeit die Fassaden dicker aus. Zusätzlich müssen Fassaden auch von Außen verputzt und in der Regel mittels Schmuck im Aussehen gefällig hergestellt werden. Nimmt man zum Vergleich, Schmuckwerk beiseite lassend, an, daß Haustrennwände und Fassade als gleichstarke Massivwände erstellt werden, die Fassade aber zusätzlich mit einem verputzten Wärmedämmverputzsystem (WDVS) versehen werden muß, so kann für einen Kostenvergleich eines Reihenhauses mit einem einzeln stehenden Haus der Preis eines WDVS als Mehrpreis pro m² angenommen werden. Hierzu wird der Preis für 12cm Polystyrol mit mineralischem Putz ohne Einrüstung mit 95,- € für den m² angenommen (vgl. Gerlach u.a. 1995, 87).

Die Fassadenfläche des Beispielhauses vorne und hinten kommt auf 124,5m², die Fläche der Haustrennwände, die des Souterrains werden zur Hälfte angerechnet, auf 253m². Das Reihenhause hat also nur ein Drittel der Fassade eines einzeln stehenden Hauses mit gleichem Raumangebot. Somit käme ein einzeln stehendes Haus mit 378m² Fassadenfläche auf Herstellungskosten von 35.874,- € für das WDVS, das Reihenhause mit 124,5m² hingegen nur auf einen Herstellungspreis von 11.827,50 €. Der Bau eines Reihenhauses gleichen Raumangebotes würde somit nur für die Herstellung der Fassade, also ohne Berücksichtigung der damit einhergehenden regelmäßig anfallenden Kosten für die notwendige Erhaltung, 24.046,5 €

an Herstellungskosten sparen.

Schmale, rechteckige Hausgrundrisse, die gereiht werden sparen bei geringer Außenwandfläche ohne im Hausgrundriss auf Qualitäten verzichten zu müssen erhebliche Herstellungs-, Erhaltungs- und gleichzeitig auch Betriebskosten. Es darf nicht vergessen werden, daß auch gut gedämmte Fassaden Wärmeverluste haben, die bei Haustrennwänden nicht anfallen. Kleine Außenwandflächen sparen also dreifach, indem sie nur geringe Herstellungs-, Erhaltungs- und Betriebskosten verursachen!

Das Bremer Reihenhaus und die Haushufenerweiterung

„Und die kleinste Einheit in der Hierarchie der Weiterungen des sozial verstandenen Lebensraumes, dem die materielle Ausstattung und Verfügung nur Grundlage ist, beschränkt sich nicht auf das Innenhaus. Wie sonst sollte man hinauskommen, Kontakte und Konflikte eingehen und auch Hilfe, Ergänzung, Information einholen können? Die Verfügung über Innenhaus und Außenhaus ist eine der minimalen Voraussetzungen zur verbindlichen Eroberung des Quartiers.“ (Hülbusch, I.M., 1978, 7)

So gehört zur Betrachtung des Bremer Reihenhauses genauso das Außenhaus, das Hausgrundstück, die Hufe und der dazugehörige Siedlungsgrundriss, der Haushufenerweiterung. Denn der Alltag der BewohnerInnen findet im Innen- und Außenhaus statt, so daß als Voraussetzung für die Ökonomie der häuslichen Produktion beide Grundrisse für sich und gleichzeitig ergänzend vorteilhaft überlegt sein müssen.

Graphik und Grundrisse

Die Betrachtung des Zimmer- und Hausgrundriss zeigte, das das schlichte Rechteck, das graphisch eher weniger her macht, als Kreise und Quadrate für den Gebrauch jedoch Qualitäten bereithält. Jaques Leqoc verglich einmal Kreis und Rechteck so:

„Die Spielfläche muß notwendigerweise ein Rechteck und kein Kreis sein, denn der Kreis erlaubt nur eine wirkliche Bewegung: Die Drehung! (Die Architektur des Pariser Funkhauses beweist das!) Oder es drängt sich ein Ritual auf, nämlich das Feuer in der Mitte, an dem alle teilhaben, die darum herumsitzen. Deshalb ist es in einem Rund so schwer, Theater zu spielen. Die Manege im Zirkus ist für Pferde und nicht für Menschen gemacht, in ihr ist keine Dynamik möglich. Umgekehrt erlaubt das Rechteck alle großen, dynamischen Wege, die Geraden, die Parallelen und die Diagonalen, die eine Vielzahl von dramatischen Möglichkeiten freisetzen und strukturieren.“ (Jaques Leqoc, 1997, 184)

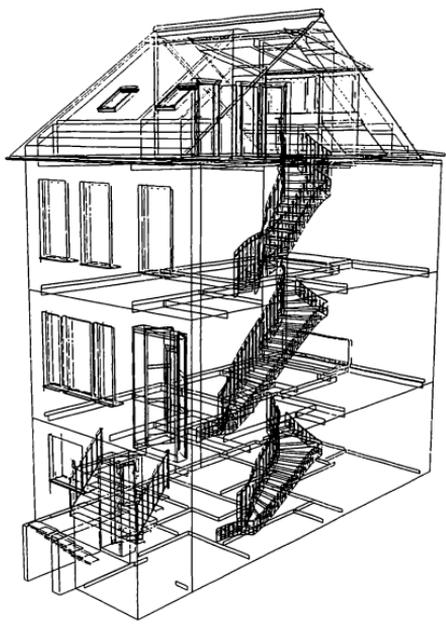
Auch Siedlungsgrundrisse sollten viele Gelegenheiten und Wegemöglichkeiten für den Alltag der BewohnerInnen bereithalten. Der Siedlungsgrundriss ist kommunaler Bestandteil des Außenhauses (vgl. Hülbusch, I.M., 1978) und wichtiger Bestandteil der Organisation des Hauses und damit der häuslichen Produktion.

9. Das Bremer Reihenhaus: in Holz - Ein Plan für Pläne

„Wenn wir als PlanerInnen nicht ständig alles neu erfinden wollen (vgl. Wolfe, T., 1990), dann ist die Beschreibung und Analyse gebauter Vorbilder die Voraussetzung, „damit

der Plan die Absichten (Ziele) durch den Gebrauch der adäquaten Mittel möglich macht“ (Hülbusch, K.H., 1991 Notizbuch 23, I). Das Abbilden und Verstehen der Typen und ihrer ökonomischen und ideologischen (professionellen) Voraussetzungen und Bedingungen ist notwendig, damit die planerische Übertragung und Nachahmung gelingt. Dazu folgt der genauen Beschreibung und Analyse die Interpretation (Ikonologie), bei der neben dem Material auch kontextualisierendes Wissen und Erfahrung der vorgeleisteten Arbeit (nicht nur der Freiraumplanung (bzw. hier nicht nur der Architektur, Anm. d. Verf.)) hinzugezogen wird. Die Interpretation ist von der planerischen Frage geleitet, ...“ (Beekmann, H. u.a., 1996, 57)

Wie baut man ein 'tüchtiges' Haus. Die Gebrauchsfähigkeit des Geplanten bzw. die Qualitäten sind immer auch gleichbedeutend mit der 'Effizienz' der angesetzten Mittel und damit auch mit der Sparsamkeit im Bauen. Wie das Beispiel des Bremer Reihenhauses und des dazugehörigen Siedlungsgrundriss der Haushufenerweiterung zeigt, hat Sparsamkeit mit Geiz nichts gemein. Interessant ist, daß die Planung dieser Häuser auch der geometrischen Form, der des sparsamen Rechtecks folgt, die Lecoq als für den Gebrauch vorteilhafte Grundrissfläche für die Bühne beschreibt (vgl. Lecoq, J., 1997, 184f). In Form der festen und mobilen Ausstattung der Häuser finden wir das Rechteck in der Grundfläche des Schrankes und dem schmalen hohen Fenster, in Zimmer-, Haus- und Siedlungsgrundriss wie in der materiellen Herstellung der hölzernen Konstruktionen, z.B. als Querschnitt der Deckenbalken und Sparren und der Rahmenhölzer von Schrank, Fenster und Türen. Die zugrundeliegende Regel lautet:



- so schmal wie möglich, um Material- und Flächenbedarf gering zu halten
 - und gleichzeitig so tief wie es für die Nutzung von Vorteil ist.

Auch Variationen der Regel, wie eine quadratische Kammer oder eine kurze Straße verändern nicht die Regel, sondern bestätigen diese vielmehr. Den Überlegungen zur vorteilhaften Möblierung folgen die Breiten der Zimmer ebenso, wie die größte Zimmerbreite zusammen mit der schmalen Hauserschließung die Breite von Haus und Hufe bestimmen. Dabei sind die Maße nicht erfunden oder irgendwie beliebig festgesetzt, sondern folgen den Gegenständen, den Möbeln und festen

Abb. 53: Die Zimmer, der Treppenfur und die Etagerie – der Hausgrundriss des Bremer Reihenhauses

Ausstattungsgegenständen ebenso wie in den Zimmer- und Hausgrundrissen bewährten Hausorganisationen und der Siedlungsorganisation aus dem Gebrauch im

Alltag enthaltenen praktischen Erfahrungen. Die Haushufe, die nur so breit wie das Haus ist, gibt ohne Geiz oder Vergeudung Vorgarten und Hof am Haus Platz, und sichert als Konstituierende der Haushufenerweiterung (vgl. Beekmann, H., u.a., 1996) Organisation von Haus und Hof den dafür notwendigen Platz in der Siedlung. Gleichzeitig ermöglicht die Hufe die Organisation vieler ähnlicher Häuser in einem sparsamen Quartiersgrundriss.

Die eingehende Betrachtung des Hauses zeigt, wie die Materialeigenschaften von Holz vorteilhaft in mobiler und fester Ausstattung und der Konstruktion der Decken und Dächer im Hausbau Verwendung finden. Einerseits als Baustoff, der durch eine weitreichende Vorfertigung einen - schnellen - und durch die sofortige Benutzbarkeit nach der Verarbeitung (das z.B. die Rohbaudecken während des Richtens bereits zum Einstellen von Baumaterial genutzt werden können) – einen rationellen – Hausbau ermöglichen. Die genaue Betrachtung des Bremer Reihenhaus zeigt, daß die bewährte Organisation von Haus und Hof (vgl. Böse, H., 1991), Innen- und Außenhaus (Hülbusch, I.M., 1978) (Hülbusch, K.H. 1996, Beekmann, H. u.a. 1996, etc.) und deren Planung dem vorteilhaften Gebrauch wie der Sparsamkeit im Bauen Beachtung schenkt. Der Holztafelbau macht die Vorfertigung für den Rohbau der Wände und den Vorteil 'dünner' Wände des Skelettragwerks für ökonomisch erstellte Hausgrundrisse möglich. Auch zum Bau der Außenwände des Bremer Reihenhaus die Vorteile des gewachsenen Baustoffes Holz zu nutzen, ist, schaut man das übrige Haus in Holz an, nur folgerichtig. Das Bremer Reihenhaus in Holz ist nicht nur als einzelnes Haus kostengünstig herstellbar, sondern bringt ebenso die Voraussetzungen für eine weitreichende Autonomie im 'Hausen' (vgl. Hülbusch, I.M., 1978) mit und schafft damit auch die Voraussetzungen zur 'Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum' (vgl. Pröpper, Regina, 1995) für die BewohnerInnen. Hausgrundrisse, die sich im Quartiersgrundriss ergänzen, können zur Steigerung der 'Lebens- und Entwicklungskraft' von Städten beitragen (vgl. Stübgen, J., 1907, 396). Folgerichtig besteht seitens der Städte ein berechtigtes Interesse, einen solchen Plan für die Pläne der BewohnerInnen vorzuhalten, zum beiderseitigen Vorteil, der, dem Ausgangsziel entsprechend, letztendlich immer der Nutzen der BewohnerInnen von Städten ist.

Literaturverzeichnis

- Adorno, T.W.**, 1965, Funktionalismus heute, aus: Opel, A u. Valdez, M., 1990 Alle Architekten sind Verbrecher, Loos und die Folgen, Wien
- Appel, A.**, u.a., 1994/ 95, Das Maß der Dinge, Notizbuch 46, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Bäuerle, H.**, Theiling, Chr., u.a., 1996, Bremer Reihen, Notizbuch 44, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Bäuerle, H.**, u.a., 1994, Vom Regen in die Traufe, Notizbuch 33, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Beekmann, H.**, u.a., 1996, Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen, Projektarbeit am FB 13, GHK Kassel
- Beekmann, H.**, u.a., 2001, Planen in unmöglichen Vorgaben, PlanerInnenseminar der AG Freiraum und Vegetation
- Behrens, P.**, 1918, Vom sparsamen Bauen, Verlag der Bauwelt, Berlin
- Bekeszus, K.**, u.a., 1995, Blockrand und Stadtrand, Notizbuch 37, Hrsg. AG Freiraum und

Vegetation, Kassel/ Bremen

- Biegler, H.J.**, 1979, Alltagsgerechter Mietwohnungsbau, Diplomarbeit am FB 12/ 13 Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel
- Borsch – Laarks, R.**, u.a., 1998, Planungshandbuch – Informationen für Architekten, Fa. Isofloc (Hrsg.),
- Böse, H.**, 1981, Die Aneignung von städtischen Freiräumen, Diplomarbeit in Heft 22, Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung, GH-Kassel
- Böse, H.**, u.a., 1989, Nachlese: Freiraumplanung, Notizbuch 10, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Böse-Vetter, H.**, u.a., 1991, Worpsswede und umzu, Notizbuch 25, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Böse-Vetter, H.**, u.a., 1999, Gute Baugründe, Notizbuch 54, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Boudon, P.**, 1971, Die Siedlung Pessac – 40 Jahre Wohnen a Le Corbusier, Bauwelt Fundamente
- Braun, U.**, u.a., 1991, Von Haus zu Haus, Notizbuch 23, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Cramer, J.**, u.a., 1982, Das Bremer Haus, Sparkasse Bremen
- Die neue Quadriga 6/** 1999, Verlag Kastner, Wolnzach
- Die neue Quadriga 1/** 2000, Verlag Kastner, Wolnzach
- Die neue Quadriga 2/** 2000, Verlag Kastner, Wolnzach
- Die neue Quadriga 3/** 2000, Verlag Kastner, Wolnzach
- Die neue Quadriga 6/** 2001, Verlag Kastner, Wolnzach
- Die neue Quadriga 4/** 2002, Verlag Kastner, Wolnzach
- Die neue Quadriga 6/** 2002, Verlag Kastner, Wolnzach
- Duden**, 1961, Der große Duden, Dudenverlag Mannheim
- Duden**, 1974, Das Fremdwörterbuch, Dudenverlag, Mannheim
- Engelmohr, M.**, u.a., 2002, Über kurz oder lang, Notizbuch 59, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Frick, u.a.**, 1987, Baukonstruktionslehre, Teil 1, Teubner Verlag, Stuttgart
- Fritzen, K.**, u.a., 1990, Holzrahmenbau Praxis – Planung, Beispiele, Kosten, Bruderverlag Karlsruhe
- Gelken, B.**, u.a., 1999, Buchstützen, Notizbuch 51, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Gerlach, R.**, u.a., 1995, Baukosten `95/ 96, Verlag Hubert Wingen, Essen
- HBO** 1997, Hessische Bauordnung, Behörden und Industrieverlag GmbH Dreieich
- Hegemann, W.**, 1930, Das steinerne Berlin, Bauwelt Fundamente
- Heinemann, G.**, Pommering, K., 1989, Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume, Notizbuch 12, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Helmrich, B.**, u.a., 1991, Der ideale Wurf, Notizbuch 22, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Herzog, Natterer, Volz** 1996, Holzbauatlas 2, Arbeitsgemeinschaft Holz, Düsseldorf
- Hose, G.**, 1983, Verschiedene Reihenhaustypen, Ihre Vorteile und Nachteile, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Hüllbusch, I.M.** und K.H., 1983, Reihnhaus und Freiraum in db 2/ 83, Deutsche Bauzeitung
- Hüllbusch, I.M.**, 1978, Innenhaus und Außenhaus, Diplomarbeit an der OE Architektur – Stadt- und Landschaftsplanung, GH Kassel
- Hüllbusch, K.H.**, 1991, Notizbuch 23, I, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ HB

- Hüllbusch, K.H., 1996, Die Straße als Freiraum in Stadt und Grün 4/96
- Jacobs, J., 1963, Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Bauwelt Fundamente
- Koch, W., 1991, Kleine Stilkunde der Baukunst, Orbis Verlag
- Leqoc, J., 1997, Der poetische Körper, Alexander Verlag, Berlin
- Mannes, W., 1979, Technik des Treppenbaus, Deutsche Verlags-Anstalt
- Monard, M., 1978, Gebrauchswerte der Wohnung, Diplomarbeit am FB 12/ 13 Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel
- Münter, U., u.a., 1997, Platz der Leute – Platz der Architekten, Projektarbeit FB 13, GHK
- Muthesius, H., 1918, Kleinhaus und Kleinsiedlung, Verlag F. Bruckmann, München
- Muthesius, S., 1990, Das englische Reihenhause, Verlag Langewiesche Nachf.
- Nadolny, Sten, 1990, Das Erzählen und die guten Absichten, Piper Verlag, München
- Neufert, E., 1984, Bauentwurfslehre, Handbuch, Verlag Vieweg & Sohn, Braunschweig
- Priester, K., 1912, Bremische Wohnhäuser um 1800, Verlag Franz Leuwer, Bremen
- Scharla, L., 2002, Fachwerk, Hausbauart mittelalterlicher Städte und Dörfer, Projektarbeit am FB 12/ 13 Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel
- Schneider, K.-J., u.a., 1992, Bautabellen, Werner Verlag
- Stein, R., 1970, Das Bürgerhaus in Bremen, Wasmuth Verlag, Tübingen
- Sterling OSB, 2003, www.sterlingosb.de
- Theiling, Chr., 1996, Reihenhausestadt – von Handwerkerhäusern, Architektengebäuden und Zeilen in Bremen, Diplomarbeit FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel, veröffentlicht in Bremer Reihen, Notizbuch 44, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Turner, John.F.C., 1978, Verelendung durch Architektur (Housing by People), Rowolth Verlag, Hamburg
- Voigt, W., 1992, Das Bremer Haus 1880 – 1940, Schriftenreihe des Hamburger Architekturarchivs, Verlag Junius, Hamburg
- Volz, H., 1996, Von der Hufe zum Block, Diplomarbeit am FB 12/ 13 Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel
- Winter, Stefan 1997, Grundlagen des Brandschutzes in Informationsdienst Holz
- Wolfe, T., 1984, Mit dem Bauhaus leben, Verlag Anton Hain, Meisenheim
- Zimmer, U., 1998, Die Alimentation des billigen Entwurfs, Diplomarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel

Robert Plath

'Wohn-Dichte Zwei Komma Null' - Brauchbarkeit Null Komma Nix²

In meiner Diplomarbeit mit dem Titel „Siedlungserweiterung an Ausfallstraßen und ihre Folgen“ (PLATH, R. 1996) habe ich verschiedene Formen der Erweiterung an Ausfallstraßen miteinander verglichen, und zwar immer im Hinblick auf die Brauchbarkeit und die Sparsamkeit der Erweiterung für die kommunale und die private Ökonomie. Die verschiedenen Siedlungsformen, also Hufen-, Block- oder Wohntrabanten-Erweiterungen haben unterschiedliche Folgen für die Bedeutung der Aus-

² Redaktionell bearbeiteter Vorlesetext zur mündlichen Diplomprüfung am 8.02. 1997

fallstraße. Die Wirkungen reichen von der Straßenerweiterung mit Hufen bis zur Stadtautobahn, die verschiedene Trabanten miteinander und mit der City verbindet. In der Arbeit habe ich aufgezeigt, wie wichtig die Reihung vieler Haustüren an der Straße und weiter die Reihung vieler Seitenstraßen an einer Hauptstraße bzw. Ausfallstraße ist. Neben einer guten Durchlässigkeit und Erweiterbarkeit wird damit besonders eine hohe Häuserdichte, wie Christina Anna Vetter es 1992 nannte, und weiter eine hohe Erschließungsdichte erreicht. Häuserdichte geht vom einzelnen Haus, von der kleinsten Einheit aus, die dicht aneinandergereiht werden. Der Begriff Häuserdichte umschreibt neben einem flächensparsamen Bauen, also einer kommunalen sowie privaten Sparsamkeit, besonders die Qualitäten eines Hauses. Voraussetzung ist die Verfügung jedes Einzelnen über ein vollständiges Haus mit Innenhaus und Außenhaus (vgl. HÜLBUSCH, I.M. 1978) und dass die Häuser an der Straße liegen. Neben dem Platz zur Werkstellung und Bewältigung der alltäglichen Arbeit, dem Hausen, geht mit der Haustür an der Straße die Zuständigkeit und die Verfügung für die Straße einher. Darüber wird dann die Öffentlichkeit der Straße hergestellt, sie wird zum sozialen Ort mit vielen Nutzungen. Es ging in meiner Diplomarbeit also um den Nachweis und das Verstehen der in quantitativen Merkmalen enthaltenen Qualitäten für eine sparsame und brauchbare Siedlungserweiterung. Während dieser Debatten über die Häuserdichte und Erschließungsdichte stieß ich im Grauen Raum auf eine Broschüre von Imke Bonin mit dem Titel:

„Wohn-Dichte Zwei Komma Null“

Scheint ja ein Text zu sein, der Dichte debattiert, dachte ich und blätterte die verlangten 10 DM auf den Tisch. Anstatt erst einmal in der Broschüre zu blättern, was mir wahrscheinlich die Ausgabe von 10 DM erspart hätte. Und mittlerweile habe ich sie auch gelesen. Und damit ich nicht alleine darunter leiden muss, sollt ihr heute auch einen Teil davon abbekommen. Als erstes werde ich Euch etwas über den Aufbau und die ‚Methode‘ der Broschüre erzählen. Vor dem Hintergrund wird Bonins Auswertung der von ihr gelieferten Beispiele verständlicher. Und die Frage, was die Autorin mit dieser Broschüre vorhatte. Am Ende widme ich mich der Frage, worauf es denn überhaupt nur ankommen kann bei einer Debatte über städtische Dichte.

Zum Aufbau der Broschüre

Die Abfolge der Kapitel ist folgende: am Anfang steht eine Begriffsdefinition verschiedener Dichte-Begriffe, gefolgt von dem Kapitel „Argumente“, in dem verschiedene Meinungen zur Dichte kundgetan werden. Den Hauptteil der Broschüre bildet ein Beispiels-Katalog von dreizehn überdurchschnittlich dichten Geschosswohnungsbauten. Das folgende Kapitel wird „Auswertung“ betitelt. Die Broschüre endet mit einem einseitigen Fazit. Ich beginne mit einem Zitat aus der Broschüre:

„Der Ausgangspunkt dieser Arbeit ist die Notwendigkeit flächensparender Stadtentwicklung, die für einige Städte unseres Kulturkreises auch in Zukunft die Planungsaufgaben bestimmen wird.“ (S.7)

Ab dem nächsten Satz wird nur noch von der Notwendigkeit zum Geschosswohnungsbau bzw. von den Schwächen anderer Bauformen gesprochen, an denen „die Nachteile durch Funktionsentfremdung und durch den Verlust der traditionellen Stadträume“

offensichtlich wurden. Die Absichtserklärung in der Einleitung,

„dass die Beschäftigung mit neuen, überdurchschnittlich dichten Geschosswohnungsbauten darüber Aufschluss geben (soll), mit welchen städtebaulichen und architektonischen Mitteln die Nachteile der hohen Bodenausnutzung minimiert werden können“

(S. 7)

sagt schon, wohin die Reise gehen soll: Der Geschosswohnungsbau, besonders der überdurchschnittlich dichte, ist unvermeidbar für eine flächensparende Stadtentwicklung. Leider hat er noch einige Schwächen. Aber erfreulicherweise gibt es bereits einige neue Beispiele, an denen uns die Autorin darüber Auskunft geben wird, wie auch diese Schwächen minimiert werden können. Damit jedeR diese Ausführungen verstehen und davon profitieren kann, wie Eichenlaub im Vorwort ankündigt, und zwar nicht nur praktizierende ArchitektInnen, PlanerInnen und Hochschulen, sondern auch Kommunen und Bauträger, ist am Anfang dieser Broschüre ein Sprachkurs eingefügt. Unter der Überschrift: „**Dichte ist nicht messbar**“ werden die verschiedenen Dichte-Begriffe vorgestellt und die Werte benannt, nach denen sie gemessen werden:

- Siedlungsdichte EW/km²
- Wohndichte EW/ha Wohnbauland
- Wohnflächenziffer m²/EW
- sowie GFZ, GRZ und BMZ (Baumassenzahl), die ebenfalls gemessen werden.

Dazu kommen weitere nicht weiter definierte Dichten wie BesucherInnendichte, Bewegungsdichte, Interaktionsdichte oder Soziale Dichte und Zeichendichte, wobei nicht erklärt wird, ob damit Verkehrszeichendichte oder Graphitti gemeint ist. Später im Text kommen dann noch die Begegnungsdichte, die Erlebnisdichte und die Dichtewirkung dazu. Die Dichterin ist der Meinung, diese Benennung der Begriffe sei notwendig für das weitere Verständnis der Arbeit. Außer der GFZ und der Dichtewirkung tauchen sie dann aber kaum noch oder nur am Rande auf. Das nächste Kapitel steht unter der Überschrift:

Argumente für (und gegen) Dichte.

Diese sogenannten Argumente sind Phrasen wie: „Dichte erschwert den Luftaustausch“ (S.22), was ohne weitere Erklärung aber statt dessen mit zwei Skizzen von Le Corbusier steht, nach dem Motto: der große Corbu ist Argument genug. Oder: „Dichte schafft Identität durch Nähe“, wozu sie dann ausführt, dass es „zur Identifizierbarkeit des Wohnumfelds (...) eine differenzierte, maßstäbliche Gestaltung und ein Stück Individualität“ braucht (S. 24), was immer uns die Dichterin damit sagen wollte. Schön ist auch: „Dichte und hohe Häuser sparen Versiegelung“ (S.22) - ich gebe zu letzterem nur den Hinweis auf die gegenteilige Beweisführung durch Henrike Mölleken 1994, Peter Kirsch 1993, Jörg Kulla 1995 und Collage Nord 1994. Der Autorin kommt es nicht darauf an, mit diesem Sammelsurium an „derzeitiger-Stand-der-Wissenschaft“-Argumenten irgendeine prüfbare Position zu beziehen, sondern es geht ihr erst einmal darum aufzuzeigen, mit was für möglichen Argumenten oder Einwänden für oder gegen den dichten Geschosswohnungsbau aus welcher ideologischen Ecke zu rechnen ist.

„Es ist unmöglich, zur Dichte eine eindeutige Position zu finden, (...). Die Sortierung nach den verschiedenen Blickrichtungen der Ökonomie, der Ökologie, der Lebensqualität und der Stadtbaukunst kann den Überblick erleichtern, wird jedoch nie eindeutig.“ (S. 19)

Übersetzt heißt das, dass es völlig egal ist, was an pro und kontra kommt und das darauf auch nicht allzu viel zu geben ist, denn sie sind doch nur Ausdruck der jeweiligen Ideologie. Um eine Bewertung der Argumente ging es ohnehin nicht, das Sammeln stand im Vordergrund. Doch dazu später mehr, erst mal weiter in der Broschüre. Es folgen:

Die Beispiele.

Und die beginnen erst einmal mit einer Einführung in die „Methode der Sammlung und Beschreibung“ selbiger bzw. den Auswahlkriterien dafür, die ich jetzt vorlesen werde, denn sie sind es wert. Die Auswahlkriterien sind:

- Eine bauliche Dichte oberhalb der im Regelfall anzusetzenden GFZ von 1,2
- Unterschiedlichkeit der Baustruktur
- Beschränkung auf den deutschsprachigen Kulturkreis (als einzige Ausnahme zeigt ein japanisches Beispiel von einem holländischen Architekten die max. Verdichtung von Einfamilienhäusern) (S. 26)

So so, deutschsprachiger Kulturkreis. Bei soviel deutscher Kultur werde ich ja ganz sprachlos. Die Auswahlkriterien sind ja schon beachtlich, die Methode, zumindest was die Autorin Methode nennt, setzt dem locker noch eins obendrauf:

„Nicht die Vergleichbarkeit der Beispiele war das Ziel der Zusammenstellung, sondern die Sammlung möglichst vielfältiger städtebaulicher und architektonischer Erscheinungsformen des verdichteten Geschosswohnungsbaus.“ (S. 26)

Scheint ja ne große Sammlerin zu sein, die Bonin. Erst werden Definitionen, anschließend Argumente und dann architektonische Erscheinungsformen gesammelt. Aber sammeln als Methode einer wissenschaftlichen Arbeit zu titulieren ist schon dreist. „Der Begriff Methode“, so die Soziologen Berger und Kellner, „bezieht sich nicht auf die von Soziologen verwandte Forschungstechnik‘ sondern auf die Logik ihrer wissenschaftlichen Untersuchung.“ (BERGER/KELLNER 1984: 7). Und zu einer wissenschaftlichen Untersuchung gehört auch immer eine Frage, oder wie Kiwi sagte:

„Wer keine Fragen aufwirft, kriegt auch nichts heraus.“ (HÜLBUSCH, K.H. 1986: 64)

Die Autorin jedoch hat bis zu diesem Zeitpunkt und auch im weiteren Verlauf der Broschüre keine Fragen an den Gegenstand der Untersuchung gestellt und auch keine Thesen über ein mögliches Ergebnis der Untersuchung genannt. Statt dessen werden von Anfang an ungeprüft übernommene und zum Teil schlichtweg unwahre Behauptungen aufgestellt, oder, wie Jane Jacobs (1961) schrieb:

„...ein Riesengebäude ausgefüllter und komplizierter Dogmen auf der Grundlage eines Unsinn entwickelt.“ (ebenda: 16)

Ich erinnere an die geringere Versiegelung oder den erschwerte Luftaustausch. Die Methode der Autorin ist, ohne Methode Material zu sammeln, was dann davon ablenken soll, dass es keine Methode gibt. Das Sammeln ersetzt die Methode und täuscht Wissenschaftlichkeit vor¹ mit der die Propaganda für den hochverdichteten Geschosswohnungsbau getarnt werden soll. Und das schafft sie, ohne eine Frage zu stellen. Heraus kommt dabei ein Argumentationshilfe-katalog, der das ist, was

FYNN in „Hallo, Mister Gott, hier spricht Anna“ als die Antworthälfte auf nicht-gestellte Fragen bezeichnet. Ich zitiere aus Fynn:

„Überhaupt beschloss Anna, die gesamte Sprache aufzuteilen in eine Fragehälfte und in eine Antworthälfte. Die Fragehälfte war die wichtige. Denn hatte man sie nicht, entfiel die andere Hälfte sowieso. Fragen war aufregend und manchmal riskant. Und man wusste nie genau, wohin sie einen führten. Das aber war das Problem, wenn es etwa um Schule und Kirche ging. Solche Institutionen betrachteten offenbar die Antworthälfte als die wichtigere. Es war in höchstem Maß ärgerlich, welche vorfabrizierten und unbedenklich immer weiter benützten Antworten man dort vorgesetzt bekam, selbst wenn sie sich schon seit langem als falsch erwiesen hatten. (FYNN, (1974)1995:135)

In der Broschüre werden also erst Antworten auf nicht gestellte Fragen gegeben und anschließend werden Beispiele aneinandergereiht, aber nicht, um sie miteinander zu vergleichen und zu bewerten. Die sogenannte Beschreibung der Beispiele liest sich viel mehr wie ein Hohelied auf die moderne Architektur:

„In der Bandbreite der städtebaulichen und architektonischen Mittel, mit denen zwischen Dichte und Wohnqualität ein Ausgleich gesucht wird, zeigt sich die Kreativität der Architektinnen.“ (S. 25)

Als Beleg der Kreativität der Autorin, die Inhaltsleere ihrer Beschreibung hinter möglichst unverständlichen Worthülsen zu tarnen, einige kurze Auszüge aus der Beschreibung der Beispiele:

S. 32: „Eine südländische Atmosphäre ist denkbar. Die Übersetzung vorgefundener Baustrukturen aus der Umgebung in eine moderne Architektursprache schafft neue Qualitäten, die in anderen Bebauungen ähnlicher Dichte nicht erreicht werden.“

Die Baustruktur wird also übersetzt aus dem deutschsprachigen Kulturkreis in die Architektursprache. Heraus kommt der nächste Auszug:

S. 30: „Individuelles, introvertiertes wohnen in hoher Verdichtung, gestalterisch zusammen gefasst.“

S.55: „Für die Erträglichkeit der Enge ist vermutlich der tendenziell öffentliche Charakter der Brücken, Plätze und Erschließungswege günstiger, als es mit reiner Wohnnutzung möglich gewesen wäre. Die soziale Kontrolle wäre sonst wohl etwas zu stark für eine städtische Lebensform.“

Für die Unerträglichkeit dieser Broschüre ist vermutlich der tendenziell zunehmende Unsinn in den Texten verantwortlich. Die Beschreibung liest sich wie eine Sammlung von Beipackzetteln, wie Architekten sie zusammen mit Entwurf und Modell bei einem Wettbewerb einreichen. Schlagworte wie Urbanität, Zersiedelung, Versiegelung, Wohnqualität, Begegnungsdichte, Belichtung bzw. Besonnung, südländische Atmosphäre, Individualität, Identifikation usw., die als Argumente für den Geschosswohnungsbau dienen sollen, kommen genauso als Phrasen daher wie Licht, Luft, Sonne, Funktional oder Non-Bourgeoise der Bauhäusler. Eins ist gegen das andere austauschbar und alle sind wieder gegen etwas neues austauschbar, ist ganz egal. Jede neue Mode ersetzt die letzte, Hauptsache innovativ. Permanent wird die Stunde Null erfunden

„und im Saal blieb keine Großhirnrinde unentrollt. oh, so einfach! Oh, so schön...: als hätte zum ersten Mal die Sonne ins finstere Hirn gestrahlt. Mein Gott! - bei Null anfangen!“ (Wolfe, Tom (1981)1993:18)

Nach den Beispielen wird ein **Verkaufsargumente-Katalog** vom feinsten für diesen

Hochverdichteten Geschosswohnungsbau aufgeblättert, eine weitere Sammlung, diesmal von sogenannten Maßnahmen. Einige Zitate aus diesem Katalog, der als Auswertung bezeichnet wird:

„Die Kombination von unterschiedlich hohen Gebäuden kann unter Umständen, bei geeigneter Zuordnung, von den massiveren Gebäuden ablenken, vor allem dann, wenn nicht genügend Abstand da ist, um die gesamten Geschosse zu überblicken.« (S. 72)

„Wenn die Freifläche entweder am Weg zum Treppenhaus liegt oder mit Abstell- und Werkräumen, Wäschetrockenräumen und anderen Nutzungsanlässen ausgestattet ist, wird die Begegnung mit den Nachbarschaften gefördert und so die Grundlage für Absprache über die Nutzung und Gestaltung gelegt.“ (S.74)

„Die mit Hecken umgrenzten Gartenflächen vor den Wohnungen können (...) nur in den Alleinerziehenden-Haushalten von Kindern genutzt werden.“ (S.74)

„Großkronige Bäume bieten einen guten Schutz gegen Einblick von oben.“ (S.75)

Ich würde euch gerne noch mehr zitieren, weil's so lustig ist, aber ich glaube, es reicht für einen Eindruck von der Qualität der Auswertung. Es geht nicht um die an einigen Stellen genannte Wohnqualität' sondern um dass, was machbar ist, denn es werden überwiegend die architektonischen und gestalterischen Mittel der Bebauungskonzepte beschrieben. Die Aussage ist klar: es ist erlaubt, was machbar ist. Und es geht auch nur um das Machbare. Die ganze Sammlung an Beispielen dient nur

„dem Überblick über die Maßnahmen, mit denen Dichte erzeugt, versteckt oder ausgeglichen werden kann.“ (S.5)

Drei Fliegen mit einer Klappe: Die Beispiele als Vorbilder, wie dicht gebaut werden kann und gleichzeitig, wie die Nachteile versteckt, und wenn das dann nicht mehr möglich ist, ausgeglichen werden können. Das Ergebnis der Broschüre stand von vornherein fest, die Notwendigkeit zum Geschosswohnungsbau' besonders zum hochverdichteten. Es ging nur noch darum, wie er verkaufbar wird. Christoph Hein nannte dieses Vorgehen in einer Ostberliner Rede am 14. September 1989 die „Fünfte Grundrechnungsart“. Ich zitiere aus Sten Nadolny „Das Erzählen und die guten Absichten“ (ebenda 1990: 59):

„Sie beginnt unter dem Schlussstrich: Man will ein bestimmtes, irgendwie oder irgendwem genehmes Ergebnis erzielen, schreibt es hin und rechnet dann so lange und so falsch, bis das Gewünschte herauskommt.“

Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen sie „Wohn-Dichte Zwei Komma Null“ oder fragen ihren Arzt oder Apotheker. Das scheinheilige Dahergerede von Wohnqualität ist spätestens hier entlarvt, denn es geht nur darum, wie

„die wenigen verfügbaren und teuren Bauflächen möglichst gut auszunutzen sind.“ (S.7)

Möglichst gut ausnutzen heißt übersetzt den möglichst höchsten Profit einstreichen, die Autorin nennt es

„Einsparungsmöglichkeiten, die sich durch eine hohe Grundstücksausnutzung bieten“ (S.81).

Vor dieser Absicht wird die Vorgehensweise verstehbar. Erst wird die Notwendigkeit des dichten Bauens mit dem Hinweis auf Abkehr von der Zersiedelung, Sicherung von Freiflächen, Kosteneinsparung von öffentlicher Infrastruktur und das teure Bauland vorangestellt. Und natürlich die Urbanität zur Bekämpfung des Schreckgepenstes „mensenleere Stadtzentren“ nach Feierabend. Und schon kommt der

Geschosswohnungsbau daher, was anderes scheint es bei Architekten ja auch nicht zu geben, zumindest nicht im Zusammenhang mit Stadt. Die neusten Ergüsse aus der Abteilung Penkhues und Konsorten unter der Bezeichnung Stadtvilla für die Unter-Neustadt, es sind abgesägte Punkthochhäuser oder quadratische Zeilen, wie auf den Plakaten unschwer zu erkennen. bestätigen dies einmal mehr. Und je dichter, um so urbaner, ressourcenschonender, sparsamer und so weiter. Und irgendwann kommt dann die Ernüchterung und die Erkenntnis, dass es doch wieder nur Zeilen oder Punkthochhäuser sind und es wieder nicht geklappt hat mit Urban und die Städte nach Feierabend immer noch menschenleer sind. Und aus den so hochgejubelten Projekten sind mittlerweile die übelsten Adressen der Stadt mit den höchsten Selbstmord-, Mord- und Kriminalitätsraten geworden, in denen keiner mehr leben will und kann. In St. Louis haben sie mit dem Abriss der Pruitt-Igoe-Siedlung bereits 1972 darauf reagiert, in Amsterdam in der Bijlmer-Siedlung sind sie derzeit dabei, nachdem eine Israelische Transportmaschine vor 2 Jahren den Anfang gemacht hat. Diese Broschüre ist ein pseudo-wissenschaftliches Konglomerat, das weder eine Methode zur Untersuchung einer nicht gestellten Frage hat, noch kommt in der Arbeit etwas heraus, was nicht ohnehin schon bekannt ist. Ich hatte ja erst gedacht: die kommt von nix und kommt zu nix. Macht nix. Nur Schade ums Papier. Aber so „Macht nix“ ist es dann doch wieder nicht, denn das Schein-Gehabe, irgend etwas über Wohnqualität erzählen zu wollen, ist nur Geheuchel gewesen, hinter dem die Vorbereitung des eigenen Tätigkeitsfeldes und das Bestechungshonorar aus dem hochverdichteten Geschosswohnungsbau steht. Sie kommt also doch zu etwas, wenn auch erst einmal schwer zu erkennen. Und die Broschüre spiegelt die arrogante und herablassende Art der ArchitektInnen gegenüber den Menschen, die in diesen Dingen wohnen sollen, wider. Ich glaube kaum, dass Bonin in einem von ihr geforderten „Hamsterkäfig“ wohnt, um ihren Teil zum Urbanitäts-Ideal beizutragen. Darauf kann ich nur noch mit Peter Paul Zahl antworten:

„Architekt sein (...) bedeutet, gut bezahlter Verbrecher zu sein, dessen Strafe nur darin bestehen kann, lebenslang in dem zu wohnen, was er verbrochen. Da aber die Methode zu morden, ohne sich die Finger schmutzig zu machen, ganze Generationen zu neurotisieren, ohne ihre Eltern zu sein, in diesem System (...) belohnt würde, kämen er und Kollegen genau um diese Strafe hemm; sie wären in die Lage versetzt, sich selbst die Häuser zu bauen, die sie allen anderen vorenthielten.“ (ebenda: 1979: 324)

Die Gebäude werden zu imaginären Konstrukten, abstrusen Gebilden, zu Begegnungsräumen, Dunkelzonen, Individualräumen usw.. Aber sie sind weit entfernt von den Menschen, die darin leben und arbeiten sollen. Statt dessen spielen die ArchitektInnen sich als kulturelle Wohltäter auf, ich erinnere besonders an Le Corbusier die den Leuten erst einmal beibringen müssen, wie sie zu leben haben. Die Leute sind der Autorin ohnehin herzlich egal, fast schon ein lästiges, wenn auch notwendiges Übel, das benötigt wird, um der Vision der kompakten, durchmischten Stadt die nötige Staffage zu geben, als Statisten auf der großen Bühne der urbanen Stadt. Das wird besonders am Ende der Broschüre mit dem Vorschlag deutlich, das Problem der fehlenden Urbanität der Städte am besten über die Abschaffung von Wohnungen und privaten Freiräumen zu lösen.

„Die Frage ist auch, ob nicht vielfältige öffentliche Räume, innen wie außen, den Auf-

wand für qualitätsvolle Wohnungen und kostspielige Freiräume überflüssig machen. Schließlich lässt sich eine Belegung der Straßen, Plätze und Cafes als bildliche Erscheinung der ‚Urbanität‘ (Beispiel Italien) direkt mit beengten Wohnverhältnissen in Zusammenhang bringen, wenn auch der kulturelle Hintergrund und das Klima eine wichtige Rolle spielen.“ (S. 81)

Das heißt, je beengter, umso urbaner. kein Wunder, dass die Dinger nur noch wie Legebatterien oder gestapelte Hamsterkäfige aussehen. Tatsächlich soll die verkaufte ‚Urbanität, die scheinbare Dichte, mit ein bisschen Make up, z.B. Laubengängen oder großkronigen Bäumen aufgewertet werden, zum anderen wird Dichte mit scheinbarer Qualität verkauft. Das sind dann nur bildliche Erscheinungen, für die die italienischen Piazzas herhalten müssen. Aber selbst wenn eine Menge Leute in den Straßen rumlaufen, macht das noch keine Qualität. Oder hat die Fußgängerzone eine hohe Wohnqualität? Da laufen, zumindest zwischen 9 und 20 Uhr, viele Menschen rum. Gestern bin ich wieder in der Stadt gewesen, es war unheimlich urban. Ich möchte an dieser Stelle noch die Definition von Urbanität aus der Broschüre nachreichen:

„(...) Urbanität, definiert als die Dichte der Erlebnis- und Begegnungsmöglichkeiten.“ (S.15)

Das klingt nach Ferienkatalog, - Leute, kommt nach Urbanien, dem Land der unbegrenzten Erlebnis- und Begegnungsmöglichkeiten. Was ist das denn für eine Qualität Erlebnisdichte? Wer will denn in einer Erlebniswelt leben? Disney-World für alle? Für das, uns da an sogenannten Qualitäten, umschrieben mit Worthülsen versprochen wird, fehlt jegliche praktische Begründung. Bei Dichte und Qualität kann es nicht um die Machbarkeit gehen, um den größtmöglichen Profit und eine postum noch mal schnell nach Abschöpfung des Profits hingeferkelte Verhübschung, die dann als Qualität angepriesen wird. Bei einer Debatte über Dichte kann und darf es nur um die Brauchbarkeit oder wie Turner es nennt, die Gebrauchswerte gehen (vgl. TURNER, J.F.C. 1978).

Brauchbarkeit heißt zum einen brauchbar für die Bewältigung der Alltagsarbeit, und das meint Platz haben für die alltäglichen Arbeiten, Platz zum wirtschaften können. Dafür steht der Begriff „hausen“, den Helmut Böse-Vetter (1989) bzw. 1991 wieder in die Debatte zu Haus und Hof eingeführt hat. Hausen setzt die private Zuständigkeit, Verfügung und Kompetenz über die eigenen vier Wände voraus, über das Innenhaus, um es mit Inge Meta Hülbusch (vgl. ebenda 1978) zu sagen. Und zum Innenhaus gehört immer das Außenhaus, erst dann bildet es ein vollständiges Haus. Die Verfügbarkeit und Zuständigkeit jedes Einzelnen für sein Haus und Hof erstreckt sich bis auf das Stück Straße vor der Haustür. Der Platz vor der Haustür ist Bestandteil der Parzelle bzw. Hufe, wie wir es spätestens seit dem Hufe-Projekt debattieren (s. BEEKMANN, H. et al 1996; vgl. BELLIN, F. 1994/1996: 88). Dieser Platz kann für den jeweils eigenen Zweck und Anlass sicher gebraucht werden. Damit bestehen dann Anlässe, sich vor seiner Haustür und auf der Straße aufzuhalten, z.B. um den Rinnstein zu fege, Fahrrad zu schrauben oder andere Arbeiten. Das macht dann die Straßenöffentlichkeit aus, macht die Straße zum sozialen Ort. Der Vorhof bzw. der Platz vor der eigenen Haustür ist der gesicherte Anteil an der Straße und damit an

der Gemeinschaft, an der Kommunalität. Die Brauchbarkeit bzw. die Qualität der Straße wird gebildet durch das Vorhandensein vieler Haustüren, die den Anliegern die Voraussetzung der Anwesenheit in der Straße geben und den anderen Leuten die Sicherheit des Weges gewährt und garantiert. Damit ist die Straße "lesbar, sozial kontrolliert und öffentlich", wie Inge Meta und Karl Heinrich Hülbusch es 1989 schrieben (vgl. ebenda (1983)1989:103). Mit der Zuständigkeit und Verfügbarkeit kommen dann ganz von selber die Anlässe, auf die Straße zu gehen. Architekten wollen immer Verhältnisse planen, wollen das Leben immer gleich mit in ihre Entwürfe hineinzubern. Aber nur weil da ein Platz ist, besteht noch lange kein Grund, da rum zu rennen oder rumzustehen und urban zu sein. Und dabei braucht's nicht viel für ein gutes brauchbares und dennoch dichtes Quartier:

Ein fünf bis sechs, vielleicht auch sieben Meter breites Haus, etwas Vor- und etwas Hinterhof. Und das kann dann endlos gereiht werden, mit vielen Parallelstraßen und unterbrochen von vielen Querstraßen, die genauso organisiert sind. Die Qualität verhindert dabei die Quantität nicht, denn Reihenhaushäuser, wie z.B. in Bremen, haben eine hohe Qualität und dabei eine GRZ von 0,5 bis 0,6, was bei zwei Geschossen mindestens eine GFZ von 1,0-1,2 ausmacht (vgl. COLLAGE NORD 1994). Zur Häuserdichte gehört dann natürlich eine hohe Erschließungsdichte, wie es eben mit den vielen Parallel- und Querstraßen anklang. Erschließungsdichte meint eine möglichst hohe Zahl an lfd. m Straße pro Fläche, z.B. pro ha. Denn was nützt eine hohe Häuserdichte an der Straße, wenn die Höfe bzw. Gärten 100 m tief sind. Dann haben wir Gartenstädte oder Selbstversorger-Siedlungen mit all den bekannten Problemen, bloß keine Siedlungsdichte. Häuserdichte und Erschließungsdichte gehören immer zusammen. Damit kann eine hohe Brauchbarkeit des Quartiers organisiert werden, kommunal sowie privat. In Häuserdichte und Erschließungsdichte ist eine Qualität enthalten, die eine hohe Quantität, eine hohe Dichte nach sich zieht. Aber nicht umgekehrt, wie uns die Broschüre in idealtypischer Weise verkaufen wollte.

Literatur

- Bellin, F.** (1994)1996: 110 Hektar Entwurf. In: Notizb. 42 d. Kass. Schule
- Berger, P/ Kellner, H.** 1984: Für eine neue Soziologie. Frankfurt
- Böse-Vetter, H.** (1989)1991: Hof und Haus - Zum Beispiel Worswede. in: Notizbuch 25 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation, Kassel
- Bonin, I.** 1995: Wohn-Dichte Zwei Komma Null. In: Hg.: Universität-Gesamthochschule Kassel. Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur, Heft 12
- Collage Nord** (1993)1994: Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagwassers in der Stadt. in: Notizbuch 33 der Kasseler Schule. Hg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel
- Fynn** (1974)1995: Hallo, Mister Gott, hier spricht Anna. Bern/München
- Hülbusch, I. M.** (1978)1981: Innenhaus und Außenhaus-Umbauter sozialer Raum. in: Hg.: Gesamthochschule Kassel. Schriftenreihe der OE Architektur- Stadt- und Landschaftsplanung, Heft 33
- Hülbusch, I. M. und K. H.** (1983)1989: Reihenhaushaus und Freiraum - Das Bremer Reihenhaushaus-Quartier. in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Hg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel

- Hülbusch, K. H.** 1986: Eine pflanzensoziologische Spurensicherung zur Geschichte eines Stücks Landschaft- Grünlandgesellschaften in La Fontenelle Vogesen -Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. in: Landschaft + Stadt 18,(2), 1986 Stuttgart
- Kirsch, P.** 1993: Über den sparsamen Gebrauch der Baugründe. Diplomarbeit am FB 13, GhKassel
- Jacobs, J.** 1961: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. New York
- Kulla, J.** 1995: Ist der Gebrauch erst ruiniert, designed es sich ganz ungeniert! - Verwendung statt Verschwendung. Diplomarbeit am FB 13, GhKassel
- Mölleken, H.** 1994: Die Ver(sch)wendung städtischer Bauflächen - Am Beispiel des ehemaligen Hammersengeländes in Osnabrück. Diplomarbeit am FB 13, GhKassel
- Nadolny, S.** 1990: Das Erzählen und die guten Absichten. München/Zürich
- Plath, R.** 1996: Siedlungserweiterungen an Ausfallstraßen und ihre Folgen. Diplomarbeit am FB 13, GhKassel
- Turner, J. F.C.** 1978: Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg
- Wolfe, T.** (1981)1993: Mit dem Bauhaus leben - From Bauhaus to our house. München
- Zahn, P. P.** 1979: Die Glücklichen - Ein Schelmenroman. Berlin

Matthias Kurowski und Andreas Tepe

Neuer Friedhof Arolsen

Freiraumplanerisches Gutachten zur Anlage des neuen Arolser Kommunalfriedhofes¹

Inhalt

Vorwort I + II	131
1. Einleitung	133
2. Aufgabenstellung und Grundlagen	133
2.1 Bestandsaufnahme und Aufmaß	133
2.2 Bodengutachten	134
2.3 Bestattungsstatistik und grobe Berechnung des Flächenbedarfs	134
2.4 Erlass zur „Anlegung und Erweiterung von Friedhöfen“	134
3. Ziele und Absichten der Planer	136
3.1 Freiraumplanung auf dem Friedhof	136
3.2 Technische Sachzwänge" und Absichten	137
3.3 Ökonomische Absichten	139
3.4 Handwerkliche Umsetzung	139
4. Graphische Umsetzung in Pläne	142

¹ Grundlage des Abdrucks bildet das Manuskript der Studienarbeit am Fachbereich 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel im Wintersemester 1989/90. Betreuer: Prof. Peter Prinz.
Redaktionelle Änderungen betreffen lediglich Satz, Schrifttypen, Rechtschreibung etc. und Layout, nicht den Inhalt und die Formulierungen (d. Red.).

4.1	Rahmenplan 1: 2000	142
4.2	Höhenplan 1:1000	143
4.3	Entwurf 1:500	143
4.4	Ausschnitt 1: 200 mit Belegungsvorschlag	145
5.	Zusammenfassung	147
6.	Literaturverzeichnis	148
Anhang	- Bestandsskizze 1:1000 (nicht abgedruckt)	-
	- Rahmenplan 1:2000	142
	- Änderung zum Rahmenplan 1:2000	142
	- Höhenplan 1:1000 (nicht abgedruckt)	-
	- Entwurf 1:500	144
	- Ausschnitt 1:200 mit Belegungsvorschlag	146
	- Massenermittlung (nicht abgedruckt)	-

Vorwort - „Schubladenpläne“

Die nachfolgend abgedruckte Friedhofsplanung haben wir 1990 als Studienarbeit verfasst, vor dem Hintergrund, dass beabsichtigt ist, in der Gemeinde Bad Arolsen einen neuen Friedhof zu bauen. Realisiert ist die Planung nach über 10 Jahren nicht, lediglich der Standort, der Ausgangspunkt unserer Überlegungen war, ist mittlerweile im Flächennutzungsplan festgeschrieben. Unsere Pläne sind bislang in der Schublade geblieben.

Dennoch wäre es verfehlt, die Pläne vorschnell als Schubladenpläne zu bezeichnen, was gemeinhin einen Beigeschmack von Bedeutungslosigkeit zum Ausdruck bringt - wenn die Bedeutung einer Planung lediglich in ihrer Realisierung gesehen wird.

Für uns war es zum Zeitpunkt, als wir die Arbeit geschrieben haben, zunächst einmal wichtig, die gelesene und erarbeitete Professionskritik produktiv zu wandeln und eine Handlungsperspektive zu formulieren. Gleichzeitig konnten wir in der Arbeit eine Praxis der Zusammenarbeit begründen, an die wir bis heute anknüpfen können. Und wir haben mit dieser Planung auch unsere Aufmerksamkeit für die Bedingungen eines Friedhofes geschärft.

Auf dieser Grundlage ist es möglich, unsere damalige Planung heute zu bestätigen und zu ergänzen. Gerade durch die in den vergangenen Jahren gewachsenen Erfahrungen mit Friedhöfen und Gräbern ist bewusster geworden, wie wichtig und richtig die Überlegungen sind, die wir damals in unsere Planung einbezogen haben: der Gesichtspunkt der Erreichbarkeit, die Möglichkeit den Friedhof mit alltäglichen Wegen zu verbinden, Bänke zum Ausruhen, Bäume als (Schatten-)Dach und zur Orientierung, die Übersichtlichkeit, das Angebot verschiedene Wege wählen zu können oder das Prinzip der schrittweisen, dem Bedarf anzupassenden Realisierung. Aber auch die Bedeutung eines dichteren Netzes von Wasserstellen, von Kompost- und Abfallsammelplätzen, die mögliche Reduzierung der Heckendichte in den Grabfeldern oder die Erhöhung der Durchlässigkeit sind Ergänzungen, die wir aufgrund der damaligen Planung heute überlegen können.

Die Schubladenpläne haben also durchaus ihre Qualität und Auswirkungen, zu-

nächst für uns Bearbeiter, aber sie sind auch Bestandteil eines kritischen Diskurses zum Thema Friedhofsplanung geworden und waren nicht zuletzt auch eine Grundlage, den Friedhofsstandort - wie schon gesagt - im Flächennutzungsplan festzuschreiben.

Gerade die Tatsache, dass Pläne, die in der Schublade liegen, oft genug zu einer Verunsicherung beitragen, anstatt zu verlässlichen Vereinbarungen, macht deutlich, dass die Qualität einer Planung nicht unbedingt etwas mit ihrer Realisierung zu tun hat; auch wenn darin durchaus eine Schwierigkeit in der Bestätigung und Motivation beim Planen liegen kann. Wichtig ist, dass der erarbeitete Plan zum jeweiligen Zeitpunkt eine tragfähige Grundlage für weiteres (Ver-)Handeln ist, in der thematisierten Sache genauso wie für die weitere Arbeit der Planenden.

Noch eine letzte Bemerkung: Beim Wiederlesen des Textes sind wir über mehrere Stellen der vorweggenommenen Verteidigung gestolpert. Heute würden wir vor dem Hintergrund der beschriebenen Einschätzung und unserer Arbeitserfahrungen die Kriterien unseres Planens viel selbstverständlicher in den Raum stellen. Eine Ausdifferenzierung der Planungsphilosophie muss nicht notwendig eine hermetische Abgrenzung beinhalten.

Kassel im Dezember 2000

Matthias Kurowski
Andreas Tepe

Vorwort oder: Freiraumplanerisches Gutachten statt gestaltende Planung

Wenn sich das formale Endergebnis dieser Arbeit nicht von einer herkömmlichen Planung unterscheidet - mehrere Pläne -, so gibt es doch grundlegende Unterschiede in der Philosophie und Herangehensweise. Zunächst sehen wir uns als Verfasser dieser Arbeit, nicht als Künstler, die eine gestalterische Aufgabe zu lösen haben, sondern als Fachleute, die zur gestellten Problematik einen Ratschlag erteilen. Deshalb ist es nicht Gegenstand der Arbeit, eine ästhetische Gestaltungsidee umzusetzen, sondern dem Auftraggeber bei der Konkretisierung seiner fachlichen Ansprüche sowie bei deren Umsetzung zu helfen. Wir wollen als Planer zu bestimmten Maßnahmen raten und können vor anderen aus unserer Erfahrung warnen. Damit soll dem Auftraggeber eine fachliche Grundlage für die von ihm zu treffende, letztlich politische Entscheidung gegeben werden. Das Ergebnis soll nicht der Friedhof der Planer sein, sondern der der Gemeinde, die ihn bewirtschaften, pflegen und weiterentwickeln muss. Dafür reicht ein bloßes Konzept nicht aus, sondern der Auftraggeber muss genauso die Ziele und Begründungen für die Art, diese umzusetzen, nachvollziehen können, um sie auch politisch verantworten zu können. Damit soll der Planer nicht seiner Verantwortung entbunden werden, sondern im Gegenteil soll die Arbeit des Planers durch die ausführliche Darstellung seiner Absichten durchsichtiger und damit auch offen angreifbar und kritisierbar werden. Schließlich lässt sich an diesen Absichten später auch das gebaute Ergebnis nachprüfen und in Frage stellen.

Kassel im März 1990

Matthias Kurowski
Andreas Tepe

1. Einleitung

Um die Absichten und Begründungen der Planer sowie deren graphische Umsetzung in Pläne wie angestrebt nachvollziehbar zu machen, sollen im Text die einzelnen Schritte, die zur abschließenden Empfehlung geführt haben, aufgezeigt werden. Dazu werden einleitend kurz die Aufgabenstellung und die wichtigen Vorgaben, die Einfluss auf die Überlegungen zum Neuen Friedhof hatten, dargestellt. Im nächsten Abschnitt werden dann die eigenen Absichten und Ziele der Planer, die sich teilweise aus den Vorgaben folgerten, als Begründung vorgetragen, die anschließend ihre graphische Umsetzung in Pläne erfährt. Gemeinsam mit den erläuternden Texten stellen die Pläne die Empfehlung der Planer und somit das Ergebnis der Arbeit dar, aufgrund dessen die Stadt Arolsen die weiteren Schritte zur Anlegung des „Neuen Friedhofes“ einleiten kann.

2. Aufgabenstellung und Grundlagen

Es ist das Vorhaben der Stadt Arolsen, südlich der Wetterburger Straße zwischen der Kleinen Allee, bzw. dem Driesch und der geplanten Südumgehung Arolsen einen neuen Friedhof anzulegen. Die Größe der geplanten Anlage soll dabei zunächst auf 25 Jahre angelegt sein, was der beabsichtigten Ruhefrist (=Mindestruhefrist) entspricht. Nach den Vorstellungen des Magistrats soll der Friedhof über die komplette zugehörige Infrastruktur verfügen (Parkplätze, Aussegnungshalle, Leichenzellen, Unterkunft für Pflegepersonal, u.ä.) sowie alle Bestattungsformen ermöglichen (Einzel- und Doppelwahlgräber, Reihengräber, Urnenwahl- und Urnenreihengräber, Kindergräber und ein Feld für anonyme Aschenbestattung).

Als Grundlage für dieses Gutachten standen ein Übersichtsplan und Luftbildpläne 1:5000, Katasterkarten in den Maßstäben 1:2000, 1:1000 und 1:500 zur Verfügung sowie ein Aufmaß des Bauamtes Arolsen vorn betreffendes Gelände mit Höhen, Wegen und markanten Bäumen, ferner das vom Magistrat in Auftrag gegebene Bodengutachten, die Daten der Bestattungsstatistik und der Erlass des Hessischen Ministers des Inneren zur „Anlegung und Erweiterung von Friedhöfen“ vom 12.1.1981. Auf diese Grundlagen wollen wir im folgenden eingehen.

2.1 Bestandsaufnahme und Aufmaß

Wie aus der Bestandsskizze zu ersehen ist, handelt es sich bei dem Gelände südlich der Wetterburger Straße derzeit zum überwiegenden Teil um einen forstwirtschaftlich genutzten Waldbestand aus Nadelhölzern, der weitgehend erntereif ist. Lediglich entlang der Wetterburger Straße und entlang der östlichen Grenze des Grundstückes Wetterburger Straße 40/42/44 besteht ein ca. 15m breiter Laubholzgürtel. Südlich grenzt an das genannte Grundstück eine Baumschule. Das Gebiet wird von einem befestigten Wirtschaftsweg durchschnitten, der in Verlängerung der Straße „Am Driesch“ nach Wetterburg führt. Ein weiterer asphaltierter Verbindungsweg mündet weiter südlich am süd-östlichen Ende des Drieschs auf die ebenfalls asphaltierte Kleine Allee. Die übrigen in der Skizze dargestellten Wege sind mehr oder weniger befestigte Forstwege. Eine Besonderheit im südlichen Teil ist ein Buchenrondell mit ca. 15m Durchmesser, in dessen Mitte eine abgestorbene alte

Eiche steht. Nach dem vom Bauamt Arolsen gefertigten Aufmaß weist das Gelände nach Osten, bzw. Südosten ein leichtes Gefälle von 3-4% auf. Weiterhin sind aus dem Aufmaß die Anschlusshöhen entlang der Wetterburger Straße, der Kleinen Allee sowie des vom Driesch in Richtung Wetterburg führenden Weges zu ersehen. Für die geplante Südumgehung Arolsen wurde der in der Karte 1:5000 projektierte Verlauf und die daraus zu schließende Höhe 279 angenommen.

2.2 Bodengutachten

Das Bodengutachten äußert „aus geologischer und hydrogeologischer Sicht im Hinblick auf die Bodenbeschaffenheit und die Grundwasserführung keine Bedenken gegen die Neuanlage eines Friedhofes" (S.13), weist jedoch darauf hin, dass „örtlich beim Grabaushub mit felsigen Böden der Klasse 6 (leicht lösbarer Fels, d. Verf.) und örtlich auch 7 (schwer lösbarer Fels, d. Verf.) gerechnet werden muss" (S.13). So befindet sich vor allem entlang der Wetterburger Straße eine Zone, in der mit nur 0,60 - 1,10m Boden über dem festen Ausgangsgestein gerechnet werden kann, so dass aufgrund der Flachgründigkeit in diesen Bereichen Schwierigkeiten beim Grabaushub auftreten können. Die dargestellten Bodenprofile weisen vereinzelte Tonschichten aus. Der Körnungslinie ist zu entnehmen, dass teilweise sehr hohe Anteile an schluffigen Bodenbestandteilen vorhanden sind, wodurch die Luftzirkulation im Boden wie auch der Austausch zwischen Boden- und Außenluft eingeschränkt werden. Dies kann eine Verlangsamung der Verwesung und so eine Verlängerung der Ruhefristen zur Folge haben. Genauere Aussagen hierzu sind aufgrund der 12 Bohrprofile im ca. 6ha großen Untersuchungsgebiet nicht zu machen (vgl. Stellungnahme der AFD, Februar 1990). Die Bedenken des Hessischen Forstamtes Diemelstadt, dass es sich „um ein wechselfeuchtes, z.T. eventuell sogar staunasses Gelände" handelt (Aktennotiz vom 25.11.1986), können dem vorliegenden Gutachten nach nicht geteilt werden, sollten jedoch in einem weiteren, über Schürfgruben erstellten Gutachten überprüft werden.

2.3 Bestattungsstatistik und grobe Berechnung des Flächenbedarfs

Aus der Bestattungsstatistik der letzten 20 Jahre für die Kernstadt Arolsen lässt sich die durchschnittliche Anzahl von 100 Bestattungen pro Jahr entnehmen. Bei einer angenommenen Fläche von 10qm pro Grab kommt man hochgerechnet auf 25 Jahre zu einer Nettograbfläche von 25000qm. Hinzu kommen noch die Flächen für das anonyme Grabfeld sowie die Friedhofsinfrastruktur. Diese Rechnung kann nur eine grobe Orientierung sein, da sich die tatsächliche Fläche pro Grab erst über die Belegungsdichte und somit die genaue Anordnung der Gräber ergibt. An Bestattungsarten weist die Statistik ungefähr 30% Doppelwahl-, 25% Einzelwahl- 30% Reihen- und 15% Urnengräber auf. Dazu müssen Kindergräber vorgesehen werden und kann eine Unterscheidung in Urnenwahl- und Urnenreihengräber vorgenommen werden.

2.4 Erlass zur „Anlegung und Erweiterung von Friedhöfen"

Der Erlass macht allgemeine Aussagen zur Anlage eines Friedhofes. Dabei weist er unter dem ersten Punkt „Standorte" auf die Abstimmung des Friedhofes mit dem

Orts- und Landschaftsbild sowie mit der zukünftigen städtebaulichen Entwicklung hin und fordert eine ruhige, verkehrsgünstige Lage. Als zweites sollen unter „Flächenbedarf“ Erweiterungsflächen beachtet werden sowie u.a. Flächen für Parkplätze. Der Erlass rechnet mit 3qm Friedhofsfläche pro Kopf der Bevölkerung, was in Arolsen zu einer projektierten Gesamtfläche von 2400qm führen würde. Was den dritten Punkt „Grundsätzliche hygienische Voraussetzungen“ betrifft, ist der „Abstand von 35m von Friedhöfen und Einzelgräbern zu Wohngebäuden und Einrichtungen, von denen in der Regel störende Einwirkungen ausgehen“ zu beachten. Ferner sollte eine hinreichende visuelle Abschirmung des Friedhofes gegenüber Privatgrundstücken durch Bäume, Sträucher oder Mauern vorhanden sein. Im vierten Punkt „Bodenbeschaffenheit“ weist der Erlass darauf hin, dass zur Verwesung „im Bestattungsmedium sauerstoffhaltige Bodenluft zirkulieren“ muss sowie als weiterer wichtiger Punkt ein höchster Grundwasserstand von 2,30m unter der Bodenoberfläche gegeben sein muss. Der Punkt 5 „Grundwasser“ regelt vor allem die Anlage von Friedhöfen im Bereich von Wassergewinnungsanlagen und -schutzzonen. Hier ist das Einvernehmen mit der zuständigen Wasserbehörde zur Neuanlage eines Friedhofes herzustellen. In den Schutzzonen I und II von Trinkwasser- und Heilquellenschutzgebieten ist die Anlage eines Friedhofes nicht zulässig, während sie in den Schutzzonen III und IV zugelassen werden kann. Da das Stadtgebiet Arolsen ohne Abstufung von Schutzzonen zum Heilquellenschutzgebiet gehört, ist mit der Wasserbehörde unbedingt eine Klärung herbeizuführen. Im sechsten Punkt „Grabstätten“ wird deren Größe auf mindestens 2,10m Länge und 0,90m Breite für Personen über 5 Jahre und auf 1,20m Länge und 0,60m Breite für Kinder unter 5 Jahren festgelegt sowie die Tiefe der Grabsohle auf 1,80m. Der siebte Punkt „Ruhefristen“ geht bei der Belegung „von einem Turnus von 25 bis 30 Jahren“ aus, weist jedoch ausdrücklich auf die Abhängigkeit dieser Werte von den Boden- und Grundwasserverhältnissen hin. Eine Verkürzung der Mindestruhefristen ist nur bei Bodenverhältnissen möglich, die für die Verwesung besonders günstig sind, z.B. „ausgeprägt sandigkiesige(n) Böden“, und muss vom Amtsarzt begutachtet werden. Der achte Punkt gibt Hinweise zur Lage und Ausstattung der „Leichenhallen“, z.B. dass sie „an einer von der Anfahrtsstraße her zugänglichen Stelle zu errichten“ sind und die Leichenkammern nach Norden gelegen sein sollen. Weitere Angaben betreffen die Innenausstattung des Gebäudes. Der neunte Punkt regelt die Themen „Abraumplatz, Toiletten, Abwasser“ indem u.a. darauf hingewiesen wird, dass „für Laub, Kränze und anderen pflanzlichen Abfall ein gesonderter Abraumplatz vorzusehen ist, dass jede Friedhofsanlage mit einer öffentlichen Toilettenanlage ausgestattet werden soll sowie das anfallende Abwasser der Friedhofsanlage ordnungsgemäß in eine Kläranlage abzuführen ist. Die genannte Aufgabenstellung sowie die Vorgaben zeigen die knappen Vorstellungen der Stadt Arolsen bezüglich des Neuen Friedhofes. Die vorhandene Geländeausstattung, Topographie, Bodenbeschaffenheit, Bestattungsstatistik und die Verwaltungsrichtlinien bilden den Rahmen der weiteren Untersuchung. Dabei ist der Rahmen so weit gesteckt, dass die gutachterliche Tätigkeit nicht in Gefahr gerät - durch Interessen und Vorgaben des Auftraggebers vorherbestimmt -, zur Farce zu werden.

3. Ziele und Absichten der Planer

Wenn im folgenden die Begründungen für die Organisation und die Herstellung des Neuen Friedhofes dargestellt werden, so sollen dabei zwei Schwerpunkte gesetzt werden. Ausgangspunkt ist zunächst eine Freiraumtheorie im Sinne von Helmut Böse (Böse 1981), die Freiräume als soziale Verhaltensspielräume versteht, was gleich eingehend erläutert wird. Der zweite Schwerpunkt ist die handwerkliche Herstellung der Freiräume, die sich in der Vegetations- und Materialverwendung an gebauten Beispielen und Vorbildern orientiert. Dabei wird an die Stelle von künstlerischer Originalität das „Normale“ gesetzt, das sich im Alltag auch als das ökonomisch Sinnvolle bewährt hat. Zwischen diesen beiden Schwerpunkten soll auf die technischen und ökonomischen Absichten eingegangen werden, die sich weitgehend an den Vorgaben orientieren.

3.1 Freiraumplanung auf dem Friedhof

Die Theorie der Freiraumplanung im Sinne der Kasseler Schule definiert sich als „Organisation und Herstellung von Orten für unterschiedliche Zuständigkeiten, Verfügbarkeiten und Gelegenheiten“ (Böse 1981, S.163). Dabei wird vom täglichen Handeln und den Alltagserfahrungen der Leute ausgegangen.

„Es gibt ein banales Wissen über Freiräume, das auf Erfahrungen und Kenntnissen beruht, die jedermann hat. Gemeint ist die Lesart von Freiräumen, die sich individual- und sozialgeschichtlich herausgebildet hat und die routiniert vermittelt werden. Sie sind aus der Lebenstätigkeit der Leute entwickelt (...). Jeder weiß, dass der eigene Garten, der Weg und Platz hinter dem Garten, der Schulweg, Spaziergang um den Block, der Weg zur Arbeit (auch Einkaufen gehen ist Arbeiten), das Autowaschen usw. etwas mit notwendigen Tätigkeiten zu tun haben, die draußen in Freiräumen abgewickelt werden.“ (Böse 1981, S.130)

Dieses Wissen darüber, was man draußen machen kann, das jeder im Prozess der Sozialisierung verinnerlicht hat - quasi als unausgesprochene Vereinbarung mit den anderen Leuten -, gibt die Sicherheit für das eigene Verhalten bei der Verrichtung notwendiger Tätigkeiten, im Garten, auf der Straße, im Park und auch auf dem Friedhof. Die Grenzen zwischen verschiedenen Freiräumen, z.B. zwischen dem Garten und der Straße, sind dabei gleichzeitig soziale Grenzen, die die Freiräume der Stadt in eine vielstufige Hierarchie von „öffentlich“ bis „privat“ einteilen und uns so die Gewissheit über das jeweils „richtige“ Verhalten im jeweiligen Raum geben. Auch der Friedhof ist ein Freiraum, in dem notwendige Tätigkeiten verrichtet werden müssen, die jeweils einen anderen Grad von Öffentlichkeit bedingen. So ist das Trauern am Grab eines Verstorbenen die privateste Tätigkeit auf einem Friedhof, die auch nur in einem kleinen Raum geschehen kann, in dem man nicht ständig gestört wird. Eine öffentlichere Angelegenheit sind die zur Grabpflege notwendigen Wege zum Brunnen und zum Abfall- oder Kompostbehälter, auf denen zwischen den Friedhofsbesuchern Worte gewechselt werden und Unterhaltungen stattfinden. Schließlich werden Friedhöfe wegen ihrer Ruhe oft zum Spaziergehen genutzt, was die öffentlichste Nutzung auf dem Friedhof ist.

Eine klare Abstufung dieser Öffentlichkeiten durch die unterschiedliche Ausstattung der verschiedenen Räume, d.h. ihre soziale Kenntlichmachung, ist für die angestreb-

te Verhaltenssicherheit auf einem Friedhof notwendig. Eine Grabreihe an einem Hauptweg beispielsweise bietet weder die Möglichkeit ungestört am Grab des Verstorbenen zu trauern, noch vermittelt sie dem Spaziergänger, dass er hier entlanggehen kann, ohne andere Personen zu stören. Ebenso wenig wie eine Grabreihe für eine Unterhaltung der richtige Ort ist, kann man am Grab an einen Verstorbenen denken, wenn ständig Leute mit Gießkannen vorbeikommen.

Die Organisation der verschiedenen Raumöffentlichkeiten (Grabreihen, Wege im Grabfeld, Hauptwege) ist dabei nicht absolut zu sehen, sondern soll durch die klare Abgrenzung von Räumen lediglich den Umgang und das Verhalten auf dem Friedhof erleichtern. Wie sich die Verhaltensweisen letztlich genau auf dem Friedhof einspielen, wird sich aus dem Gebrauch und den Gewohnheiten der Benutzer ergeben. Grundlage für diese soziale Ingebrauchnahme, also die Aneignung des Friedhofes durch die Leute, sind jedoch klar definierte Grenzen.

Trotz dieser Grenzen soll der Friedhof überschaubar bleiben, um eine soziale Kontrolle zu ermöglichen und dadurch gleichzeitig die soziale Sicherheit zu erhöhen. Wenn ein Besucher sieht, wie sich andere Besucher in bestimmten, eindeutig definierten Räumen verhalten, erhält er eine Information, wie er sich selber verhalten kann und eine größere Gewissheit über das „richtige“ und übliche Verhalten. Die Überschaubarkeit bietet damit auch die Möglichkeit, andere Personen besser einschätzen und sein eigenes Verhalten darauf abstimmen zu können. Gleichzeitig soll sie der Orientierung dienen, die vor allem für fremde Friedhofsbesucher wichtig ist. Die angesprochene Hierarchie der Raumöffentlichkeiten sorgt bei überschaubaren Grenzen also nicht nur für die soziale Orientierung (Wie kann ich mich wo verhalten?), sondern auch für die räumliche (Wie komme ich wohin?). Letztere ist auch im Zusammenhang mit der Anbindung des Friedhofes an die Stadt von Bedeutung, d.h. der Friedhof soll auf möglichst kurzen und direkten Wegen vom Stadtzentrum erreichbar sein. Mehrere Eingänge an verschiedenen Seiten unterstützen und erleichtern dabei die Erreichbarkeit des Friedhofes.

Aufbauend auf den alltäglichen Erfahrungen, wie und aufgrund welcher Bedingungen sich Leute in der Öffentlichkeit verhalten und ihrer alltäglichen Arbeit nachgehen können - dazu gehört auch der Friedhofsbesuch -, wird also versucht, die Räume und Grenzen für eine Ingebrauchnahme durch die Nutzer zu organisieren. Die sich daraus ergebende materielle Ausstattung bildet - ähnlich wie bei Gebäuden - den für jedermann lesbaren Grundriss und schafft die für den Gebrauch notwendige Verhaltenssicherheit und Orientierung.

3.2 Technische Sachzwänge und Absichten

Bevor wir zur an guten Vorbildern orientierten handwerklichen Umsetzung der Absichten kommen, wollen wir zunächst auf die technischen, später auf die ökonomischen Bedingungen für den Neuen Friedhof eingehen.

Zunächst soll als Folgerung aus dem Bodengutachten im Bereich mit geringer Bodenmächtigkeit entlang der Wetterburger Straße kein Grabfeld angelegt werden, sondern die Friedhofsinfrastruktur (Aussegnungshalle, Leichenzellen,...) untergebracht werden. Im ebenfalls flachgründigen Bereich der jetzigen Baumschule kann

verzichtet werden und das Oberflächenwasser an Ort und Stelle schadlos versickern.

3.3 Ökonomische Absichten

Bei großen Projekten wie dem Neuen Friedhof spielen auch die ökonomischen Bedingungen eine große Rolle, nicht zuletzt, da sich ein hoher Kostenaufwand letztlich in den vom Nutzer zu zahlenden Gebühren niederschlägt. Aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten ist sowohl auf geringe Baukosten, geringen Flächenverbrauch bzw. hohe Flächenausnutzung und niedrige Pflegekosten Wert zu legen.

Mit Blick auf die Baukosten ist zumindest auf eine kurze, günstige Anbindung der Friedhofsinfrastruktur an die Ver- und Entsorgungsleitungen zu achten sowie auf eine wenig aufwendige Verkehrserschließung, vorhandene Wege sollen so eingebunden werden, dass zumindest kein Rückbau erforderlich ist. Durch die Schaffung von Parkplätzen im Zuge des Rückbaus der Wetterburger Straße nach Fertigstellung der Südumgehung kann auf eine zusätzliche Flächeninanspruchnahme verzichtet werden. Bis zur Fertigstellung sollte kein zusätzlicher Parkplatz gebaut werden, sondern sollten vorhandene Möglichkeiten provisorisch genutzt werden. Die innere Erschließung sollte möglichst flächensparend sein, so dass keine unnutzbaren Restflächen anfallen und eine möglichst große Belegungsfläche sowie eine hohe Belegungsdichte erzielt werden können. Das Vorsehen aller Bestattungsarten in einem Grabfeld soll es ermöglichen, dass die einzelnen Grabfelder erst nach und nach, also schrittweise hergestellt und in Gebrauch genommen werden und somit auch erst nach und nach bei den Pflegekosten zu Buche schlagen.

Die bislang genannten Ziele und Absichten zum Neuen Friedhof liefern noch kein fertiges Bild. Sie sollen vielmehr die Grundlage für eine streitbare inhaltliche Diskussion bilden und gleichsam als erster Teil der Begründung für die weiter hinten vorgeschlagene Organisation und Ausstattung des Neuen Friedhofs die spätere Überprüfung des Ergebnisses ermöglichen.

3.4 Handwerkliche Umsetzung

Als zweiter Teil der Begründung steht die handwerkliche Umsetzung der genannten Ziele und Absichten. Dabei geht es darum, mittels einer gebrauchsorientierten Materialwahl und Vegetationsausstattung eine trotz Pflege alterungsfähige Anlage zu schaffen, d.h. einen Freiraum, der sich im Laufe der Zeit weiterentwickeln und seine Qualität über bewährte Nutzungen und deren Spuren steigern kann. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn die Ausstattung einen über lange Zeit verlässlichen Rahmen bildet und nicht durch radikale Pflegemaßnahmen ständig wieder erneuert wird.

Dass hier nicht auf die Gestaltung des Friedhofes eingegangen wird, sondern lediglich auf seine Organisation mittels verschiedener Elemente, bedeutet für das gebaute Ergebnis nicht etwa Gestaltlosigkeit oder das Fehlen eines (immer subjektiven) ästhetischen Reizes. Vielmehr wird sich die Gestalt über die Nutzung (Begräbnisse, Gräber, Besuch des Friedhofes,...) und die Pflege (Wie kümmert man sich um den Friedhof?) ergeben. Eine „touristische“ Sichtweise, die den Friedhof dem aktuellen Zeitgeschmack entsprechend bewertet oder aufgrund einer Beurteilung mittels

eines Gestaltungs-Codes (Entschlüsselung von Symbolen durch spezielles Wissen) als „schön“ oder „unschön“ einstuft, soll hier nicht zum Kriterium gemacht werden. In diesen Zusammenhang passt auch ein Satz, den Hermann Mattem zum Thema Friedhof geschrieben hat:

„Die Frage, ob ‚sakral‘ gemacht werden kann, wird im Gerede hängen bleiben. Dort wo die geistigen Voraussetzungen vom einzelnen Menschen und von der Gemeinschaft her nicht vorhanden sind, ist keine geistige Situation vom Ort allein her zu erreichen.“ (Mattem 1959)

Um die angesprochenen Freiräume als Verhaltensspielräume zu schaffen, stehen zunächst drei Mittel zur Verfügung, die entsprechend ihrer Aufgabe geprägt sein können: Als erstes kann man den Boden der Räume (Wege, Flächen) mit hartem oder weichem Belag ausstatten, er kann vegetationsfähig oder -frei sein, breit und komfortabel oder minimal und schmal, je nachdem wie groß seine Belastung, wie groß die Öffentlichkeit seines Raumes ist. Das gleiche gilt für die Wände (Grenzen der Räume), die klar und eindeutig oder uferlos und wild, durchgehend oder ange deutet und unterbrochen, hoch und undurchsichtig oder niedrig und übersichtlich angelegt werden können, entsprechend der gewünschten Überschaubarkeit. Schließlich kann das Dach (als Grenze nach oben) dicht geschlossen, lückig oder ganz offen sein. Zu jeder Ausstattung gehört zwingend eine entsprechende „vorbildliche“ Pflege, d.h. eine Pflege, die sich an über lange Jahre bewährten Vorbildern orientiert. Die Beachtung einer qualifizierten Pflege soll sicherstellen, dass auf kostspielige Runderneuerungen verzichtet werden kann, dass sich der Friedhof weiterentwickeln kann und nicht periodisch in ein Ausgangsstadium zurückversetzt wird, also nicht altern kann. In diesem Fall wird auch jedes mal die Gebrauchsfähigkeit eingeschränkt, was am Beispiel des Gegensatzes zwischen geschnittener und freiwachsender Hecke deutlich wird. Die geschnittene Hecke bildet eine alterungsfähige Wand, während die freiwachsende Hecke periodisch „auf den Stock gesetzt“ oder ausgelichtet werden muss, wodurch ihre Funktion jeweils eingeschränkt wird. Der Gesamttraum des Friedhofes ist nach Osten und Süden hin durch Wald, nach Westen durch die regelmäßige Pflanzung des Drieschs begrenzt. Eine entsprechende Begrenzung soll nach Norden hin durch die Sicherung und Entwicklung des vorhandenen Laubholzgürtels entstehen, der in einer Breite von ca. 15m erhalten werden soll. Dieser Streifen sollte wie ein Plenterwald gepflegt werden, also durch Einzelstammentnahme und ggf. Nachpflanzung stabilisiert werden. Für eine platzsparende und übersichtliche Erschließung des Friedhofes empfiehlt sich eine rechtwinklige Erschließung, bei der wenig Restflächen bleiben, wobei die Hauptwege die Fläche in nahezu gleichgroße Quartiere gliedern. Dabei sollten die Hauptwege sich zweckmäßig an den Eingängen orientieren und wichtige Wegeverbindungen fortführen, z.B. die Verlängerung der Straße „Am Driesch“ in Richtung Wetterburg. Von der Ausstattung her sollten sie als 4m breite Alleen geführt werden und auch wegen ihrer mechanischen Belastung mit einem harten, tragfähigen Belag (Pflaster, Asphalt) versehen werden. Durch die Pflanzung der Bäume erhalten die Hauptwege zur Seite und nach oben ihren räumlichen Abschluss, wobei aber trotzdem die Grabfelder wie umgekehrt die Wege stets einsehbar sind. Eine Unterscheidung der Baumarten, z.B. Eichen für die SW-NO-verlaufenden Alleen und Linden für

die SO-NW-verlaufenden Alleen, kann dabei die Orientierung erleichtern. Die Fläche unter den Bäumen soll als Schotterrasen ausgebildet werden, dessen Grundlage eine 20cm starke Schicht mageren Substrats aus Kalkschotter bildet, das mit standortgerechten Staudenarten eingesät wird und so langfristig mit 1-2 Schnitten pro Jahr stabilisiert werden kann.

Die Grabfelder sollen durch eine 1,50m hoch geschnittenen Hecke getrennt direkt an die Hauptwege angrenzen. Für den Fall, dass die Wurzeln in die Grabreihen wachsen, kann nach 25 Jahren, bei Wahlgräbern sogar nach 40 Jahren oder noch länger, im direkt an die Hauptwege angrenzenden Bereich auf eine Nachbestattung verzichtet werden, so dass wenigstens eine einmalige Ausnutzung der Fläche möglich ist und in diesem Zeitraum kein zusätzlicher Pflegeaufwand entsteht.

Wie der Friedhof als Ganzes, sollen auch die Quartiere rechteckig erschlossen werden. Dabei sollen die verschiedenen Räume durch 1,20m hoch geschnittene Hecken abgegrenzt werden. Die Hauptwege im Grabfeld, an denen die Brunnen, Abfall- und Kompostbehälter liegen, sollen als 2m breite, wassergebundene Wege ausgeführt werden, während es sich im Quartier selber um 1,50 - 2,00m breite wassergebundene oder Rasenwege handelt. Durch die geschnittenen Hecken werden an den notwendigen Stellen deutliche, aber überschaubare Grenzen gesetzt, die durch einen, je nach Pflanzenart, ggf. zwei Pflegegänge im Jahr stabilisiert werden können. Die Offenheit der Grabfelder nach oben wird durch verstreute Einzelbaumpflanzungen begrenzt. Durch die Wahl der Einzelbäume (Birken, Linden,...) und die Wahl der Heckenpflanzen (Hainbuche, Rotbuche, Eibe, ...) können die Grabfelder zusätzliche Merkmale erhalten, die die Unterscheidbarkeit und Erkennbarkeit der Quartiere sicherstellen.

Durch die beschriebene Material- und vegetationsauswahl wird quasi ein Schema vorgegeben, das sich entsprechend dem jeweiligen Bedarf auf die Grabfelder umsetzen lässt. Randpflanzungen, Alleen und Quartierserschließung bilden dabei gewissermaßen den festen Rahmen. Durch die vorgeschlagenen Ausstattungselemente, deren Auswahl auf den notwendigen Gebrauch abgestimmt ist, lassen sich auch die Pflegemaßnahmen genau festlegen: Ein- bis zweimaliger Schnitt der Schotterrasenflächen, ein- bis zweimaliger Heckenschnitt, plenterwaldartige Bewirtschaftung des Gehölzgürtels. Gemeinsam mit den übrigen Pflegearbeiten, die notwendig sind, um die Anlage gebrauchsfähig zu halten, z.B. das Sauberhalten der Wege, kann so eine Alterung der Anlage erreicht werden, die neben der Art der einzelnen Grabgestaltungen wesentlich zum Erscheinungsbild und zur Gestalt des Friedhofes beiträgt.

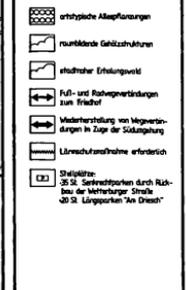
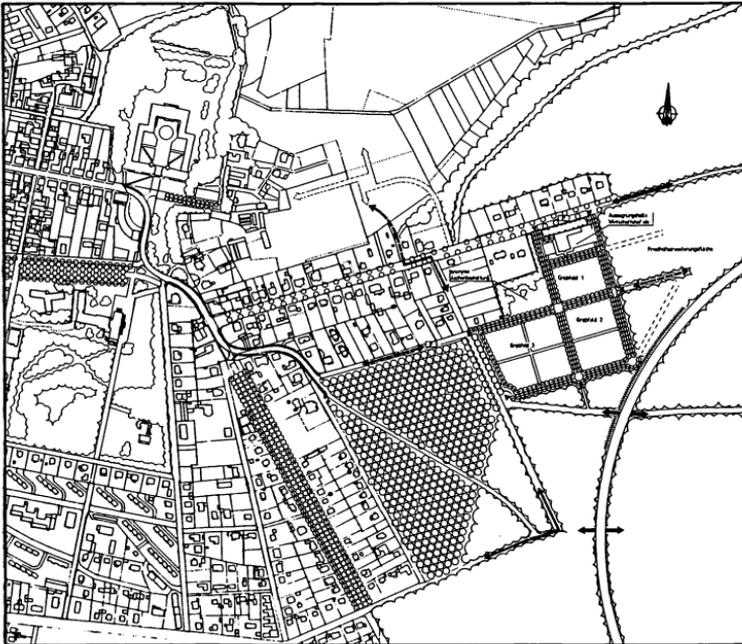
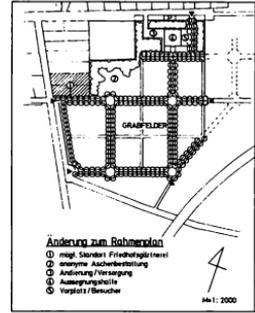
Die Vorbilder der verwendeten Vegetationselemente im Hinblick auf die Pflege finden sich in Form über Jahrhunderte bewährter bäuerlicher Nutzungen (Überhälter-, Schneitelwirtschaft, Wiese) , sind aber in ihrer Anwendung auf die Organisation eines Friedhofes auch in Teilen des Kasseler Hauptfriedhofes wiederzufinden. Dabei geht es nicht etwa um die Kopie eines Beispiels, sondern um den Rückgriff auf zuverlässige, weil erprobte Einrichtungen. Auf Experimente mit neuen Mitteln kann so verzichtet werden.

4. Graphische Umsetzung in Pläne

4.1 Rahmenplan 1:2000

Der Rahmenplan zeigt zunächst die Lage des Friedhofes zur Kernstadt und stellt die wichtigen Fuß- und Radwegeverbindungen als Anbindung sowohl zur Kernstadt wie auch nach Wetterburg dar. Weiterhin sind aus dem Plan die vorgeschlagenen Parkmöglichkeiten am Driesch und entlang der Wetterburger Straße ersichtlich sowie die grobe Friedhofsstruktur, die sich aus den Anbindungen des Friedhofes ergibt. Die Fläche wird durch Alleen gegliedert und erschlossen und ist im Norden vom teilweise bestehenden Gehölzgürtel eingefasst. In diesem Bereich sind auch das Feld für anonyme Aschenbestattung sowie die Friedhofsinfrastruktur, also Aussegnungshalle und Wirtschaftshof vorgesehen.

In Absprache mit dem Bauamt Arolsen ergaben sich Änderungen, die jedoch auf die prinzipielle Organisation des Friedhofes keinen Einfluss haben. Wie aus der Änderung des Rahmenplanes ersichtlich ist, wird der Vorplatz für die Besucher einer Trauerfeier auf die wettergeschützte Ostseite der Feierhalle verlegt. Umgekehrt



(unmaßstäbliche Verkleinerung des Originalplanes)

wechselt die Zufahrt für Leichenwagen und Bedienstete auf die Westseite. Die zur Pflege der Anlage notwendige Unterkunft für gärtnerisches Personal und das Lager für Maschinen und Geräte wird auf ein Grundstück am süd-östlichen Ende der „Kleinen Allee“ ausgelagert, um Störungen des Friedhofes und der Trauerfeiern zu vermeiden. Schließlich wird die zweite NW-SO-Achse auf den Ausgang der Feierhalle ausgerichtet und der Abstand zur geplanten Südumgehung auf 50m vergrößert.

4.2 Höhenplan 1:1000

Der Höhenplan beschreibt mit den durchgezogenen Höhenlinien das Höhenrelief nach Abschluss der Ausführungsarbeiten, während mit unterbrochenen Linien die davon abweichenden Ausgangshöhen dargestellt sind. Letztere ergeben sich aus dem Aufmaß des Bauamtes Arolsen vom 7.12.89. Der geplante Höhenverlauf entsteht durch die Erhöhung des Geländeniveaus um 1m und die beabsichtigten 5m Höhenunterschied zur Südumgehung. Südöstlich der Feierhalle muss aufgrund der im Bodengutachten ersichtlichen Flachgründigkeit ein stärkerer Bodenauftrag mit eine Terrassierung vorgenommen werden. Durch die Unkenntnis des genauen Bodenprofils, das sich erst nach der Rodung des Geländes vollständig ermitteln lässt, kann der Höhenplan lediglich als Anhaltspunkt für die endgültige Festlegung der Höhen dienen. Bei einer Überarbeitung nach genauer Aufnahme der Bodenmächtigkeit im Friedhofsgelände ist ein noch gleichmäßigeres Gefälle von Wegen und Grabfeldern anzustreben. Aber auch in diesem Plan beträgt das maximale Gefälle im anonymen Grabfeld 6,5%, auf Nebenwegen 5% und auf Hauptwegen und in den Grabfeldern 4%.

4.3 Entwurf 1:500

Der Entwurf fasst die Überlegungen der Planer zum neuen Friedhof Arolsen graphisch zusammen. Die Haupteinschließung erfolgt von der zurückgebauten Wetterburger Straße aus, wo im Bereich des Friedhofes 31 Parkplätze sowie 4 Behindertenparkplätze in Senkrechtaufstellung vorgesehen sind. Der zweite wichtige Zugang befindet sich in Verlängerung der Straße „Am Driesch“, wo weitere 25 Parkplätze in Form eines Längsparkstreifens vorgesehen sind. Südöstlich davon befindet sich der dritte Zugang zum Friedhof, der vor allem für die Erreichbarkeit zu Fuß und mit dem Fahrrad aus den südlicheren Wohngebieten der Stadt von Bedeutung ist. Zwei weitere Zugänge im Südosten und Osten des Friedhofsgeländes schaffen die fußläufige Anbindung in Richtung Wetterburg. Für Leichenwagen und Personal befindet sich eine getrennte Zufahrt an der Wetterburger Straße, die die Feierhalle und die Leichenzellen rückwärtig erschließt. Ein letzter Zugang führt über das Grundstück am südöstlichen Ende der „Kleinen Allee“, auf dem die Unterkunft für das Pflegepersonal sowie Lagermöglichkeiten für die notwendigen Geräte und Maschinen vorgesehen sind. Von hier gibt es einen direkten Zugang zum vom Driesch in Richtung Wetterburg führenden Hauptweg. Als Einfassung des Friedhofsgeländes sieht der Entwurf an den Hauptwegen, entlang der südlichen Friedhofsgrenze, zum Driesch und zur Wetterburger Straße hin eine Mauer vor, während im übrigen Verlauf der Friedhofsgrenze ein Zaun ausreicht.

Der Gebäudekomplex an der Wetterburger Straße mit Vorplatz, Feierhalle, Leichenzellen, usw., der auch die öffentliche Toilettenanlage mit einbezieht, bestimmt den Eingangsbereich des Friedhofes und ist zu den Grabfeldern durch eine regelmäßige Baumpflanzung abgegrenzt. Die Organisation dieses Bereiches wird später an einem Ausschnitt des Entwurfs näher beschrieben. Vom Ausgang der Feierhalle führt ein Hauptweg direkt in die Grabfelder. Durch die als Alleen bepflanzten Hauptwege, an deren Kreuzungspunkten Rondells vorgesehen sind, die mit Bänken ausgestattet Verweilmöglichkeiten bieten, wird die Friedhofsfläche in 5 Grabflächen und das anonyme Grabfeld gegliedert. Die Grabflächen sind in 12 Grabfelder unterteilt, die jeweils mit Hecken eingefasst und mit Brunnen, Abfall- und Kompostbehälter versehen sind.

Der Entwurf sieht eine schrittweise Herstellung der Anlage vor, indem zunächst nur die Hauptwege (Alleen) und die nördliche Friedhofshälfte mit dem Eingangsbereich, dem Gebäudekomplex, dem anonymen Grabfeld sowie die Grabfelder 1 und 2 hergestellt werden. So ist der Friedhof voll gebrauchsfähig und das übrige Gelände kann nach und nach aufgefüllt werden und, wenn die Flächen zur Bestattung benötigt werden, können sie jeweils mit den Wegen, Brunnen, Abfall- und Kompostbehältern ausgestattet und mit Hecken eingefasst werden. So verteilen sich die Baukosten auf einen längeren Zeitraum und fallen die Pflegekosten erst mit der Belegung an.

Die dargestellte Friedhofsanlage hat eine Gesamtfläche von 58600qm, wozu noch einmal 3000qm für die Unterkunft der Gärtner hinzuzurechnen sind. Die genannte Größe unterteilt sich in 8300qm für den Eingangsbereich mit dem 830qm großen Gebäudekomplex, 6400qm für das anonyme Grabfeld sowie 43900qm für den Bereich der übrigen Grabfelder. Von der Gesamtfläche der Grabfelder verbleiben nach Abzug der Haupteinschließungsflächen 33500qm für die 12 Grabfelder, die eine Größe zwischen 1900qm und 4200qm aufweisen. Nach dem aus einem Belegungsbeispiel ermittelten Flächenbedarf von 7,5qm pro Grab reicht die Fläche der Grabfelder für einen Belegungszeitraum von 44 Jahren aus. Dieser Zeitraum ergibt sich durch die hohe Flächenausnutzung und die große Belegungsdichte. Die nördliche Friedhofshälfte, die zuerst fertiggestellt werden soll, reicht für einen Belegungszeitraum von 10 Jahren aus. Könnte die angestrebte Mindestruhefrist eingehalten werden, so ergäbe sich durch Nachbestattungen (Reihengräber nach 25 Jahren, Einzelwahlgräber nach 40 Jahren, Doppelwahlgräber nach 50 - 60 Jahren) die Möglichkeit, langfristig mit der dargestellten Friedhofsfläche auszukommen. Erweiterungsmöglichkeiten sind aber dennoch vorhanden und im Plan angedeutet.

4.4 Ausschnitt 1:200 mit Belegungsvorschlag

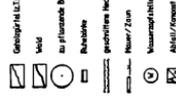
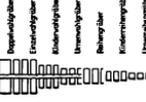
Der Ausschnitt gibt den Eingangsbereich und die Grabfelder 1 und 2 vergrößert wieder und soll jeweils die Organisation verdeutlichen. Der Eingangsbereich ist in einen öffentlichen und nichtöffentlichen Bereich unterteilt. Der nichtöffentliche Teil besteht zunächst aus der Vorfahrt für den Leichenwagen und die Parkplätze für Pfarrer und Personal. Der Leichenwagen kann rückwärts bis an das Vordach heranfahren und der Sarg wird direkt in die als Kühlräume vorgesehenen Leichenzellen gebracht. An

Stadt Arolsen



Neuer Friedhof

Übersichtspflanz:



Register der Stadt Arolsen

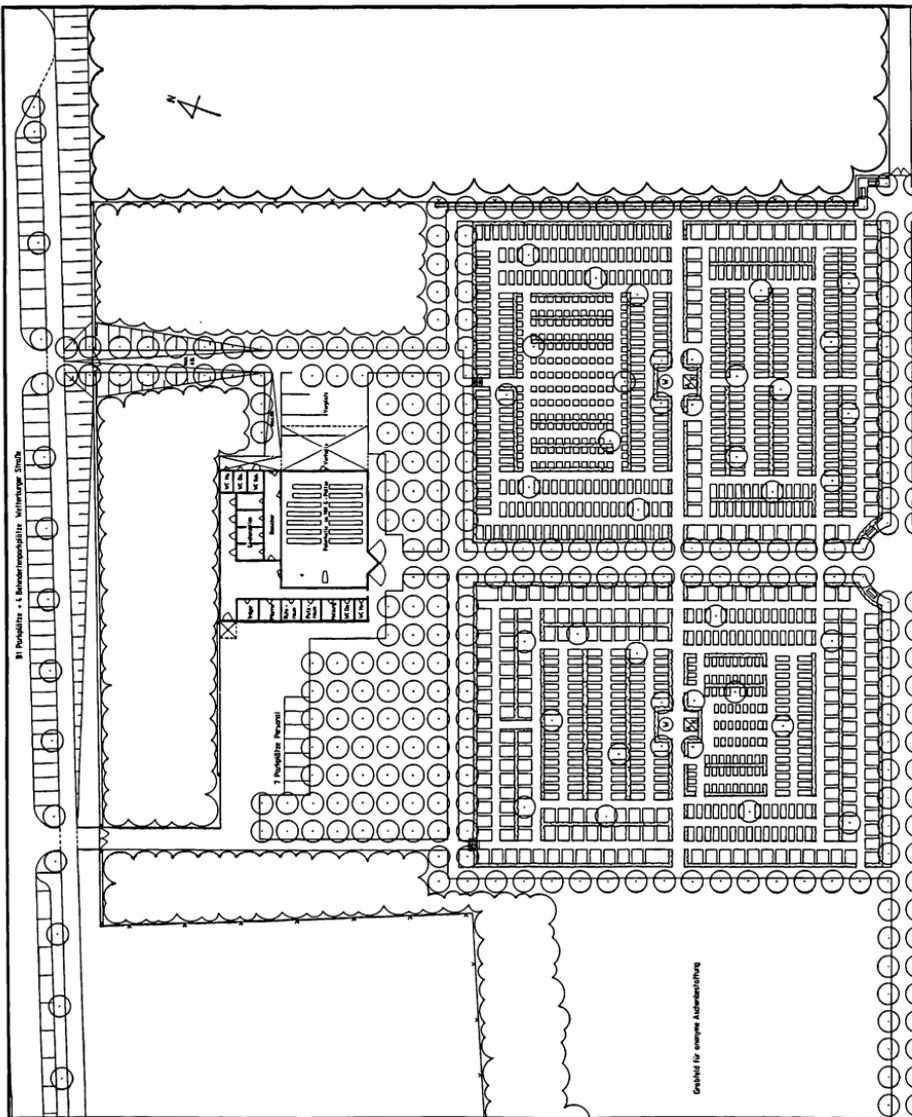
Neuer Friedhof

Ausschnitt 1:200

PTPTT

Wilhelm-Lerwede

Arolsen, 1910



1. Feldreihe - 4. Einreiherspaltreihe - 5. Einreiherspaltreihe

2. Feldreihe - 3. Feldreihe

Gebäude für eigene Administration

(unmaßstäbliche Verkleinerung des Originalplanes)

der Westseite des Gebäudekomplexes befinden sich die Räume für Träger und Pfarrer, Toiletten, Abstell- und Putzraum sowie der Heizraum. Der große Vorraum zwischen Feierhalle, Leichenzellen und dem Raum für die Träger kann kurzfristig zum Abstellen von Blumenschmuck verwendet werden und soll genügend Platz lassen, um die Särge aus den Leichenzellen in die Feierhalle zu tragen. Der öffentliche Teil des Eingangsbereiches ist einerseits der Weg, der Friedhofsbesucher zu den Grabfeldern führt, und andererseits der durch Bäume abgetrennte, teilweise überdachte Vorplatz für die wartenden Gäste einer Trauerfeier. Der Vorplatz ist durch Treppenstufen gegliedert, die den Niveauunterschied zwischen Weg und Feierhalle ausgleichen. Die Feierhalle ist aber ebenso über eine Rampe zu erreichen. Bei größeren Beerdigungen kann die Trauergemeinde von außen über Lautsprecher an der Feier teilnehmen. Nördlich der Feierhalle befindet sich die öffentliche Toilettenanlage und der Besuchergang, der es den Angehörigen ermöglicht, mit einem Blick in die Leichenzelle vom Verstorbenen Abschied zu nehmen. Auch vom Besuchergang her ist die Feierhalle zu erreichen, die Sitzplätze für ca. 100 Personen bietet. Die Trauergemeinde verlässt die Feierhalle durch ein großes Portal an der Südseite des Gebäudes, von wo der Weg direkt zu den Grabfeldern führt. Die rasterartige Baumpflanzung trennt den Eingangsbereich von den Grabfeldern 1 und 2, die jeweils durch geschnittene Hecken eingefasst sind. Die Grabfelder werden jeweils durch einen Hauptweg, an dem sich Brunnen, Abfall- und Kompostbehälter befinden, sowie mehrere andere Zugänge erschlossen. Die Wahlgräber sind jeweils Kopf an Kopf ausgerichtet und durch eine geschnittene Hecke getrennt, die Reihengräber hingegen sind jeweils einheitlich nach einer Seite ausgerichtet. Gleichmäßig über das Grabfeld verteilt sind an Stelle von Gräbern einzelne Bäume gepflanzt, die ein „Dach“ für das Grabfeld bilden. Die beispielhaft dargestellte Belegung der beiden Grabfelder mit einer Gesamtfläche von 7884qm umfasst 1074 Grabstellen, was einem Flächenbedarf von 7,35qm pro Grabstelle entspricht. Im einzelnen ergeben sich 237 Doppelwahlgrabstellen (22%), 310 Einzelwahlgrabstellen (29%), 293 Reihengräber (27,5%), 118 Urnenwahlgrabstellen (11%), 40 Urnenreihengräber (3,5%) und 76 Kindergräber (7%).

5. Zusammenfassung

„Und gewohnt wird nicht über, sondern in der Siedlung, der ästhetische Grundriss ist einzig Problem der PlanerInnen.“ (Steinhäuser 1990, S.75).

Ähnlich wie Urta Steinhäuser am Ende ihrer Arbeit zum freiraumplanerischen Umgang mit Siedlungen darauf hinweist, dass die Benutzbarkeit einer Siedlung wichtig ist und nicht ihr Aussehen auf dem Plan, möchten wir - übertragen auf den Friedhof - abschließend betonen, dass bei unseren freiraumplanerischen Überlegungen die Schaffung von Verhaltensspielräumen entscheidend war und nicht ausgewogene Proportionen in der graphischen Darstellung. Dass wir die alltäglichen und „banalen“ freiraumplanerischen Kriterien, nach denen wir unser tägliches Handeln ganz unbewusst ausrichten, so stark betonen, liegt nicht zuletzt daran, dass solche „Banalitä-

ten“ nur allzu leicht von Planern gestalterischen Absichten geopfert werden. Die verheerenden Folgen solcher Planung lassen sich am Beispiel des sozialen Wohnungsbaues, wo das Fehlen von Grenzen und Verhaltensspielräumen zur Unbenutzbarkeit der Freiräume führt, genauso aufzeigen, wie am Beispiel verkehrsberuhigter Straßen, in denen durch die fehlende Zonierung eine Verhaltensunsicherheit für Autofahrer und Fußgänger erzeugt wird. Genauso selbstverständlich wie wir die freiraumplanerischen Aspekte beachten haben, sind die technischen, ökonomischen, funktionalen und die Pflege betreffenden Gesichtspunkte in unsere Überlegungen eingegangen, so dass auch das gebaute Ergebnis für jedermann einsichtig und selbstverständlich sein kann. Denn Ziel der Planung für den Neuen Friedhof sollte es nach unserer Ansicht sein, dass dieser von allen Nutzern, von regelmäßigen und fremden Besuchern, Bestattern und Angehörigen von Verstorbenen, Gästen von Trauerfeiern und dem Pflegepersonal, „ohne Bedienungsanleitung“ in Gebrauch genommen werden kann und dass die für jedermann lesbare Ausstattung die Kenntnis des Erläuterungsberichtes ersetzt.

6. Literaturverzeichnis

- BDGA (Hrsg.)** 1968: Friedhofsplanung. Heft 5 der Schriftenreihe des BDGA, Bonn.
- Böse, H.** 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsberichte des Fachbereichs 13 der Gesamthochschule Kassel, Heft 22.
- Buchon, K. und Henkel, G.** 1978: Kriterien und Verfahren zur Ausweisung von Friedhofsstandorten, Standortkriterien, Standortfindung in: Das Gartenamt 27(7), Hannover.
- Dreher, K. P.** 1988: Kommunalfriedhof Arolsen, Freiraumplanenscher Entwurf für einen Kommunalfriedhof der Stadt Arolsen. Diplomarbeit am Fachbereich 13 der Gesamthochschule Kassel.
- Mattem, H.** 1955: Sakral, zitiert in: Hermann Mattem 1902 - 1971, Gärten, Gartenlandschaften, Häuser, Katalog zur Ausstellung der Akademie der Künste und der TU Berlin, 1982.
- Steinhäuser, U.** 1990: Planen für die Wechselfälle des Lebens. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 16 der Kasseler Schule.
- Ströder, M.** (1984): Standortplanung und Gestaltung eines Friedhofes, dargestellt am Beispiel der Friedhofserweiterung für Fuldabrück – Dittershausen. Diplomarbeit am Fachbereich 13 der Gesamthochschule Kassel.

WOLLINGST NACHLESE - VORTRÄGE UND DEBATTEN

H. Beekmann, F. Bellin, K. Bekeszus, H. Böse-Vetter, U. Braun, B. Gehlken, T. Heil, K.H. Hülbusch, J. Knittel, D. Kuhle, H. Lührs, G. Moes, A. Nagl, S. Novak, H. Schneider, I. Schröder, L. Simon, C. Theiling, N. Witzel

Planen in unmöglichen Vorgaben.¹ Der Garten zum Einfamiliengebäude.

Auszüge aus der Nachlese des 14. PlanerInnenseminars der AG Freiraum und Vegetation vom 2. – 9. März 2001 im Naturfreundehaus Wollingst

Inhalt

K.H. Hülbusch	Eine Gelegenheit beim Schopfe packen.	150
C. Theiling	(Planen in unmöglichen.../Ein Anlass...)	158
S. Novak	Erinnernder Brief.	158
H. Lührs	In Gips gehauen.	160
D. Kuhle	Prinzip und Regel.	165
<i>C. Theiling & Aut.kollektiv</i>	<i>Die Reihe der Typen I</i>	-
K.H. Hülbusch	Vom voreiligen über den vorläufigen Zum 'fertigen' Plan. – Reihe II.	168
B. Gehlken	Von der Rand- zur Flächensiedlung.	170
F. Bellin	Zonierungen. Haus und Hof.	176
G. Moes	Vom Weg zur Terrasse.	185
K.H. Hülbusch	Vom Wohnweg zur Sackgasse.	188
H. Böse-Vetter	Kleine Zaunkunde.	190
N. Witzel	Die Herstellungsplanung.	200
<i>Aut.kollektiv</i>	<i>Die Reihe der Typen II</i>	-
S. Novak	Buchstaben, Worte, Sätze.	205
K.H. Hülbusch	Schlusswort.	211
	Literatur I (verwendete)	213
	Literatur II (Handbibliothek des Seminars)	218

¹ Die Beiträge sind Ertrag und Ausdruck der gemeinsamen Seminararbeit. Der Reader wurde vor allem um die Einführung und Darstellung der Typen gekürzt (insgesamt ca. 140 Seiten). Eine Überarbeitung dieser Seminarerträge steht weiter aus. Die Überschriften der vollständig gestrichenen Kapitel sind im Inhaltsverzeichnis wie im Text kursiv eingefügt.

Eine Gelegenheit beim Schopfe packen.

Ein Anlass und eine Reminiszenz.

Zum Kompaktseminar 1991 in Worpsswede gab's zum Spaß, ausgelobt von Alwin Uphoff, einen 'Wettbewerb' zur Gestaltung des Vorgartens des Philine Vogler-Hauses. Der erste Preis war nach meiner Erinnerung mit 2 Flaschen Bier datiert, die nach meiner Erinnerung N. Scholz gewonnen hat. Das war etwas veralbernd inszeniert, weil wir zwar Meinungen beizutragen hatten aber keine soliden Gründe auftischen konnten. Der Anlaß fürs Seminar in Wollingst war ein Gespräch mit Christoph über die Anfrage eines Schulfreundes, der als Steuerberater (o. ähnliches) zu Geld gekommen, seine Villa begrünen lassen wollte. Wie macht man das, wenn man nicht schlicht Professor Lendholdts platte Antwort auf den Einwand gegen einen Entwurf ohne Begründung und Erklärung fortführen will: 'Das geht nicht!' 'Warum nicht?' 'Das ist so!' - peng.

Christoph Theiling

Planen in unmöglichen Voraussetzungen / Ein Anlaß zum Seminar

"Die PlanerIn benötigt dagegen Ikonographie und Ikonologie zur Prüfung des (...) voreiligen Urteils, damit der Plan die Absichten (Ziele) durch den Gebrauch der adäquaten Mittel möglich macht " (HÜLBUSCH, KARL HEINRICH, 1991: 1).

Vor gut einem Jahr hatten wir einen kleinen Wasserschaden. Nach dem der Schadensfall reguliert war, fragte mich mein langjähriger Versicherungsvertreter, ob ich ihm nicht mal einen Tip für seinen 'Vorgarten' geben könnte. Er hat vor etlichen Jahren ein Haus (70er Jahre) gekauft und Stück für Stück renoviert und umgebaut. Und nun sollte der Garten dran sein: ohne Versiegelung, ökologisch aber auch geordnet, hübsch, sauber und pflegeleicht. Da gibt es auch noch unterschiedliche Meinungen und entsprechende Konflikte mit der Freundin... Ich dachte, "Hm, Garten eines Versicherungsvertreters - das klingt so gut wie 'Haus ein Bankiers' oder all" diese tollen Entwürfe der 20er Jahre - Moderne - Architekten." Also sagte ich zu, mal vorbei zu schauen.

Ich fuhr also hin.

Da stand ich nun mit meinem Maßband vor einem 40 Meter breiten Grundstück mit einem 10 Meter tief ins Grundstück gerückten Winkelbungalow drauf. Zur einen Seite ein schmaler (5 m) Bauwuch, auf der anderen Seite eine weit zurückversetzte Garage mit Zufahrt und zusätzlichem Carport. Sooo viel Fläche für einen 'Vorgarten', der ja erst mal nur als privates Abstandsgrün bezeichnet werden kann. Nach kurzem Aufmaß und einigen Tassen Kaffee fuhr ich wieder...

Am Schreibtisch

hing ich dann an, zu überlegen, wie diese viele Fläche vollzuspielen sei. Aber so richtig etwas Begründetes, außer einem Zaun als feste Grenze - aber brauche ich den bei 10 Metern Tiefe, geht da nicht auch eine Hecke, weil Sparsamkeit doch gar nicht nötig ist...? - fiel mir auch nicht ein. Derart hin und her gerissen und planlos ging ich mir bei Kiwi einen Rat holen.

Das Gespräch

begann erst mal mit einem kleinen Zettel, einer Kugelschreiberskizze. Das Papier wurde dann größer und der Gedanke runder. Zu überlegen wären, so waren Kiwi und ich uns im Gespräch einig - die Vorbilder. was muß und kann Vorgarten sein, wird die Zufahrt zur Garage nicht einfach Hof und der 'Rest' (nicht eben wenig Fläche) einfach seitlicher bzw. neben dem Vorgarten liegender Garten? - leicht zu pflegen mit Rasen und eventuell mit kleinkronigen Bäumen überstellt.

Relativ schnell war so ein kleiner Plan fertig. Einiges war begründet, anderes war auch nach dem Motto: 'das macht man mal so.' Den Plan habe ich dann noch größer und hübsch bunt skizziert, eingerollt und bin wieder losgefahren.

Präsentation

Auf der Südterrasse habe ich dann meinem Versicherungsvertreter und seiner Freundin die Überlegungen ausgebreitet bzw. ausgerollt. Beide waren nicht so richtig begeistert, vor allem den Zaun und den bunten Plan fanden sie gut. Dann habe ich mein Honorar bekommen und später erfahren, daß sie erst mal kein Geld mehr für eine Ausführung haben. Das ist auch noch nach einem Jahr so...

"Das quadratische Grundstück mit Haus in der Mitte hat nirgends mehr brauchbaren Platz und kein vorne und hinten mehr - nur noch daneben" (BÖSE - VETTER, HELMUT, 1996: 200).

In diesem Daneben als Planer wie als Bewohner doch noch Vorne und Hinten, also Orientierung und Entscheidungsmöglichkeiten zu besitzen oder wiedergewinnen zu können, war eines der Motive für das Seminar 'Planen in unmöglichen Voraussetzungen' vom 03 bis 09. März in Wollingst.

Die andere altgediente Antwort der Grünraumgestalter, daß sie immer zu spät gefragt würden, ist ausgedient, weil die 'Einmischung in die Architektur' nicht gelernt und geübt ist. Wie kolportierten doch Architekten aus Hannover (1973), die Schulen bauten, die Antwort zur Einladung für die Schulplanung an den Grünraumgestalter: 'Er sagte, macht mal die Schule und ich werde dann das Grüne drumherum stricken.' Die selbstverschuldete zweite, dritte oder ... rolle ist im Mangel an Einsicht begründet. Diese Einsicht setzte voraus, daß die Gestalter die ganz simple Möglichkeit der Gebrauchsfähigkeit der unbekanntenen Flächen in den Vordergrund stellten und selbst unter den miserabelsten Voraussetzungen einen Freiraum ließen, statt diesen mit Gestaltung wegzugrünen. Als Studenten in Hannover haben wir immer schon mokiert, daß die Grünraumgestaltung noch schlechter ist als die Architektur - also die Freiräume zusätzlich zubaut (s. z.B. F2) mit 'urbanem (Sitte'schem) Unkraut'.

Ein Mangel der Unterrichtung

Lecoq schreibt, daß man sich zuerst einlassen müsse, um widersprechen zu können. Walzer nennt die Kritik, die aus der gleichen Gesellschaft heraus vorgetragen wird, im Gegensatz zur Missionierung solidarisch. Dissidenten sind im Gegensatz zu Missionären Leute, die

„Grundwerte der Männer und Frauen kennt, die er kritisiert (...).

Er schlägt ihnen Reformen vor, die sie durchführen können, während sie weiterhin Mitglieder und Mitbürger derselben Gesellschaft bleiben." (WALZER, M. 1993: 104)

Mit der Überzeugung, daß die Fegefeuer des Widerspruchs an den etablierten Ritualen geschürt seien, haben wir vornehmlich dem Widerspruch gehuldigt. Die implizite Mitteilung der professionellen Rituale und Selbstvergewisserungen ist m. E. nicht ausreichend zur Begründung der Veränderung, weil damit die Revisionen mit dem Siegel der Praxis legitimiert werden können und unversehens im kritisierten Opportunismus, garniert mit netten Floskeln, landen. Was so leicht z. B. an Opportunismus der 68er-Bewegten zum Verrat gestempelt wird und faktisch ist, ist im besten Falle unverständener, also antiautoritärer Widerstand, der die Macht prüft und nicht auf klügere Auslegung der Privilegien aus ist. Beim PlanerInnenseminar 'Stadttränder' und 'Stil der Ökonomie' jeweils in Miltenberg haben wir die Fehler deklariert, nicht aber analysiert. Die Mängel und Dissonanzen zu kapiern, ist noch keine Analyse, die der Logik des Verfahrens auf die Schliche kommt und deshalb von der Überlegung her kritisieren kann und in die Höhle des 'Löwen' geht. Daraus sind drei Schritte der Arbeit begründet.

Entwürfe und Pläne

Die mitgebrachten Einfamiliengebäude (s. CORDTS, H.J. u. BÄRENWEILER, R. 1991) sollten wir zuerst nach innerprofessionell sanktionierten Entwurfsmetaphern, die der PlanerIn Erfindung statt Einsicht abfordern, skizzieren. Die Dekoration des modischen Entwurfs, die in den Köpfen der Kundschaft (s. MIGGE, L. 1913) grassiert, muß für uns wie bei einem Wettbewerb mit üblicher Jury möglichst neumodisch gestrickt werden. Erst danach können wir für uns selbst die Diskussion über den Unsinn führen und Geschichten erzählen lernen, die der Kundschaft einleuchtend werden könnten. Und uns gesprächsfähig machen können, frei nach Adornos Motto, daß die 'Leute auch das Recht auf die Erfüllung ihrer falschen Bedürfnisse haben'. Aufklärung, Lehre kann nur an der Stelle beginnen, an der die Kundschaft ist. Dabei sollten nur die sonderbar privilegierte Situation, daß der Auftraggeber nicht stellvertretend wirkt, auch wahrnehmen und daran über, wie die Stellvertreter des Allgemeinwohls an die Kandarre zu nehmen wären.

Im zweiten Schritt wäre die ideale Voraussetzung zu skizzieren: Organisation gegen den Entwurf, die den Gartenarchitekten unnötig macht, weil die Intarsien der Ausstattung unerheblich sind und locker die Marotten der Handelnden möglich macht, den Plan gegen die Entwürfe stellt. Der dann solide vorbereitete Auftrag gibt der Aufgabe wie die Voraussetzung des Einfamiliengebäudes in eine nicht vorhergesehene Planung gemünzt werden kann (GIDE: Falschmünzer) und hintenherum eine Einmischung in die Architektur herstellt und Optionen öffnet, die der Kundschaft nicht im Mut war.

Was könnten wir lernen?

Die Wut gegen den Mainstream der Profession steht uns gut an. Den haben wir auch verdient - in echt. Damit verdienen wir auch nichts. Ich bin dafür, daß wir die Arbeit solide und gut verkaufen und unterscheiden lernen zwischen Mitmachen und Zulassen. Damit dies auch handfest wird, sollten wir die Regeln der Herstellungsplanung verhandeln: Sparsamkeit der Mittel für den erklärten Zweck. Es ist sicher so, daß der Auf-

wand, die Sparsamkeit aushebelt, weil die Sparsamkeit nicht unbedingt billig ist (s. LATZ: Garten). Preiswert und billig sind Kategorien des Unterschieds zwischen Geduld und Eile. Aber die Geduld wächst erst mit der Zeit ins Geld und setzt beim Gärtnern das Vertrauen in das Handwerk der GärtnerIn voraus, den Mut einem Versprechen zu trauen.

Seminarankündigung

Der Garten zum Einfamiliengebäude – Planen in unmöglichen Vorgaben (Erste Skizze)

Eine Behauptung aus unseren Studienzeiten Mitte der 60er hier: den Mist der Städtebauer und Architekten verhunzen die Grünarchitekten noch zusätzlich, weil sie keinen blassen Schimmer vom Freiraum der Bewohner und ihrer Arbeit haben. Es gibt keine Ursache, diese Feststellung zurückzunehmen, denn

„Heute ist er ‚architektonisch‘ inspiriert, morgen von ‚landschaftlicher Tradition‘ belastet und, wenn möglich, will er sich ‚künstlerisch ausleben‘ ... Da hilft nur intensive Verbreitung einer anspruchslosen auf sachlichen Elementen fußenden Gartenidee, die durch den Gebrauch von selbst handwerkliche Vereinfachungen mit sich bringen wird.“ (Migge, L. 1919: 81)

Selbstverständlich könnte klüger gebaut werden. Das setzte allerdings eine gekonnte Einmischung in den Städtebau und die Architektur voraus. Und wo könnten die Einsichten für diese Einmischung herkommen? Klar, aus Beispielen. Fällen, und systematischen Vergleichen, die in Regeln, die wir auch Merkmalskombinationen nennen können, zu beschreiben sind und hinsichtlich der Bedeutung, gemessen über den Gebrauch, dem Prinzip nach verstanden werden können. Die Kenntnis der ‚idealen‘ Regel und des darin immateriell waltenden Prinzips, des akkumulierten Gedankens, ist Voraussetzung zur Ansprache und Einordnung jedes einzelnen Falles und der darin enthaltenen Abweichungen. Der Zufall des architektonischen Entwurfs und des städtebaulichen Siedlungsinterieurs ist materiell manifest, ein schlagkräftiges Argument. Freiraumplanung ist dagegen ausnehmend leicht im Widerspruch gegen scheinbare Sachzwänge, die von der Grünraumgestaltung zur Entschuldigung so gerne hofiert wird. Für die Herstellungsplanung gilt eine Prüfung der tendenziell unumstößlichen Voraussetzungen im Hinblick auf die Variationen des praktischen, bewährten ‚Ideals‘ oder Vorbilds. Die Kenntnis und das Verständnis der Regel und des Prinzips ist überprüfbar an der sinngemäßen Übersetzung völlig untypischer Ausgangsvoraussetzungen. Die hohe Kunst des Planens bzw. des Wissens von Prinzip und Regel ist am besten beim völlig ungeeigneten Fall zu erproben und zu prüfen. Der Beginn der Prüfung besteht in der angemessenen Analyse des Beispiels im Vergleich zu einem zweckorientierten Plan (s. ADORNO, T.W. 1967, Funktionalismus heute). Das ist eine ernstzunehmende Prüfung der professionell-handwerklichen Fertigkeit. Die ‚intuitive Antwort‘ ist der ‚eilige Plan‘, der anschließend hinsichtlich der Logik verfahrensmäßig erkundet und analysiert wird. Die ad hoc skizzierte materielle Herstellung des Freiraums, der subversiv die Vorgaben des Baus verändert, wird dann im Prinzip an den Vorgaben bzw. der charakteristischen Merkmalskombination des Typus nachgekartet.

Das Beispiel für den Freiraumplan

Selbstverständlich könnten dazu besonders restriktive Beispiele, die besonders sperrig sind, bis hin zur Verweigerung des Auftrags, genommen werden. Spaßiger ist es aber, Beispiele zu nehmen, deren Botschaft in den Köpfen aller Beteiligten privilegiert eingeschätzt werden, ja bei denen alle einen Reichtum erwarten, der restriktiv nur in ängstlicher Einschränkung manifestiert. Was als Verschwendung gedacht war, hat Wirkung in angestrenzter Einschränkung, die verkniffen großartig aufgetragen werden muss.

Das Einfamiliengebäude bietet alle diese abstrusen Vorgaben und zudem noch den Auftragsidealfall des Gartenarchitekten vom umschriebenen Auftraggeber. Die Hofierung der Auftrag-

geber ist i.d.R. der Selbstbeweihräucherung des Entwerfers gedient. Die professionelle Aufbereitung des Auftrags in der Information über Voraussetzungen und Folgen, einen soliden Rat für Entscheidungen zur Verausgabung des Geldes, setzt eine sorgfältige Überlegung voraus. In dieser sind die stereotypen Wünsche aus dem Repertoire der propagandistisch kolportierten Leitbilder (Migge; Mehli) zum stillen Gesprächspartner zu erheben (Balint, Schwarz, Bärenweiler/Cordts). Auch diese Kenntnis gehört zum professionellen Wissen, weil daran und daraus zu lernen ist, wie unausgesprochen damit akritisch auftretende Meinung gemacht wird (Nohl, Spithöfer, Seyfang etc.), die dem Vorwand mit geschmäckerlicher Attitüde nur dem Schein nach widerspricht – also die Gestaltung in den Vordergrund hebt und damit den Vorwand ideologisch verfertigt.

Vorgehensweise

Wir nehmen ganz zufällig ausgewählte Einfamiliengebäude, Interieurs aus den letzten 10-15 Jahren auf tendenziell quadratischen Wirtschaftshufen. Jede TeilnehmerIn erhält einen Auftrag (Fall) zur Bearbeitung. Besser noch, bringt den ‚Auftrag‘, das Beispiel mit. Sinnig sind Beispiele, die schon fertig sind, damit Kritik und Analyse der Situation des Entwurfs für den Plan verhandelt werden können. Die immer vor der Frage steht, warum ist mit so viel Vergeudung so wenig Verschwendung – Freiraum – hergestellt worden (Bergfleth, G. 1985).

Fahrplan

Kosten für Quartier, Selbstversorgung und einiges Material 300,- DM. Zur Erinnerung sei darauf hingewiesen, dass am 10 März 2001 in der Architektenkammer Bremen ein Symposium der AG Freiraum und Vegetation und am folgenden Tag im Naturkundemuseum Oldenburg eine Führung durch die Lackprofilssammlung von R. Tüxen stattfinden.

Freitag, 2. März 2001

17-18.00 Uhr Eintreffen und Einhausen

19.30 Uhr Eintreffen in das Seminar: ‚Haus und Hof und Feld‘ (s. NB 23; R. Helbig 1996; Beekmann et al. 1996; I.M. Hülbusch 1978 etc.)

22.00 Uhr Sammlung der biographisch mitgebrachten Fälle

Samstag, 3. März 2001

8.00 Uhr Frühstück

9.00 Uhr Die Organisation und Zonierung von Haus, Hof und Feld: die Thünenschon Kreise der Hauswirtschaft. Referent/Leitung (K.H.H.)

11.00 Uhr Haushufe und Wirtschaftshufe – der kurze Weg zur Kaseme (B. Gehlken)

13.00 Uhr Mittagsspicknick

14.30 Uhr Ein typischer Fall der ‚Kaffeemühlenwirtschaftshufe‘. (H. Böse-Vetter)

(vgl. dazu: Aut. 1995: Miltenberg II; U. Braun 1996; Aut. 1993 Weimar;

Bärenweiler, R./Cordts, H.J. 1992; Bentmann/Müller 1970; Theiling, C. 1996)

16.30 Uhr Von der Analyse des Gegenstandes zum Plan – oder: wie münzt man unmögliche Vorgaben brauchbar und angemessen um. (K.H.H.)

19.00 Uhr Abendbrot

20.00 Uhr Das improvisierte Ideal – Qualität und Quantität der Organisation und Zonierung einer Wirtschaftshufe / Verschwendung und Reichtum (G. Moes) (vgl. dazu: H. Böse-Vetter 1991; 1996)

Sonntag, 4. März 2001

8.00 Uhr Frühstück

9.00 Uhr Vorstellung der mitgebrachten Beispiele, erste analytische Skizzen und Typisierung (K.H.H.)

11.00 Uhr Fälle und Sonderfälle – Einmischung in die Architektur. Hilfsmittel der organisatorischen Lesbarkeit. Grenzen und Territorien. (vgl. J. Zimmermann 1978 und Birgit Klose 1999). Die Psychologie des Gebrauchs (E. Bloch, Th. W. Adorno);

Das Prinzip in der Regel (vgl. D. Kuhle 1999, N. Witzel 1999) (D. Kuhle)

- 13.00 Uhr Mittagsspicknick
- 14.30 Uhr 30 Pläne – Die Beispiele, 30 Entwürfe, die bei aller Erfindung im Detail alle gleich sind. Auch bei den Plänen ist die „Interpolation im Kleinsten“ (W. Benjamin, Th. W. Adorno) nur eine Variation der Regel. Also auch die Pläne müssen gleich sein. (J. Kulla)
- 16.30 Uhr Der ‚eilige Plan‘ und die erklärende Begründung - der Erläuterungsbericht spielt die Zeichnung nicht nach, sondern begründet sie, spricht verständlich und handwerklich professionell mit der Kundschaft.
- 19.00 Uhr Abendbrot
- 20.30 Uhr Ein Spaziergang durch die Pläne. (K.H.H.)

Montag, 5. März 2001

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.00 Uhr Seien wir mal genau. Übung in handwerklicher Genauigkeit: die Ausführungsplanung, das Gespräch mit den Handwerkern über die Mittel der Herstellung – genau, sparsam und alterungsfähig. (H. Böse-Vetter, G. Moes, K.H.H.)
- 13.00 Uhr Mittagsspicknick
- 14.30 Uhr Die Regeln der Ausführungsplanung (G. Moes)
- 19.00 Uhr Abendrot
- 20.30 Uhr Vorbilder und Beispiele – Eine Reminiszenz an das Seminar in Großstelzendorf Lernen an der Wirklichkeit: Feldgärten, Haus-Gärten, Gestalter-Grünflächen, Gehölzflächen, Obstwiesen.

Dienstag, 6. März 2001

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.00 Uhr Erläuterungsbericht: die Vorbereitung der Bauplanung.
- 13.00 Uhr Mittagsspicknick
- 14.30 Uhr Die Auftragsformulierung – die Prüfung des Plans / Prinzip und Regeln.
- 19.00 Uhr Abendbrot
- 20.30 Uhr Disposition zum Seminarreader: Freiraumplanung in der Bauplanung - Ziele und Mittel statt Sachzwänge.

Mittwoch, 7. März 2001

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.00 Uhr Vergleichende Darstellung aller Gartenpläne für eine systematische Übersicht.
- 11.00 Uhr Vegetationsausstattung nach Lebensformen und Pflanzengesellschaften.
- 13.00 Uhr Mittagsspicknick
- 14.30 Uhr Die Nachahmung der Thünenschen Kreise bäuerlicher Landnutzung in der Zonierung und Organisation des Gartens :Forst, Forstmantel, Mantelsaum und Versaumung, Wege, Äcker.
- 16.30 Uhr Morphologie des Gartens – die vertikale Haus-Gartenwirtschaft: Spaliere und Ranker (Lianen).
- 19.00 Uhr Abendbrot
- 20.30 Uhr Die Vergeudung der Stadtfläche und die Verknappung und Verteuerung des Baugrundes seit Einführung der Mietskasernen (I.M. Hülbusch 1981/1997) seit dem Barock. Einführung der Wirtschaftshufen der barocken Physiokraten (Fr. d. Große, die Fürsten von Gottorf, Maria Theresia, die Wolfen etc.), der Moor- wie Marschhufensiedlungen und der Romantischen Parks (s. Hirschfeld, C.L. 1788/90). Eine spannende Analogie: die Verkürzung der Grab – Liegenzeiten, damit des sozialgeschichtlichen Dokuments durch die Verknappung der Grabfläche durch Ausdehnung des Taragrüns. (H. Böse-Vetter)

Donnerstag, 8. März 2001

- 8.00 Uhr Frühstück

- 9.00 Uhr Vergeudung versus Verschwendung – frei nach Bergfleth 1985 debattiert.
(H. Lührs)
- 12.30 Uhr Mittagspicknick
- 14.00 Uhr Opportunismus, Angst und Mut beim Planen – das psychologische Kalkül der Handwerkermental. (s. Alain: ‚Spielregeln der Kunst‘, Adorno: ‚Funktionalismus heute‘)
- 16.30 Uhr Raten und Beraten (s. S. Groeneveld) – das psychologische Dilemma tertiärer Berufe. (H. Troll)
- 19.00 Uhr Abendbrot
- 20.30 Uhr Analogie, Imitation, Vorbild, Reflexion. (s. C. Ginzburg 1988, J. Berger 1984, W. Kauer 1976; J. Gotthelf 1850) – die Gestaltung macht Bilder nach. Planung nimmt die Gegenstände als Mittel, um dahinter die Ökonomie der Absicht zu verstehen. (s. Th. Veblen 1899/1989) (K.H.H.)

Freitag, 9. März 2001

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.00 Uhr ‚Die Moral der weißen Kalkschminke‘ (M. Culot 1978)
- 10.00 Uhr Pläne folgen Regeln, in denen die Prinzipien, der Gedanke bedacht sind. Pläne sind tendenziell gleich – darin ist die handwerkliche Qualität prüfbar. Entwürfe sind – gegen die Rede von der künstlerischen Handschrift – auch gleich, wie alle schlechten Tische auch gleich sind. Die Beliebigkeit des Entwurfs steht gegen die verbindliche Prüfbarkeit des Plans der i.w.S. auf vorgeleistete Arbeit verweisen kann.
- 12.00 Uhr Mittagspicknick
- 14.00 Uhr Seminarresümee – wie viel Freiraumplanung muss für den Plan vorgedacht sein, damit kein Entwurf in Material- und Pflasterorgien daraus wird: formelle und informelle Auftraggeber für die Arbeit, oder professionelle Vorwände und Kollaboration gegen unbestechliche Seriosität.
- 16.00 Uhr Verabredung zur Disposition, Redaktion und Schreibe/ Nachbereitung des Seminars – für uns und die Nachwelt.
- 17.30 Uhr Aufräumen, sauber machen, verabschieden bis zum: 27.02. 2004 an diesem Ort

Samstag, den 10. März 2001

- 9.00 Uhr Architektenkammer Bremen, Symposion der AG Freiraum und Vegetation: ‚Arbeitsplatz, Auftrag, Ökonomie der Arbeit‘

Sonntag, den 11. März 2001

- 10.00 Uhr Naturkundemuseum Odenburg: Spaziergang auf den Speicher durch die Lackprofilssammlung des Altmeisters R. Tüxen.

Bremen, den 24. August 2000 K.H. Hülbusch

Fahrplanänderung

Der Anmarschweg des Fahrplans zum Gegenstand, über den nachzudenken wäre, ist viel zu umständlich. Beim Kompaktseminar ‚Ein Stück Stadt oder Landschaft‘ oder ‚Haus-Gemüse-Wirtschaft‘, jeder Studien-, Projekt-, Auftrags- oder Aufsatz-Arbeit ist die Einführung des konkreten Gegenstands nach der Vorstellung der pointierten These bewährt. Damit die These zur wertneutralen Betrachtung des Gegenstands führt, muß neben Plausibilität auch Provokation und Brisanz darin enthalten sein. Ohne frühe Einführung des Gegenstands werden Überlegung und Diskussion zu einem fiktiven Streit über Vermutungen zum Gegenstand, die später nicht mehr geklärt werden können. Das heißt, am Samstag wird gleich mit dem voreiligen Plan begonnen, dessen Bearbeitung

dann bis zur letzten Fassung des 'Vorläufigen Plans' immer wieder zur Prüfung der generalisierenden Reflexion, der Vereinfachung - nicht Reduktion oder Simplifizierung - und Typisierung organisatorischer Merkmale (Begründungen) und materieller Mittel (Herstellung) zwischengeschoben wird. Das hat relativ viel Zeit in Anspruch genommen, weil nur wenn jede/r die Folgerungen am Plan ausgeführt hat, in der gemeinsamen Erweiterung der Einsichten fortgefahren werden kann. Dabei ist die Vorstellung aller Fälle aus Zeitgründen nicht möglich. Aber dies ist auch nicht nötig, weil mehrere, ein, drei oder zwei Fälle geeignet sind, versammelnd im Gespräch alle Beispiele zusammenzutragen. Zuerst waren zur Versicherung viele Fälle für die Vorstellung erforderlich, die im Fortgang des Seminars bis zum Schluß - der Pflanzplan - im Prinzip auf einen Fall zurückgenommen werden könnte. Dies ist im übrigen ein überzeugender Beweis für die These, daß ein Plan nur richtig oder falsch, wahr oder unwahr sein kann, der Entwurf dagegen im modischen Wettbewerb steht und deshalb nur nach schön und unschön zu unterscheiden ist, also nach geschmäckerlicher Willkür

Planen trotz unmöglicher Vorgaben

Während die Hufensiedlung, die den Regeln kommunaler Sparsamkeit und individueller / privater Verfügung über gleiche Qualitäten des Hausens und des Zugangs folgt (s. WALZER, M. 1993; HÜLBUSCH, K.H. 1991), also nach Regeln geteilt, zoniert und organisiert, mit einem Prinzip, einem Gedanken begründet wird, also mit möglichen, sinnvollen Vorgaben 'ausgestattet' ist, wird in Flächensiedlungen - und zwar in allen - jede Regel aufgehoben und das Prinzip durch die je modische Attitüde ersetzt, so daß nur noch unmögliche, also unsinnige Vorgaben hergestellt werden. Unmögliche Vorgaben können nicht direkt, sondern nur implizit verändert werden. Genau betrachtet, werden sie umgangen; man weicht ihnen aus, weil und wenn man sie verstanden hat (s. GEHLEN, A. 1958).

„Ein Turenne (...) hätte sich schmaler gemacht als die Straße, aus Angst davor, behindert zu sein, die bewirkt, daß man auf die Dinge achtet, statt mit Hilfe der Einbildungskraft über sie hinwegzufliegen. Aber wer in der Einbildungskraft lebt, der klagt auch das Schicksal an“ (ALAIN 1924/1999: 88)

Der fatalistische Zynismus der Entwerfer ist dem 'blinden Verlangen' statt dem 'Vermögen' entnommen. Der PlanerIn macht die Ablehnung eines Rats keine Kopfschmerzen, es ist auch keine Niederlage, weil der Plan von der Diagnose der Vorgabe ausgehend überlegt wird. Die Diagnose der Krankheit setzt die Kenntnis der Symptome gemessen an der 'Gesundheit' des idealen Typus voraus. Die Symptome müssen dazu angemessen oder regelrecht gedeutet werden, weil sie ohne professionelle Intuition auch mißverstanden, fehlgedeutet werden können, nach Maßgabe der analogen und der homologen Indizien / Merkmale. Wenn wir dieser Übung gemeinsam und ohne Gedanken auf die Kundschaft nachgehen (s. BALINT, M. 1956) und keine fiktive 'dritte Person' einführen (s. MANG / HÜLBUSCH 1997) begeben wir uns in ein Balintseminar gegenseitigsbetonter Berufsreflexion, in dem wir Meinungen und Ansichten in manifeste Einsichten der Typisierung, Kanonik - Diagnostik und Therapie (Rat geben) - verwandeln. Die Handlung und Verhandlung bleiben ausgeschlossen, weil wir das nicht gleichzeitig vermöchten. Vorstellen - Thesen -, Gespräch und Debatte sind die Hilfsmittel zur Herstellung einer klügeren Einsicht, die nicht orthodox werden darf.

Das Verfahren der Gegenstandsprüfung stellt keine schematischen Rezepte her, sondern fördert weiterhin die Prüfung auf der Basis der gegenwärtigen Einsicht und ist deshalb eine Übung in Gelassenheit, die der Voreile widerstehen kann, weder sich noch irgendeiner Erwartung zu Diensten ist. Alle werden in der Situation, vorausgesetzt die Diagnose ist begründet, die Regel anders variieren.

Dem Beispiel, eine Baumreihe macht eine Wand, kann man widersprechen. Der Erläuterung, daß die Kronen der Bäume ein Dach auf Säulen, die eine Strecke interpunktieren, ist, bleibt der Einwand erhalten, bis jemand auf die Idee kommt, daß eine kopfhohe Wand kein Festes Dach benötigt, weil das Dach auch mit einem Baum zu machen sei. Eine Überdachung wie z.B. am Wilhelmshöher Bahnhof ist eine 'Terrasse auf Stelzen' und ergibt keine Wände, hebt sogar die Wand des Bahnhofgebäudes auf, weil das zu niedrig ist.

„Angesichts einer Improvisation, einer Übung, mache ich Feststellungen, die man nicht mit Meinungen verwechseln darf. Daß ein Autoreifen platzt, ist keine Meinung, sondern eine Feststellung. Die Feststellung wird ... vom Lehrer gemacht. Es ist meine (eine, Anm. d. Schr.) Aufgabe, die Feststellung zu formulieren - ...

Die Kritik an der Arbeit ist keine Kritik über gut oder schlecht, sondern eine Kritik über richtig, zu lang, zu kurz, interessant, nicht interessant“ (LECOQ, J. 1997/2000: 33-34)

Der Fahrplan

ist eine solche Feststellung oder These, damit die Übung gelingen kann. Die Änderung des Fahrplans, der im 'Gespräch' über die Erinnerung an den Verlauf anderer Seminare auf die Konzentration gerichtet und von der Bindung an den Gegenstand geleitet wird, versammelt die erforderlichen Mittel dramaturgisch und gegenständlich in den Anlässen. In dem Moment der realen Versammlung wird der Fahrplan regelmäßig geändert, weil der Fahrplan offenbar die Disposition für die Reihe einer Herzerzählung (s. NADOLNY, S. 1990) skizziert und nicht die Herstellung. Ohne Fahrplan, der in der Disposition des Readers wieder aufgenommen wird, ist die Improvisation im realen Fahrplan nicht möglich, weil sie keinen Grund enthielte, regellos und willkürlich wäre.

Stefan Novak

Erinnernder Brief

Lieber Christoph, lieber Kiwi, liebe Käthe!

Wien, am 26.06.01

Bitte dieses Fax noch vor Freitag den 28.06 allen dreien zugänglich machen.

Bei uns ist es schön sommerlich. Was heißt, dass es einerseits schön warm ist, andererseits ich auch oft woanders unterwegs bin. Der Hollersaft bereits eingemacht ist, vom Feld frisches Gemüse kommt, in der Familie ständig Geburtstag gefeiert wird, das Uni-Seminar zu Ende geht und Beate mit Ihrer Kinesiologieausbildung fas am Ende ist.

Bei all dem vielen finde ich aber keine Zeit um am 28.6 zur Einfamilienhausgarten Nachbesprechung zu kommen. Leider. Aber für einen Tag Besprechung ist die Distanz einfach zu groß und für mehr Tage reicht's zeitlich nicht.

Aber in aller Frechheit habe ich doch, wenn ich schon nicht komme, um zu arbeiten, eine Bitte an Dich Christoph. Ich wüsste nämlich gerne was ihr besprochen habt. Was aus Eurer Textdebatte herausgekommen ist und zudem im speziellen auch was ihr zu meinen Texten debattiert habt.

Von meiner Seite zum Bericht?

Danke an Dagmar, an Florian und an Kiwi für die Redaktionsarbeit die sie da reinge-steckt haben. Gemeinsam mit meiner Mitschrift finde ich die Woche sehr gut dokumen-tiert. Leider fehlt ein Teil vom Helmut Lührs (Bergfleth, etc) oder habe ich mir da was anderes erwartet?

Nach wie vor gefällt mir der Gedanke des: Wie können wir in Einfamilienhausgärten Platz schaffen. Welche Regeln und Prinzipien gibt es, um aus unmöglichem Möglich-keiten herzustellen. Alles im Rahmen des Realen. Wir lassen die Leute damit nicht im Regen stehen, sondern geben ihnen zumindest einen Schirm in die Hand. Wohl wis-send, dass es deswegen noch lange nicht zu regnen aufhört. Der Sager von Adorno: „Es gibt kein Richtiges im Falschen“ stimmt natürlich trotzdem und gleichzeitig wird dieser Sager für mich immer unverständlicher. Denn ausgehend von Deinem Schul-freund, der einen schönen Vorgarten haben will, wird klar, sagen wir ihm und seiner Familie einfach, dass er falsche Vorstellungen das falsche Grundstück etc. hat oder geben wir ihm die Möglichkeit, Platz zu haben? Ihm für sein Leben nutzt es tausendmal mehr, Platz zu haben, weil darin bereits ein Stück des Richtigen liegt. Vielleicht geht es viel mehr darum, das Falsche aus dem Richtigen heraus zu schälen, um das Richtige richtig sein lassen zu können. Also andersrum nicht das Richtige im Falschen zu se-hen, sondern das Falsche im Richtigen zu sehen. Also nicht das Positive im Negativen zu suchen sondern das Positive im Positiven zu sehen.

Den Zusammenhag, dass diese Sehweise zu unkritischem schönfärbendem Sein füh-ren kann, sehe ich, er ist aber nur eine Befürchtung und natürlich keine zwingende Fol-ge. Denn ich kann ja im Geschosswohnungsbau genauso kritisch oder unkritisch sein, wie im Reihenhaus oder im Bauwagen. Stimmt eben nicht. Wenn ich im Reihenhaus wohne, fällt es mir leichter, kritisch zu sehen. So geht es mir, wenn ich in Bremen spa-zieren gehe, erkenn ich das Richtige in seiner großen Bedeutung, denn ich sehe ja was an Möglichkeiten möglich ist, also das Richtige und auch das Falsche im Richti-gen. Nur dann.

Wie wäre es damit oder ist es nicht eh das, was wir in solchen Seminaren tun, zu-nächst das Richtige zu sehen und dann das Falsche im Richtigen zu sehen um wieder das Richtige im Richtigen zu sehen. Ich glaube in diesem Gedanken steckt das drin-nen, was wir Muttheorie nennen im Gegensatz zur Nutzlosigkeit, die weiter zur Ohn-macht führt. (Da bist Du tot obwohl Du lebst)

Also unterstelle ich Adorno ein gewisse Mutlosigkeit. Die, dass er das Falsche mächtiger und größer als das Richtige sieht. Eigenartig, dabei war vielleicht gerade das etwas ganz großes, dass sich die Frankfurter trauen, das Falsche zu sehen und es als das, was es ist, als zerstörerisch und vor allem als übermächtig hinzustellen. Ein mutiger Schritt. Die nächste Frage wäre dann: Was ist denn Mut? Ist es mutig, zu sagen wenn ich von 20 Metern ins Wasser springe, als ungeübter Mensch ist die Wahrscheinlich-keit mich zu verletzen sehr groß, deswegen gehe ich nicht da hinauf und springe run-ter, sondern bleibe hier im Schatten und spiele mit meinen Kindern. Natürlich ist das Mut. Auch feig, vernünftig, nicht risikobereit zu sein, ist Mut. Das Richtige als Richtiges

im Richtigen zu sehen. Es ist weitaus weniger spektakulär, als lautstark sich mit leichten Blessuren als Folge von 20 Metern zu stürzen. Wenn man das tut, liegt der Schluss, es gibt kein richtiges im Falschen, nahe, könnte sich der denken, der unten geblieben ist und mit seiner Frau knutscht und mit den Kindern spielt.

Kiwis anekdotischer Erzählung zu Adornos Aussage: „Es gibt kein Richtiges im Falschen“, eine junge Studentin als Antwort im Plenum: „Aber daneben Herr Professor“, stelle ich ein: dass es kein richtiges im Falschen gibt mag so sein Herr Professor, aber ist es nicht mutiger und klüger, das Richtige im Richtigen und auch das Falsche im Richtigen zu sehen.

Beim lesen dieser Zeilen fällt mir auf, jetzt verstehe ich die Meldung dieser Studentin, die ja genau das meint, das Richtige, das natürlich immer neben dem Falschen existiert. Was lerne ich daraus? Briefe zu schreiben, auch wenn sie als Fax wo ankommen, heißt noch einmal nachdenken, sich klarer werden.

Nehmt es als Kinderei, als Phantasiespiel, als das war mir schon immer klar, als da steckt aber was kluges drinnen. Sollte ich mit dem, was ich da oben denke, ganz verkehrt denken, bitte haltet mich auf, denn bei mir reimt sich jetzt in diesem Denken eines an das andere. Bergfleth zum Beispiel mit seinem: das Prinzip der Natur ist Verschwendung. Alles läuft daraus hinaus. Bergfleth geht von diesem großen endlichen aus, dieser einen großen Bewegung, der alles zstrebt. Und die sieht er natürlich als das Richtige als das viel Größere. Insofern sieht doch auch er das Richtige als das Große. Und könnte an Adorno vielleicht nur ein: es gibt kein Richtiges im Falschen sondern nur ein Falsches im Richtigen dranhängen. Also auch auf der Ebene Bestätigung.

Liebe Grüße, ich weiß nicht ob das irgendwie interessant ist für Eure Debatte. Aber es wäre nett, wenn Ihr mich das wissen lasst. Viel Spaß, schöne Grüße an alle, die kommen. Lieber Christoph, bitte gib Dagmar meine neue e-mail Adresse. mowetz@gmx.at Die ist jetzt verlässlich. Übernachtungen in Wien sind weiterhin möglich. Irrwisch Auftritte aus dem Internet nehmen: www.irrwisch.at.

Alles Liebe, Stefan

Helmut Lührs

In Gips gehauen

„Mit armiertem Beton bauen ergibt nichts Schönes; Beton ist nichts als ein dauerhafter Gips. Dabei gibt es nur wenige Materialien, die sich gleich widerstandslos der Idee fügen. Ein Gebäude kann zuerst in der Idee, dann in Form von Zeichnungen und Plänen auf dem Papier existieren; von den Zeichnungen und Plänen geht man zum Errichten der Verschalung über; man fängt an, das Gebäude stückweise zu gießen; keine Kurve, kein Gesims, keine Verzierung, die auf diese Art nicht möglich wären; das Eisen bildet das Skelett, und man kann alles riskieren. Warum ist man gleichwohl von vornherein überzeugt, dass ein solches Gebäude häßlich ausfallen wird?“ (ALAIN 1985: 95)

Im Gips steckt praktisch wie metaphorisch die Idee grenzenloser Freiheit. Das Material setzt seiner Bearbeitung keinen Widerstand entgegen. Die Arbeit damit geht den Um-

weg der Lösung um zu einer festen Form zu gelangen. Ein wohl gesetzter Schlag und schon fliegt uns die ganze Form in tausend Stücken um die Ohren. Das Bauen im Gips ergibt bestenfalls Zuckerbäckerei und davon, so scheint es, sind die Freiflächenentwürfe für Einfamiliengebäude inspiriert. Sie schmiegen sich in braver Übereinstimmung mit den Vorgaben der Architektur ein und tragen den Traum des gemütlichen Wohnens aus dem Wohnzimmer hinaus in die Flächen ums Wohngebäude herum. Grenzen kennen solche Entwürfe nicht. Überall dort, wo sie in Erscheinung treten (könnten) werden sie geradezu reflexartig in Flächen(pflanzungen) übersetzt. Auf diese Weise entziehen die Gartenentwürfe den Einfamiliengebäuden das, was sie am ehesten wohl im Wunsch induziert: die Möglichkeit des Gartens am Haus, der sich im flächig ausgebreiteten Abstandsgrün verliert. Grenzen also gelten hier nicht. Wo sie (wohl oder übel) in Erscheinung treten, ist die ganze gärtnerische Anstrengung darauf gerichtet, solche Grenzen unsichtbar zu machen. Aus einer Linie wird z.B. auf diese Weise eine Wurst. Diese Wurst, mehr oder minder ondulierend schön ausgebildet, besteht aus Stauden, aus Gehölzen oder aus einer Kombination von beidem. Auch die übrigen Flächen verwandeln sich in Kombinationen solcher Art, wobei ihnen gern als Kontrastmittel ein grüner Rasen verabreicht wird, denn die große Leere des uneingeschränkt herrschenden Flächenregimes ist auch dem Entwerfer ein Graus. Irgendwie muss der Plan, das große weiße Blatt Papier gefüllt werden. Die allen halben anwesende Leere darf nicht sein. Sie beleidigt die Kunst und die Kundschaft zugleich, denn sie ist die Wirklichkeit, von der keine Rede sein soll. Wir sehen, Grenzen sind unerwünscht. Grenzen werden in Flächen verwandelt. Flächen werden durch Beete gefüllt. Sie manifestieren die Leere als gebaute Brachen über die sie hinweg täuschen sollen. Entsprechend stellt die Vegetation, die Bepflanzung das vorzüglichste Mittel dar, um diese Verwandlungsprozesse zu inszenieren. So kommen Abstandsflächen in die Welt. Alles beginnt mit dem überdimensionierten Wohnzimmer, das seine Weitung nach draußen über die Terrasse nimmt, dem Wohnzimmerstuhl im Freien. Die Terrasse hat keine Grenze, (deshalb wird sie gern von Blümchenbordüren und/oder Böschungen umgeben). Von hier gerät die Terrasse zum Flächenbrand. Sie vereinnahmt das gesamte Grundstück und weil es auch hier keine Grenzen geben darf, kann der Abstand am Haus, zum Haus, von Haus zu Haus gar nicht groß genug sein. Die Abstandsregelung zur Nachbarschaft erfolgt nun über die potenziell unendliche Ausdehnung beider Bauwuch. Das Wohngebäude wandert in die Mitte des Grundstücks und alle Seiten werden gleich.

Grenzen sind notwendig

Grenzen sind notwendig, damit Menschen in einem sozialen und befriedeten Sinne zusammenleben können. Grenzen teilen, trennen, unterscheiden, vermitteln Nähe und Distanz. Die naheliegendste aller Grenzen finden wir in uns selbst. Und was hier allein auch gemütlich nicht zu Rande kommt, das will hinaus.

"Etwas weg vom Ich wird alles klarer. Das Draußen ist von uns abgehalten, kann so sachlicher gesehen werden. Oft gibt es auch Wege darin, man kann auf ihnen reisen. Und was kommt, lässt sich immerhin scharf umgehen ..." (BLOCH, E. 1978: 7).

In Begegnungen mit anderen Menschen nehmen wir die Grenze zwischen uns und den anderen mit. Das für sich sein und das aus sich heraus gehen, Platz nehmen, Distanz

halten, Nähe herstellen, gehört zu den alltäglichen Routinen des Zusammenlebens schlechthin. I.M. Hülbusch hat die Frage der Konstituierung von Nähe und Distanz mit B. Bettelheim in der Unterscheidung von vier "Distanztypen" diskutiert. Danach unterscheidet sie zwischen der intimen, der persönlichen, der sozialen und der öffentlichen Distanz. (vgl. HÜLBUSCH, I.M. 1978: 57 ff). Diesen "Distanztypen" kommt für die Organisation von Außenhaus und Innenhaus eine besondere Bedeutung zu. Die "öffentliche Distanz" scheidet sich in eine "Fernphase" und eine "Nahphase". Die Fernphase, bei acht und mehr Metern gelegen, ist dadurch gekennzeichnet, dass die Menschen "soweit voneinander entfernt sind, (dass) die feineren Schattierungen der Bedeutung, die durch die normale Lautstärke der Stimme vermittelt werden können, verloren gehen..." (BETTELHEIM, B.:143, ebenda: 58). Die Nahphase der öffentlichen Distanz (ca. vier Meter) bestimmt sich dadurch, dass wir nun relativ leicht Kontakt aufnehmen oder abwehren können. Die persönliche Distanz liegt bei ca. ein bis vier Metern. Es ist eine Distanz, in der wir für gewöhnlich Dinge und Angelegenheiten besprechen, die ein enges und gutes Miteinander verlangen, ohne dass wir uns zu nahe kommen. Die Bearbeitung der Grenze (zwischen uns und anderen) tritt hier in der Art und Weise wie wir Kontakt mit anderen aufnehmen, als Ausdruck räumlicher Entfernung in Erscheinung. Dabei ist klar, dass es einen Unterschied macht, ob wir solche Kontaktaufnahmen/Gespräche im Stehen oder Sitzen führen, ob der eine höher (bzw. niedriger) sitzt / steht oder ob wir Gegenstände, einen Tisch oder ähnliches zwischen uns schieben. (Ernst Jünger, ein kluger Alltagsbeobachter, hat sehr anschaulich am Beispiel solcher Einrichtungen / Gegenstände, dem Kaufmannstresen und dem Beamtenhalter, die Unterscheidung beschrieben, zwischen dem, was die Kundschaft ins Verhältnis zum Publikum stellt vgl. JÜNGER E. 1982:33 ff.).

Nähe und Distanz finden in ihrer räumlichen Verwirklichung nie nur in einer Ebene statt. Die Höhe, die Morphologie, die dritte Dimension kommt hinzu, mit der wir Entfernung / Nähe herstellen, umspielen, überspielen, verweigern. Erst die Berührung hebt beides auf, aber selbst in der Berührung finden wir noch einen unglaublichen Reichtum der Grenzziehungen (und Entgrenzungen), die sich nun anderer Mittel und Möglichkeiten bedienen.

Grenzen und Entgrenzung

Niemand zieht eine Grenze um ihrer selbst willen. So sehr Grenzen mit praktischen Bedeutungen (i. w. S. der Sicherheit und des Friedens) verbunden sind, so sehr liegt ihr weiterer Sinn nicht hier sondern in der Aufhebung der Grenzen selbst, in ihrer Entgrenzung. Eine Grenze, die nicht zumindest die Möglichkeit enthält überschritten zu werden, büßt ihr Wesen als Grenze ein. Sie wird zur Demarkationslinie; Einrichtungen, die sich nicht zufällig im militärischen Sektor wiederfinden. Aber auch die sogenannte Zivilgesellschaft kennt Demarkationslinien dieser Art zuhauf. Die Möglichkeit des Überschreitens bestimmt den Charakter einer Grenze deshalb existenziell und etwas weiter gefasst können wir sagen, dass der eigentliche Sinn einer Grenze in ihrer Entgrenzung liegt. Folglich kann es ohne Grenzen auch keine Entgrenzung geben und ohne Überschreiten von Grenzen auch keine Nähe oder Distanz. Der Sinn der Grenze besteht

demnach in ihrer Aufhebung. Die Entgrenzung also ist das eigentlich prekäre. Sie gilt es zu verstehen, wenn wir Grenzen planen wollen.

Entwürfe für Einfamiliengebäude legen - soweit wir das übersehen können - vor allem 'Entgrenzungen' vor. Diese Entgrenzungen werden gebaut, mit der Folge der Aufhebung realer Grenzen. Das Fehlen der Grenzen bewirkt, dass es eine Entgrenzung nicht geben kann. Was nun folgt, ist ein Mangel ganz spezifischer Art. Es ist kein Mangel der Mittel, sondern ein Mangel der Möglichkeiten und dies wäre im Zusammenhang des Einfamiliengebäudes zuerst der Garten am Haus, der nicht mehr existiert. So ist der Garten das Offensichtlichste, was sein Entwurf dem Gebäude verweigert. Trotz des vielen Platzes gibt es nur wenig Platz, jenseits der imaginierten Wohnzimmergemütlichkeit: ein miniaturisierter Hof klemmt sich zwischen Haustür und Garage. Das Carport dient als Pavillonersatz. Ein bewegtes Staudenbeet liegt vor der Gebäudetür, in dem alle Hoffnungen auf einen Vorgarten begraben ruhen.

Die gebaute Entgrenzung hat nicht nur Folgen für die Brauchbarkeit der privaten Freiräume des Hauses. Sie stellt zugleich die Kommunalität der angrenzenden Straße (Erschließungen) in Frage, in dem sie auch hier darauf zielt, die Unterschiede zwischen dem, was wir gemeinhin privates und öffentliches Recht nennen, zu untergraben.

Zäune

Wenn wir Grenzen als notwendig erachten, um eine brauchbare und tragfähige Organisation der Freiräume eines Hauses zu bewerkstelligen, dann liegt es auf der Hand, in ihrer Ausbildung den Zaun als das angemessenste Mittel zu sehen. Wie sollte ein solcher Zaun beschaffen sein, damit er gut den jeweiligen Bedingungen und Notwendigkeiten der Grenze entsprechen kann, die er markieren soll?

Wir unterscheiden drei Zaunhöhen (mit denen jeweils Anforderungen an die materielle Ausbildung des Zaunes verbunden sind), die für die Herstellung von Grenzen relevant sind. Die Höheneinteilung orientieren wir begrifflich am Körpermaß eines ausgewachsenen Menschen. Wir sprechen von der Hüfthöhe als Auflehngrenze, von der Herzhöhe als Anlehngrenze, von der Überkopfhöhe als Abstellgrenze. Mit diesen drei Zaun/Grenzausbildungen lässt sich die Einfriedung einer Haushufe ebenso bequem bewerkstelligen wie die einer Gebäudeparzelle. Die Hüfthöhe (eines Zaunes) liegt bei 1,10 m, die Herzhöhe bei 1,40 m, die Überkopfhöhe bei 1,80 m und mehr. Idealtypisch (für eine Haushufe gedacht) bleibt der Zaun mit Auflehnqualität der Einfriedung des Vorgartens vorbehalten (im Gegensatz zur Sondersituation des Squares, der eine andere Grenze verlangt). Die Seitengrenzen der Bauwich bestimmt ein Zaun in Herzhöhe, die rückwärtige Grenze des Grundstücks schließlich stellt ein Zaun in Überkopfhöhe her, der selbst i. d. R. ein Dach trägt (gebildet aus, bzw. kombiniert mit z. B. einer Gartenhütte, einer Laube, einem Schuppen etc.). Diese Einteilung ist analog für Gebäudeparzellen zu übertragen und dort im jeweiligen Kontext der Organisation des Grundstückes zu bedenken. So kann es beispielsweise zwingend notwendig sein, eine Überkopfgrenze oder eine Herzgrenze der Vorderseite des Grundstückes (zur Straße) zu zuordnen, damit unter den gegebenen Bedingungen die Kommunalität der Straße und der private Gebrauch der Parzelle gewahrt werden können. Das ist auch hier keine Frage des Zufalls oder der nobelmeinenden Absicht, sondern der geprüften Überle-

gung, die das Prinzip inklusive der damit verbundenen Regeln zu übersetzen versteht. (vgl. Kap. ...). Das damit zuweilen ein üppiges Maß an Improvisation erforderlich wird, hat nicht zuletzt die Debatte im Seminar immer wieder gezeigt, aber auch die Improvisation stellt kein beliebiges Unterfangen dar. Sie ist gleichermaßen an die Regeln gebunden, aus denen sie hervorgeht und auf die sie sich bezieht.

Von Fall zu Fall zur Regel

Rund 30 gebaute Entwürfe von Einfamiliengebäuden, zufällig ausgewählt aus mehr oder minder allen Regionen Deutschlands und die mitgebrachten biographischen / professionellen Erfahrungen zum Hausen und Wohnen standen uns für die Diskussion des `Planens unter unmöglichen Vorgaben` zur Seite. Die mitgebrachten Beispiele reichten von der Gründerzeitvilla (mit eingebautem Sklavengeschoß) bis zum hochmodernen 2 Personen Bungalow auf einem 4000 m² großen Grundstück.

Wir haben, um die Debatte der ausnehmend sperrigen Beispiele überhaupt führen zu können, die Fragestellung zunächst auf die Organisation der Grundstücke inklusive ihrer jeweiligen Bebauung konzentriert. Wir haben also in einem ersten Schritt die materielle Seite des Gegenstandes unserer Aufmerksamkeit drastisch vereinfacht, um einen Zugang zu den Regeln und Prinzipien zu finden, die typisch in den einzelnen Fällen enthalten sind. Von hier konnte dann die Frage der Grenzen, ihre Ausbildung, die Organisation der Erschließung (Wege, Plätze), die Herstellung der Oberflächen und schließlich die Bepflanzung debattiert werden. Mit überraschenden Einsichten: so haben wir bspw. gelernt, daß Square und Vorgarten zwar durchaus verwandtschaftliche Beziehungen aufweisen, ihren Phänomenen nach aber völlig unterschiedlichen Klassen angehören. So verlangt denn auch das Square eine gänzlich andere Einfriedung als der Vorgarten. Wir haben gelernt, dass die Höhe des Vorgarten- bzw. des Squarezaunes in Abhängigkeit zur Sockelhöhe des Hauses steht. Wir haben mit Beispielen aus den Bergregionen Österreichs den Unterschied zwischen Terrasse und Terrassierung besser verstehen gelernt. Wir haben gelernt, wie die abstruse Verdrehung von Vorne und Hinten, die getreu der Südorientierung der Einfamiliengebäude regelhaft in Erscheinung tritt, durch die kluge Wahl der Grenzen, in ihrer fatalen Wirkung für den Gebrauch der Freiräume zurückgenommen werden kann. Und nicht zuletzt haben wir gelernt, dass Überlegungen zur Bepflanzung der Gärten plausibel erst angestellt werden können, wenn all die organisatorischen Voraussetzungen zur Herstellung der Freiräume festgelegt sind. Die Pflanzung folgt der Organisation. Sie ist ihr dienend, stützend und schmückend zugeordnet – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Den Widerspruch planen

`Ohne Anwesenheit im Lauf der Dinge kommt vorweg nehmen leicht ganz woanders hin, als es wollte` (E. Bloch). Der Widerspruch zum Einfamiliengebäude trägt nicht, so er nur vor sich her getragen wird. Es ist schon nötig, sich einzumischen und dieses Einmischen beginnt bei der Architektur. Freilich, hier gibt es viel Bilderstürmerei. Und auch wenn wir behaupten, daß klüger gebaut werden könnte, so ändert dies nichts an den gebauten Beispielen im Vorhandenen. Die bewegte Kritik daran bleibt letztlich so oberflächlich wie der opportunistische Versuch einfach nur mitzumachen, um wenig-

tens dabei zu sein. Der Gewinn der Einsicht besteht so nicht darin, das Einfamiliengebäude klüger zu planen, also in der praxologischen Verwertbarkeit. Der Gewinn dieser Einsicht ist vielmehr pragmatischer Natur. Unsere Reise durch die Einfamiliengebäudeentwürfe der letzten Hundert Jahre war aufschlussreich und spannend, weil wir eine Menge über diesen Gebäudetyp und die (ggf. eigenen) gartenplanerischen Entwurfsambitionen dazu gelernt haben. Wir haben uns mit einer Sache befasst, von der wir wenig wußten und wir haben dadurch viel in Erfahrung gebracht über das, was wir bereits zu wissen glaubten. Dieses Überschreiten zum Unbekannten im bekannten Wissen macht den eigentlichen Ertrag des Seminars aus. Es spannt sich auf zwischen Neugier und geplante Zweifel, 'Da ist ein Merke' (E. BLOCH), das uns methodisch in den Pragmatizismus führt und das im Blick auf die Festlegung unserer praktischen wie theoretischen Überzeugungen (vgl. dazu PEIRCE CH. 1991:149 ff.) von dem Versuch getragen ist, die soziale Welt so zu sehen, wie sie ist, unbeschadet unserer eigenen Wünsche, Hoffnungen und Ängste (s. BERGER P., KELLNER H. 1984:17). So stehen die Dinge (vgl. zur Verwendung des Begriffs BERGFLETH G. 1985:94 ff.) und mit ihnen die Realität (PEIRCE CH. 1991:167) voran. Aber die Dinge an sich sagen gar nichts aus ohne die Gedanken, die sich in ihnen aufgehoben finden lassen und die den Dingen (wie dem Denken) Bedeutung verleihen (gänzlich unabhängig davon, was wir denn gerade meinen). Mit dieser Realität ist der Widerspruch zu planen, eben nicht in dem wir uns ihr ergeben, sondern in dem wir das, was sie ausmacht, klar und deutlich heraus arbeiten – nicht zuletzt auch, um dem bequemen und autoritären Denken im Gips zu widerstehen.

Dagmar Kuhle

Prinzip und Regel – um den Sonderfall zu erschließen.

Fall und Sonderfall.

Die Herausforderung unseres Seminars ‚Planen in unmöglichen Vorgaben‘ geht auf die Unterscheidung von Fall und Sonderfall zurück. Die ‚üblichen Fälle‘, das sind die fraglos zu nutzenden, die unauffälligen und daher eher unscheinbaren, in denen aber gerade deshalb die Handlung, das Tun, im Vordergrund stehen kann. Der Regelfall ist durch vergleichbare Merkmalkombinationen gekennzeichnet, die H. Böse bezogen auf Haus und Hof ‚Kanon von Hof und Haus‘ genannt hat:

„Vorhof, Hof, Vorgarten, Ziergarten etc. stellen offenbar Elemente eines Kanons dar, der auch eine Richtschnur für die Organisation der einzelnen Teile enthält, und dabei eine Unmenge Variationen für unterschiedlichste Platzverhältnisse ermöglicht. Dieser Kanon von ‚Haus und Hof‘ ist nicht ausgedacht, sondern durch Bewährung auf Grundlage praktischer Gebrauchserfahrung allmählich verfertigt worden“ (BÖSE-VETTER, H. 1991:113).

Vor dem Hintergrund des Regelhaften fallen Beispiele auf, die sich den Regeln entziehen, deshalb zu Sonderfällen werden. Das Unterscheidungsvermögen in Fälle und Sonderfälle ist alltäglich angefragt. Ständig bewegen wir uns in Regelhaftem, bzw. nehmen Differenzen wahr, sind gefordert, uns dazu zu verhalten, also unsere alltags-

weltlich zuhandenen Typisierungen immer wieder zu prüfen, gegebenenfalls darauf zu bestehen, sie anzupassen, zu erweitern oder zu revidieren. Wo Gebrauch be- oder verhindert wird, wie im Sonderfall, wachen wir auf, haben wir Anlass, uns der Regeln und des zugehörigen Prinzips bewusst zu werden und davon ausgehend Einmischung in die Sonderfälle zu suchen. Diese Einmischung kann verschiedene Gesichter haben, von Protest über Kritik bis zu prognostischen Überlegungen reichen, die auf eine bessere Brauchbarkeit der Architektur zielen. Der Sonderfall führt Spezialisierungen ein, wenn Brauchbarkeit für nur wenige Nutzungen und nur für eine kurze Zeitspanne hergestellt wird. Selbst viel Fläche kann dann verweigerte Sparsamkeit bedeuten. Demgegenüber wäre vielmehr die Frage nach Qualitäten für Anwesenheit, Arbeit und darin enthaltener Möglichkeit zur Verschwendung zu stellen (BERGFLETH, G. 1985). Verstehen wir Geschichte nicht linear, sondern als Präsenz des Vergangenen im Jetzt wie möglicher Zukunft im Jetzt (vgl. FEHR, M. 1995:9), so fällt bei einer Einmischung in die Architektur der Blick immer auch auf das Vorherige und möglicherweise Folgende – was ermöglicht das Gebaute nicht nur im Moment, sondern auch im Verlauf der Zeit, inwieweit kann eine Anpassung an neue Erfordernisse erfolgen? Die Möglichkeiten zur Verausgabung hängen auch davon ab, inwieweit nach einer Zeit relativ großer Funktione streue (vgl. NEEF, E. 1950) Umwidmungen möglich werden.

Regel und Prinzip dienen der Fortführung von Kommunalität

Mit der Sammlung der Sonderfälle soll der jeweilige Bestand als Ausgangsbasis ernstgenommen werden, jenseits fiktiver Veränderungsvorschläge als Vorgabe gelten. Um arbeitsfähig zu werden, setzen wir die anthropogen hergestellten Vorgaben mit einer naturbürtigen Ausstattung gleich. Damit lautet die Aufgabe: wie viel vom ‚tragenden Gedanken‘ – dem Prinzip – ist im Sonderfall noch erkennbar oder sinngebend hinein-zulegen? Wie viel Regel ist im Regellosen erkennbar oder einzubringen? Dazu muss ich Beispiele kennen, die Regeln enthalten, um von dieser Kenntnis aus das Regellose zu analysieren. Es ist der Versuch, den Zufall oder Einfall in Regeln zu übersetzen. Das heißt ausgehend von Haus und Hof die Regeln des Gebrauchs und die zugehörigen materiellen Manifestationen zu kennen. Organisation, Morphologie und - in der Bedeutung etwas weniger gewichtig – auch die Materialwahl sind materiell sedimentierte Handlungen, sie stehen für ein Tun, das über die Zeit hinweg weitergegeben wurde – familial, oder kommunal-konventional tradiert. Handlungen sind zunächst immateriell, flüchtig, erst in Organisation, Morphologie und Material erhalten sie materiellen Ausdruck. Umgekehrt können wir materielle Ausstattungen als Indizien für Handlungen nehmen, und über deren Abstraktion dem zugrunde liegenden Gedanken auf die Spur kommen, die Organisation oder den Roten Faden in der Reihung erkennen (vgl. NADOLNY, S. 1990/1993:48). Unsere Arbeit mit Sonderfällen bedeutet deshalb zweierlei: uns der bisher verstandenen Regeln und Prinzipien von Haus und Hof zu vergewissern, damit dieses Wissen gleichzeitig zu prüfen und zu sichern – und weiterhin den Versuch, die Konditionen der Verständigung selbst in unmöglichen Vorgaben so gut wie möglich fortzuführen.

Unternehmen wir einen professionellen Spaziergang entlang realer Beispiele, so können wir aus mitgebrachtem Wissen über die Regeln der Handhabung Thesen zum Ge-

Gebrauch formulieren. Sind sie ernsthaft von unserer Vorerfahrung, dem Vorwissen und Vorurteilen her überlegt, so werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach nahe am Prinzip angesiedelt sein. Methodisch ist der Schritt vom Einzelfall über die Regel zum Prinzip allerdings immer wieder durch Typisierung und Systematisierung zu prüfen.

Analogie: Regel und Prinzip im Tanz

Beschriebenes Vorgehen ist indizienkundlich, auch in anderen Professionen wird dieser Weg gewählt, um eine ‚Teilhabe am gemeinsamen Sinn herzustellen‘ (vgl. GADAMER, H.-G. 1960/1990:297). Analog zur Freiraumplanung gilt es in der Welt des Tanzes aus vielen einzelnen Bewegungen ein Prinzip der Bewegung herauszuarbeiten „...eine wirklich gemeinsame Bewegung zu finden, was etwas anderes als die Summe der individuellen Bewegungen bedeutet“ (LECOQ, J. 1997/2000:75). Die Einzelfälle sind die Bewegungen der Tanzenden, die gesammelt und auf einen idealtypischen Ablauf hin konzentriert werden (vgl. SCHMIDT, J. 1998:37f). J. Lecoq recurriert in seiner Arbeit auf das Wissen des Körpers um Dinge, die der Kopf noch nicht weiß (LECOQ, J. 1997/2000:22). Auf derselben Grundlage wird in der Freiraumplanung auf die allmähliche Verfertigung von Freiräumen vertraut, eben auf Grundlage praktischer Gebrauchserfahrung.

Da das Prinzip nur in Geschichten reist (KUHLE, D. 1999:28), ist die Arbeit des geduligen Geschichten-Sammelns, der Beschreibung und der Debatte um den zugrunde liegenden Kern unentbehrlich - ohne sich dabei in Anekdoten zu verzetteln. Die Choreographin Pina Bausch benennt diesen Schritt in ihrer Arbeit mit der ‚Annäherung an das Arbeiten gleichsam um die Ecke‘ (vgl. SCHMIDT, J. 1998:37). Im Tanz ist die Bewegung - der Schritt - das Handwerkszeug, um den Raum zu erschließen. J. Lecoq gelangt zu folgenden Einsichten über die Bewegungsfelder Kreis und Quadrat:

„Die Spielfläche muss notwendigerweise ein Rechteck und kein Kreis sein, denn der Kreis erlaubt nur eine wirkliche Bewegung: die Drehung! (Die Architektur des Pariser Funkhauses beweist das!) Oder aber es drängt sich ein Ritual auf, nämlich das Feuer in der Mitte, an dem alle teilhaben, die darum herumsitzen. Deshalb ist es in einem Rund so schwer, Theater zu spielen. Die Manege im Zirkus ist für Pferde und nicht für Menschen gemacht, in ihr ist keine Dynamik möglich. Umgekehrt erlaubt das Rechteck alle großen dynamischen Wege, die Geraden, die Parallelen, die Diagonalen, die eine Vielzahl von dramatischen Möglichkeiten freisetzen und strukturieren“ (LECOQ, J. 1997/2000:184-185).

Lecoq setzt geometrische Formen in Bezug zu Handlungen, zu Spiel, Leben oder Ritual. Der Kreis ermöglicht allein die egozentrische Bewegung oder das Ritual. Ihm entspricht der Zentralbau, mit dem differenzierte Grenzziehungen und ein gesicherter Zugang zur Öffentlichkeit aufgehoben werden, womit letztlich eine ‚zivile Form des Garnisonslebens‘ eingeführt wird (vgl. HABERMAS, J. 1962/1975:190). Überlegungen in der Freiraumplanung gehen hingegen davon aus, dass es gerade differenzierte Grenzziehungen sind, die Freiraum herstellen, bzw. möglich werden lassen (vgl. z.B. KLOSE, B. 1989/1999:21). Pläne zur Organisation vom Nacheinander und Nebeneinander von Zonierungen oder von Abteilungen fangen immer bei Überlegungen zu Grenzen, Grundrissen und Morphologie an. Vorbilder, die sehr viele ‚Möglichkeiten zur Verausgabung‘ bieten, wie z.B. die Haushufe, gründen auf rechteckigen Grundrissen. Darin ist

offensichtlich Platz für das alltägliche Ballett (vgl. JACOBS, J. 1963/1993:44), wie für Abwandlung und Improvisation (und wenn es dazugehört auch Dramatik). Dies ist nur möglich vor dem Hintergrund der Regeln und in Reaktion auf Vorgaben, die wir nicht ändern können.

Karl Heinrich Hülbusch

Vom voreiligen über den vorläufigen zum 'fertigen' Plan - Reihe II.

Gehen wir den Weg noch einmal durch: Der Voreilige Plan enthält die Diagnose des Auftrags, dessen Voraussetzungen - Grundstückszuschnitt, Lage und Dimensionierung sowie der Grundriss des Gebäudes - wie eine 'naturgegebene Basis', ein 'Naturumstand' gelten.

„Aber man muss sich in die Sache hineinbegeben, bevor man gegen sie ist“. (LECOQ, J. 1997 / 2000: 77)

Die Typenreihe I stellt einen Gradienten vom relativ nah zur Straße gelegenen Gebäude mit Mitteleingang, dasselbe mit Seiteneingang, dann die in der Tiefe mittig gelegenen Gebäude, die immer einen Seiteneingang haben, zu den Südgebäuden hinten im Grundstück mit Tendenz zu einem rückwärtigen Eingang bis zu den abstrusen Sonderfällen des 'Kneipenbaus' und der 'Badeanstalt' aus den 20er Jahren mit endloser Vergrößerung des Bauwuchs und entsprechend breiten wie großen Grundstücken her.

Vereinfacht finden wir im Einfamiliengebäude Analogien vom straßenorientierten Zweispänner mit Abstandsgrün, alle möglichen 'Zeilen' mit Seiteneingang von vorne über die Mitte des Grundstücks nach hinten verlagert, denen der südorientierte Zeilenbau mit rückwärtigem Eingang folgt, bis zu den Institutions- und Anstaltsbauten.

„Zweck des Vergleichs ist nicht zu erklären, sondern eher zu regeln“. (ALAIN 1924/1997: 106)

Der passende Kommentar zur Reihe dieser Gebäude ist die Vergrößerung des 'Anmarschweges zur Lakaienrolle' (s. HÜLBUSCH, I.M. 1981) - und das im 'Eigentum'. Eine andere pointierte Kennzeichnung ist mit Berufung auf die chronologische und chorologische Reihe vom Haus zum Gebäude (s. B. GEHLKEN), in der Metapher 'der kurze Weg zur Kaserne' zusammengefasst. Auch der Weg vom Haus über das Gebäude zum Monopterus, der aus dem Gartenhaus entlehnt in die Fläche gestellt wird, ist der 'Regel' dienlich. Der einsichtige Einwand gegen die Überlegung, dass das Einfamiliengebäude eine unpraktische Kopie der Wirtschaftshufe sei, ist mir in Erinnerung, doch kann ich mangels Notizen das Argument nicht nachtragen.

Die Gradienten - Reihe II

Sie folgt der Reihe I, was die 'naturbürtigen Voraussetzungen' betrifft. Im Gegensatz zum voreiligen Plan, der relativ zufällig das verfügbare Wissen nach Gutdünken nutzt, also spontan mit je individueller Aufmerksamkeit dem Auftrag 'antwortet' und improvisiert, wird der vorläufige Plan nach der balint'schen Katamnese handwerklich solide ausgeführt, so dass alle mit der gleichen Einsicht in die Prinzipien, Regeln und Mittel jeweils sinnadäquate Pläne für den Fall herstellen. Das ist übrigens der Zugewinn an

Einsicht aus dem Seminar, den niemand von uns alleine hätte herstellen können (s. CROSS, A. 1990 - Schule für höhere Töchter). Kurzgefasst haben wir verstanden, dass die voreiligen Pläne noch zu viel 'Entwurf' enthalten. Gelernt haben wir allerdings wesentlich mehr, nämlich: die Zonierung der Haus- Hufen- Parzelle auf der Fläche herzustellen. Der Plan besteht nur mehr aus Grenzen, die den Gebrauch ermöglichen und die 'Anlage' trotz Gebäude in eine Parzelle verwandeln, auf der gehaust werden kann, also Wohnen in Häusern mit unglaublich sparsamen Mitteln herzustellen. Der Plan ist eine 'Herstellung' der Zwecke nach denen die Mittel hergestellt werden können. Was zunächst als Reihe erscheint, die sie ja materiell auch ist, gilt vor dem Auftrag nur mehr als Variation der gleichen Aufgabe, nämlich sinnvolle Zonierungen mit angemessenen Mitteln herzustellen. Selbst bei den Mitteln ist ausgehend von bewährten Materialien (s. KLOSE, B. 1999) die Wahl zwischen preiswerten und demonstrativen Herstellungen nicht beliebig, weil die Botschaft und Lesbarkeit der Grenzen leicht überschritten und das Maß der Durchsichtigkeit, die Voyeurismus nicht befördert, - Distanz ermöglicht, ohne den Stab über dem Zaun zu brechen - verloren geht. Demonstrativer Aufwand gilt nur dann einsichtig, wenn darin die Regeln der Grenzen eingehalten werden.

Die Aufdeckung des Plans.

Wenn der Plan schrittweise nach Wegen und Grenzen auseinandergenommen wird, können 'Notwendigkeit und Freiheit' (ALAIN) geprüft werden. Katamnetisch betrachtet, ist der notwendige Weg, die Gasse eine unumgängliche Folge der Vorgabe. Die Wege sind neben den Grenzen des Grundstücks die Voraussetzung für die Zonierung auf der Fläche. Wir haben festgestellt, dass Wege eine eigene Zonierung möglich machen sollten; also aus Weg, Wegrand, Saum und Waldmantel bestehen sollten. Das schränkt wiederum die Wahl der Herstellungsmittel ein, damit Spuren des Gebrauchs ebenso wie das Überher, die Dysfunktionalität erkennbar werden können. In den Schichten - Wege, Grenzen, Mauern - aufgebrösel ist die Optimierung erst nachvollziehbar. Nur die Mittel sind gültig, die nicht alleine wirksam sein können. Wie für die Analyse eines Bebauungsplanes (s. MÖLLEKEN, H. 1999; KULLA, J. 1999) gilt für den Gartenplan die Analyse der 'Schichten' der Prüfung des Gedankens und nicht zuletzt der Vorbereitung des Gesprächs. Was wir für uns an Freundlichkeit zum Verständnis getan haben, gilt auch für die Darlegung der 'Therapie' gegenüber dem Auftraggeber, damit ein solides Gespräch geführt werden kann, bei dem nicht die zufälligen Vorstellungen sondern die Nützlichkeit zu verhandeln ist. Wenn die AuftraggeberIn auf den Vorstellungen von der Auslegung, den Intarsien auf der Fläche insistiert, bin ich einmal als PlanerIn selber verantwortlich:

„Es ist etwas wie ein Ärgernis, dass der Handwerker, der nur Handwerker ist, dem Schönen immer näher steht als der Künstler, der nur Künstler ist“ (ALAIN 1925/1997: 116)

weil der Ausdruck vor der 'ökonomischen Schönheit' (VEBLEN 1899/1989) hofiert wird.

Der Pflanzplan

Es heißt ausdrücklich nicht 'Bepflanzungsplan'. Der Pflanzplan gilt der Bestärkung der Grenzen, damit die Fläche frei bleibt. Der Bepflanzungsentwurf (s. 'der Blau- Weiße- Garten') pflanzt aus Mangel an Organisation und Zonierung die Flächen weg, stellt sie zu und stellt die zum Gebäude erwartete Grünfläche her. Bemerkenswert ist, dass die Pflanzpläne spartanisch und sparsam sind und ausschließlich die Grenzen bestärken

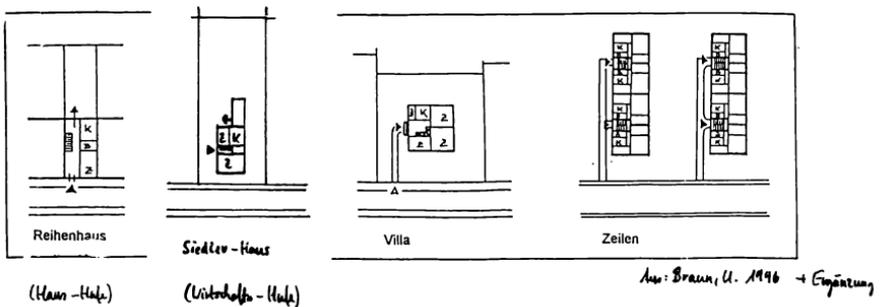
und nicht herstellen, weil die Grenzen 'fest' sind. Der Pflanzplan lässt mit Absicht den Platz für Intarsien und wandelbare Marotten, die leicht hineingestrickt werden können, wunschgemäß. Normalhin strickt die EntwerferIn die Fläche so zu, dass kein Wunsch unerfüllt bleibt. Und anschließend hat die Kundschaft keine Wünsche mehr frei, von denen sie nicht wusste, dass sie diese haben könnte. Das ist wie die Tätigkeit der Innenarchitekten, die zur Not auch das Kissen mit 'exaktem Nackenschlag' integrieren, weil's die Kundschaft wünscht (s. HÜLBUSCH, I.M. u. HÜLBUSCH, K.H. 1984). Kissen wie Nackenschlag sind ephemere Ausstattungen, die mit der Zeit vergehen, so wie ich z.B. an eine Wand Bilder hänge oder Bücherregale anschraube. Wichtig ist die Wand und nicht die Bilder oder Regale. Darüber kann dann verhandelt werden, wenn die Wand steht und da ist. Planung oder Handwerk besteht in der Herstellung und Festsetzung der 'Wände', nicht in den Intarsien.

Bernd Gehlken

Von der Rand- zur Flächensiedlung.

Einfamiliengebäude und Siedlung

Im Seminar-Fahrplan wurde dieser Beitrag unter dem Titel "Haushufe und Wirtschaftshufe - der kurze Weg zur Kaserne" angekündigt. Darin enthalten ist die These einer genetischen Reihe von der Haushufe über Wirtschaftshufe und Einfamiliengebäude (Villa) zur Zeile. Solche Reihen wurden bisher vielfach beschrieben und bestätigt (vgl. z.B. AUTORINNEN 1996, BÖSE-VETTER, H. 1991, 1996, BRAUN, U. 1996, HAAG, M. 1996, MÖLLER, R. & SCHNEIDER, C. 1993, NAGL, A. 1993). Die Reihen dieser Arbeiten basierten meist auf einer Haus- und Gebäudetypisierung, wie sie von HARENBURG, B. & WANNAGS, I. (1991) explizit durchgeführt und methodisch begründet wurde. In den meisten Reihen, die weniger systematisierend, sondern exemplarisch für einen konkreten Ort beschrieben wurden, verläuft die Reihe von Reihen-



häusern über üppigere Siedlerhäuser der 20er-50er Jahre zum Zentralbau auf quadratischem Grundriss, der in den Zeilenbau mündet. Die Haus- und Gebäudetypisierung gründet auf der Haus-Freiraum-Zonierung, ist aber auch gut chronologisch wie chorologisch nachzuzeichnen. Beispielhaft ist hier die - um die Siedlerhäuser ergänzte - Reihe von BRAUN, U. (1996) abgebildet.

In den Begriffen Haus- und Wirtschaftshufe steckt ein Inhalt, der über die Haustypisierung, wie sie HARENBURG & WANNAGS (1991) durchgeführt haben, hinausgeht. Die Haus-Gebäudetypisierung ist eine Klassifizierung nach Morphologie und Organisation von Haus/Gebäude und Freiraum/Grünfläche. Für die Siedlungstypologie, die an die Haus- und Gebäudetypisierung anknüpft und sich der dort definierten Typen als vorgeleisteter Arbeit (TÜXEN, R.) oder professionellem Wissensvorrat (BERGER & KELLNER 1984) bedient - wie analog die Pflanzensoziologie zur Benennung der Arten auf die Botanik zurückgreift - sind über den Gebäudetyp hinaus weitere Merkmale relevant. Dazu zählen Art und Weise der Parzellierung, Erschließung, Haus- und Gebäudestellung sowie die Lage der Siedlung und die Organisation der Ränder (vgl. BEEKMANN et al. 1996). Der Klassifikationen liegt das Paradigma zugrunde, dass gleiche Form und Merkmalskombination nicht nur Ausdruck gleicher Lebensbedingungen, sondern auch gleicher Philosophie oder Ideologie der Erbauer (Planer/Entwerfer) sind. Ähnliche oder 'verwandte' Siedlungstypen müssen demnach vergleichbaren Planungs- oder Entwurfsideen entspringen. Insofern kann es zur Anamnese der Einfamiliensiedlungen hilfreich sein, deren Stellung in der Siedlungstypologie zu verhandeln, um die Herkunft der Siedlungs- und damit möglicherweise auch der Parzellengrundrisse zu verstehen.

"Wenn man ändern will, was einen zwar ärgert, aber sonst unverstanden ist, bleibt unbekannt, was zu ändern ist" (HÜLBUSCH, K.H. 1997: 5).

Da Haus- und Siedlungstypisierung unterschiedlichen Kriterien folgen, müssen die jeweiligen typologischen Reihen nicht identisch sein (Rumex acetosella steht ja auch nur in der Botanik nahe bei Rumex obtusifolius; in der pflanzensoziologischen Systematik sind die Arten aber Kennarten völlig unterschiedlicher Gesellschaften), und sie sind es in diesem Fall auch nicht. Die Stellung der postmodernen Einfamiliensiedlungen wird klar, wenn man kurz die bisher beschriebenen Siedlungstypen (vgl. BEEKMANN et al. 1996) rekapituliert.

Hufen-Quartiere

Der Grundbaustein der Hufen-Quartiere ist der beidseitig parzellierter Straßenrand. Die Parzellen sind gleichmäßig schmal und tief und bieten vielen Häusern einen Anteil an der Straße. Kennzeichnend für diese 'Straßen-Reihen-Siedlungen' (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1996) ist, dass sie von der Straße her organisiert und gedacht sind. Die Parzelle wird in die Tiefe mit Freiraumzonierungen unterschiedlicher Bedeutung und Nutzung organisiert (vgl. Kap. Zonierungen). Die Quartiere sind durch hierarchische Raster erschlossen. Zwei Varianten der Hufen-Quartiere sind für uns hier relevant: Die Haus- und die Wirtschaftshufe.

Die **Haushufe** ist der Idealtypus der Hufe-Quartiere. Die Parzelle besteht nur aus Haus und Hof, der häufig zur Haus-Hufe gehörende Garten liegt räumlich getrennt in der Nähe der Siedlung (s. HELBIG, R. 1996). Bebaut sind die Hufen mit Reihen- oder (seltener) Geschosshäusern in geschlossener Bauweise. Die bebauten Anliegerstraßen (die Grundeinheit der Quartiere) werden nebeneinander gereiht und sind von analog den Gassen organisierten Quartierserschließungsstraßen durchbrochen, die wiederum durch Haupteerschließungsstraßen verbunden werden. Die Hierarchie der Straßen ist

organisatorisch bedingt, über den selbstverständlichen Gebrauch definiert und nicht entworfen.

Bei den **Wirtschaftshufen** sind Haus, Hof und Garten nicht mehr räumlich getrennt, sondern auf einer Parzelle vereinigt. Das führt zunächst zu einer geringeren Hausdichte im Quartier. Wirtschaftshufen sind i.d.R. mit Einzel- und Doppelhäusern bebaut, so dass Hof und Garten über einen direkten Zugang neben dem Haus (seitlicher Hof) zu erreichen sind. Bei Einzelhäusern treten hier bereits Abstandsflächen neben den Häusern auf. Die Häuser sind wie bei den Haushufen an der Straße gereiht, aber der Straßenverlauf ist nicht mehr Ergebnis einer einfachen Addition sondern folgt einem flächigen Siedlungsentwurf. Darin enthalten sind meist angelegte Anger und Plätze. Häufig sind auch die Häuser standardisiert (vgl. z.B. Entwürfe von MIGGE oder HOWARD). Die Wirtschaftshufen-Siedlungen wurden meist weit außerhalb bestehender Siedlungen angelegt.

Block-Quartiere

Für die Gruppe der Block-Quartiere ist die konstituierende Einheit nicht mehr der bebaute Straßenrand, sondern der Baublock, eine durch Straßen begrenzte Bau-Fläche. Da die meisten Blöcke tendenziell quadratisch oder häufig auch dreieckig sind, ist hier die Parzellierung zwangsläufig inhomogener. Die Anlage der Baublöcke erfolgt mittels eines neutralen Straßenrasters, d.h. alle Straßen sind organisatorisch gleich bedeutend bzw. unbedeutend. Häufig ist das Raster auf in die Quartiere eingestreute zentrale Plätze ausgerichtet. Diesen Plätzen wurden nicht nur spezifische Zwecke zugeschrieben (STÜBBEN (1924) unterschied z.B. Verkehrsplätze, Nutzplätze, Gartenplätze und Architekturplätze), sondern deren mögliche Nutzung wurde durch die Ausstattung festgelegt (Fahren, Gehen, Kaufen, Lustwandeln, Repräsentieren). Die Bebauung der Block-Quartiere ist recht variabel mit Geschosshäusern und Geschossgebäuden mit oder ohne Hinterhaus, in geschlossener oder offener Bauweise.

Eine unseren Einfamiliengebäude-Siedlungen recht nah verwandte Variante der Blöcke

Beispiele für Block - Kaffeemühlen - Quartiere



sind die Kaffeemühlenquartiere mit freistehenden Geschosshäusern. Die Parzellen werden quadratischer, die Gebäude rücken von der Straße ab und die Grundstücke enthalten so schon reichlich Abstandsgrün. Aber die Quartiere sind noch durch Straßenraster erschlossen und die Gebäude weisen organisatorisch und gestalterisch

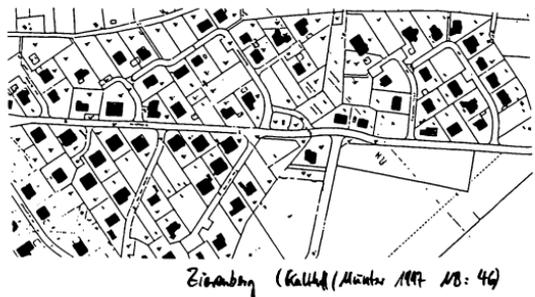
(Fassaden) klar definierte Vorder- und Rückseiten auf, sind also noch an der Straße orientiert.

Flächen-Siedlungen

Dadurch sind sie klar von den postmodernen **Einfamilien-Siedlungen** unterschieden, denn hier ist die Stellung der Gebäude völlig unabhängig von der Straße und der Verlauf der Straßen ist wiederum unabhängig von vorhandenen Straßen oder benachbarter Erschließung. Die Gebäudestellung ist an den Himmelsrichtungen orientiert. Die Wohnzimmer mit vorgelagerten Terrassen und Gärten weisen nach Süden (Südwesten), die Wirtschaftsräume nach Norden. So stehen die Gebäude mal vorn, mal hinten, mal links und mal rechts im tendenziell quadratischen Grundstück und die Eingänge liegen mal vorn, mal hinten oder auch seitlich. Die Straßenführung folgt ebenfalls keiner beschreibbaren Regel, sondern erschließt die Bauflächen relativ wahllos mit Ringstraßen, blinden Straßen (Sackgassen) und Wohnwegen, also einer 'organischen' Erschließung wie wir sie z.B. von REICHOW, H.B. (1948) kennen.

Diese verschwenderische Form der Erschließung einer Fläche, die zwar viele aber qualitativ miserable Straßen herstellt und die dazugehörige dem 'Grün' zugewandte Gebäudestellung ist auch kennzeichnendes Merkmal im **Zeilenbau**. Unterschiedlich ist hier nur der Gebäudetyp (mehrgeschossige Vielspänner, Punkthochhäuser, Reihenhäuserzeilen am Wohnweg usw.). Einfamilienvillen-Siedlungen und Zeilen-Siedlungen (auch als Plattenbau bekannt) bilden daher gemeinsam eine dritte 'Klasse' der Siedlungstypen: Die Flächensiedlungen.

Flächensiedlungen

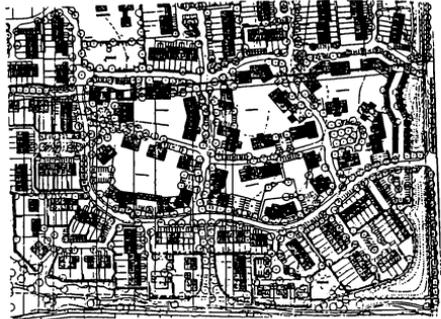


Vom Rand zur Fläche

Unverkennbar beginnt die Abwendung von der Straße bereits beim Block. Die Aufgabe des für die Hufen-Bebauung zentralen Prinzips der bebauten Straße und die Einführung einer Baufläche, die bei den Blöcken allerdings immer noch von Straßen umgeben ist und erst durch diese gebildet wird, macht das Abrücken der Gebäude von der Straße erst möglich. Der Haus- und Hof-Kanon (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1991) wird der



Bergstadt (HBV 1996 NB: 40)



G6-Elliehausen (Falkenberg, H. 1998)

Abb.: Der Siedlungsgrundriß von postmodernen
Einfamiliengebäude-Siedlungen



KS Waldau (Aut./Juni 1996)



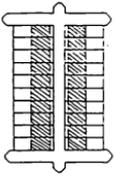
Kassel-Mellebörn (Pruß/Thieling 2000)

und Zeilen-Siedlungen ist bestechend ähnlich.

Repräsentation untergeordnet aber noch nicht aufgegeben. Die Fläche statt der Straße wird Ausgangspunkt der Parzellierung und Bebauung, die Gebäude sind aber noch an der Straße orientiert. Erst bei den Flächen-Siedlungen wird die Bau-Fläche zur Basis, innerhalb derer Erschließung und Gebäudestellung beliebig werden.

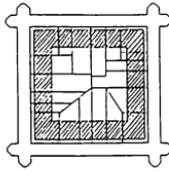
"Der Block ist sozusagen eine städtebauliche Mischform, eine Übergangsbauweise auf dem Weg von der bisher übersehenen Hufe-Bebauung zur heute allgegenwärtigen Zeile, die ihrerseits jeweils stadtplanerische bzw. städtebauliche "Reinformen" darstellen. Die Hufen-Bebauung ist der Prototyp der Straßenrandbebauung mit gereihten Häusern, die jeweils über einen vollständigen Kanon von Haus und Hof (Vorgarten/Vorhof - Haus - Hof/Garten; vgl. BÖSE-VETTER, H. 1991) verfügen. Die Zeilen sind dagegen die Reinform der straßenabgewandten Flächenbebauung mit Mietgeschosswohnungsbau und unbrauchbarem Abstandsgrün. Die Block-Bebauung enthält noch die Straßenorientierung der Hufen-Bebauung, geht aber schon von Bauland-Flächen statt von zu bebauenden Straßenrändern aus. Die Bau-Fläche ist hier auch noch parzelliert aber die Zuordnung privater Höfe zu einem Haushalt ist bereits zugunsten des Mietgeschosswohnungsbau aufgegeben - ein Schritt in Richtung des Gemeinschaftsgrüns der Zeile" (GEHLKEN, B. 1999: 169f).

Grobe Übersicht der Siedlungstypen



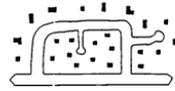
Hufen-Quartiere

- an der Straße gereichte Hufen
- hierarchisches Raster
- Häuser (Reihe, Doppel, Einzel)
- Mittelalter bis Gründerzeit (z.T. bis 50er)



Block-Quartiere

- straßenorientierte Bebauung im Block
- Neutralraster
- Geschosshäuser und Gebäude
- Barock bis Gründerzeit



Flächen-Siedlungen

- straßenabgewandte Bebauung
- 'organische Erschließung'
- Gebäude und Villen
- seit 20er Jahren

Haus-
Hufe

Wirtschafts-
hufe

Blockrand
(offen+gesch.)

Kaffee-
mühle

Zeile

Villa

Die Metamorphose von der Hufe zur Fläche und die Mittelstellung der Gründerzeit zwischen diesen Polen wurde auch für die Haustypen schon debattiert, wenn z.B. die gründerzeitliche Hinterhausbebauung als Vorstufe zur Zeile (vgl. AUTORINNEN 1995 in Fortführung der Debatte von AUTORINNEN 1994) oder die Stadtvilla (Kaffeemühle) als Vorläuferin des Einfamiliengebäudes verhandelt wird. Insofern enthält die Reihe vom Rand zur Fläche nicht nur die Geschichte von der kommunalen Vereinbarung ('gemeine' Hufen) zur groß entworfenen Enteignung, sondern auch die schon üppig beschriebene Reihe vom Hausen zum Wohnen.

Postmoderne Villen-Siedlungen: Weder Wirtschaftshufe noch Kaffeemühle sondern individualisierte Zeilen.

Der kurze Ausflug in die Siedlungstypologie macht klar, dass Einfamiliengebäude-Siedlungen nur sehr wenig mit Wirtschaftshufen zu tun haben und daher die Rede von quadratischen Wirtschaftshufen auf eine falsche Fährte führt. Zwar folgen die Einfamilien-Siedlungen an vielen Orten chronologisch und chorologisch häufig den Wirtschaftshufen aber zwischen beiden Typen liegen siedlungsorganisatorisch und ideologisch Welten. Auch mit den 'Kaffeemühlen-Quartieren' aus dem ersten Drittel des letzten Jahrhunderts sind die postmodernen Villen-Siedlungen nicht in einen Topf zu werfen, auch wenn sie auf der Basis der Haus- und Gebäudetypen nur relativ schwach unterschieden sind. Siedlungstypologisch ist die Trennung beider Typen ganz eindeutig. Die gründerzeitliche Erschließung erfolgt im Raster und die Gebäude stehen mit dem 'Gesicht' zur Straße - wenn auch oft weit ins Grundstück hineingerückt. In der Postmoderne sind Erschließung und Gebäudestellung dagegen beliebig. Allerdings ergibt die-

ser scheinbar wahllose Siedlungsgrundriss ein ganz typisches Bild, an dem auch die Ähnlichkeit zum Zeilenbau offensichtlich wird. Die Siedlungsentwürfe von Zeile und Villa werden verbunden durch die verschwenderische organische Erschließung, straßenabgewandte bzw. sonnenzugewandte Bebauung und reichlich Abstandsräume. Auch die Propaganda vom 'Wohnen im Grün' oder dem 'Leben in einem Kurort' (vgl. BÖSE, H., HÖRNLEIN, L. & RAU, P. 1989) ist beiden Typen gemeinsam. Daher wundert es nicht, wenn wir bei den Überlegungen zur Freiraumplanung von Einfamiliengebäuden immer wieder auf (Des-) Organisationen treffen, die mehr mit Zeilen als mit Häusern zu tun haben. Auch die Grünraumgestaltung der Einfamiliengrundstücke scheint in weiten Teilen eher an der Wohnumfeldverbesserung im Zeilenbau (vgl. BROOKHUIS, N. et al. 1992) als am kanonischen Garten orientiert (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1991). So wie eben den Haushufen die Wirtschaftshufen und den geschlossenen Blöcken die Kaffeemühlen gegenüberstehen, wenn sie 'nicht mehr ganz dicht' sind, so ist die postmoderne Villa nichts anderes als die Einfamilienausgabe der Zeile.

Florian Bellin

Zonierungen. Haus und Hof.

Ein Debatte um Orientierung und Organisation von Grundstücken.

Wir sind von dem Gedanken ausgegangen, dass wir mit Grenzen Freiräume herstellen (s.a. Beitrag v. H. Lührs). Dies gilt nicht nur im allgemeinen, auch immateriellen Sinne Batailles': "einerseits müssen wir die engen Grenzen, in denen wir uns gewöhnlich bewegen, überschreiten, andererseits muss eben diese Überschreitung wieder in unsere Grenzen heringeholt werden" (BATAILLE in: BERGFLETH 1985: 18). Im alltagspraktischen Sinn sind Begrenzungen notwendig für den selbstverständlichen nicht reflektierenden Gebrauch der Freiräume. Sie zeichnen die Unterscheidungen der Freiräume in Zonen oder 'Orte', 'Situationen' nach und vor, damit wir wissen, wie und wo wir uns bewegen können. Wenn die Botschaften der Grenzhöhen (Hüfthöhe, Herzhöhe und Kopfhöhe; s. Text v. H. Böse- Vetter) mit 'Seiten' des Hauses (also Seite des Eingangs, Seite des Wohnens, Seite des Wirtschaftens) übereinstimmen, erkennen wir im Alltag die Freiräume, die Möglichkeiten dessen, was da ist und verausgabt werden kann.

"Dabei lässt die Materialausstattung von Begrenzungen in vielen Fällen Rückschlüsse auf die dahinter stattfindende Nutzung zu und kann sozusagen als Indikator für mögliche (soziale, ideologische) Veränderungen angesehen werden" (KLOSE, B. [1989]1999: 21)

Was für die PlanerIn Indikator ist, ist für die NutzerIn der Freiräume Orientierung und handlungsbezogene Lesbarkeit (s. BÖSE, H. 1981; 1991; HÜLBUSCH, K.H. 1981; 1991; HÜLBUSCH & HÜLBUSCH 1983). Wenn ich beim Besuch eines Freundes auf den hüfthohen Vorgartenzaun stoße, gehe ich zuerst davon aus, dass hier auch der Eingang zu finden ist, und wenn ich den tatsächlich sehe, weiß ich, dass ich eintreten und wenn Platz ist, auch mein Fahrrad abstellen kann, oder wenn mein Freund nicht da ist und das Wetter dies zulässt, mich auf dem Hausstein niederlassen und warten kann. Gedanken zu Zonierungen stehen im Gebrauch außer Frage. Schon der Begriff der Zonierung folgt planerischen Einsichten zu Nähe, Distanzen und Nachbarschaften

und spielt im Alltag keine Rolle. Die regelhafte, also bewährte Abfolge von Vorhof / Vorgarten, Haus, Hof (und Garten) entlastet im Sinne eines gebauten Wissensvorrates vom Nachdenken über Distanzen, Vorne und Hinten oder insgesamt über die Freiräume der Kommune (vgl. BERGER / LUCKMANN 1969: 61) und lässt Platz für die Konzentration aufs 'Vollspielen' der Orte, fürs Leben der Kommune und der Familien und Individuen darin.

Zonierung und Abtheilung

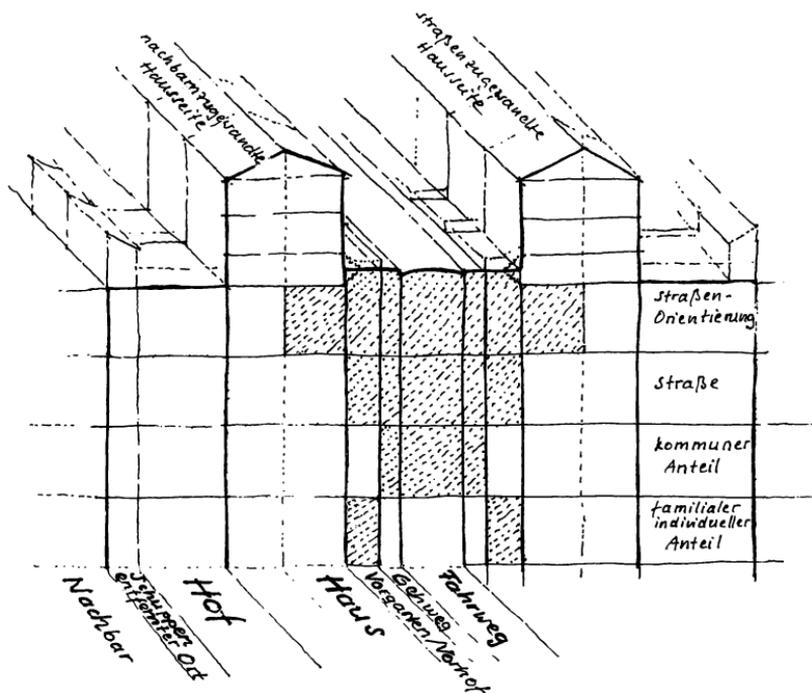
Bevor wir von den Zonen des Hauses sprechen, ist eine Unterscheidung von 'Zonierung' und 'Abtheilung' notwendig, um die Begriffe zu klären. Die Abtheilungen bezeichnen Differenzierungen des Gartens, also einer der Zonen, nach dem Gebrauch (und den Anteilen) von Annuellen (Gemüse), Stauden, Sträuchern und Bäumen. Sie enthalten im Prinzip kommun verfügbare aber einzeln erworbene und persönlich weiterge-reichte Erfahrungen und Einsichten der Haus- Gemüse- Wirtschaft bzw. des Gärtnerns (s. AUTORINNEN 2001), die dem Bedarf und den Entscheidungen der Individuen oder der Familie, also dem 'Spiel der Kräfte im Haus' überlassen sind, um auf die 'Wechsel-fälle des Lebens' (STEINHÄUSER, U. 1990) reagieren zu können. Differenzierte Abtheilungen zeigen in diesem Sinne die 'Auslegung' (SCHÜTZ) oder Interpretation des Freiraums und spiegeln die Spielräume der Familienökonomie.

Die Zonierungen von Haus und Hof bezeichnen die Unterscheidung des Hauses in hinten und vorne (BIEGLER, H.J. 1979), Orientierung des Eingangs zur Straße, die Abfolge von Vorhof / Vorgarten, Haus, Hof, (Garten, Gartenhaus) in die Tiefe, parallel zur Straße durch alle Grundstücke. Darin sind die Haushufen der Parzellen gleich (HÜLBUSCH & HÜLBUSCH 1983). Zonierungen gehen auf kommune Vereinbarungen, auf Sedimente kommuner Erfahrung zurück und die Regeln von Abfolge und Benachbarung der Zonierung gelten - idealtypisch im Reihenhausquartier - für alle Parzellen (s. BÖSE-VETTER, H. 1991 z. Kanon von Haus und Hof), damit, einfach gesagt, gegenseitig möglichst viel Leben gelassen werden kann (vgl. BERGER & LUCKMANN 1969; SCHÜTZ & LUCKMANN 1974; WALZER, M. 1993). Ihnen - den Zonierungen - gilt deshalb die professionelle planerische Debatte, die demnach auf individueller / familialer wie kommuner Seite der Freiräume stets am kommunen Anteil orientiert geführt wird. Die PlanerIn debattiert an dieser Stelle die Freiräume und damit den Reichtum der Kommune, der nur entsteht, wenn bestimmte Regeln der Organisation von Häusern und Parzellen also des - bisher haben wir es so genannt - 'privaten Anteils' ernst genommen werden, nach dem Motto: nur wenn ich mich selbst besuchen kann, können mich auch andere besuchen. Der Reichtum der Kommune ist demnach stets mein eigener Reichtum und umgekehrt. Leben und Leben lassen. Vereinfachend gesagt, organisieren PlanerInnen mit Zonierungen Freiräume, die dann individuell, familial (und in den Straßen und Gassen kommun) 'vollgespielt' werden, wie wir Gebrauch und Ver- ausgabung in Anlehnung ans Vollspielen des Hauses durch die Kinder (s. HÜLBUSCH, K.H. mündl. immer wieder) genannt haben. Zuschreibungen in den Plänen der Einfami- liengebäude nach Art von Abtheilungen oder auch direkt mit Benennungen wie 'Wirt- schaftsgarten', 'Rasen', 'Wäschebleiche', 'Obstgehölze' nehmen den Interpretations- spielraum ebenso vorweg ein, wie 'Beet', 'Rabatte' oder 'Sukzessionsfläche' von Ent- werfern bzw. Gartenarchitekten. Zuschreibung bleibt Zuschreibung (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1996). Für die Entscheidung der Aufteilung des Gartens nach Abtheilungen knüpft

der Rat der PlanerIn wiederum an Erfahrungen an, diesmal aber an die der Arbeit und der (Familien-)Ökonomie, des Haushaltens, nach dem Motto: wer sparsam ist kann dann auch verschwenden. Hier debattiert die PlanerIn den Reichtum der Familie und verweist dafür auf (bewährte) Regeln der Organisation des Gärtnerns (s. AUTORIN-NEN 2001; KUHLE, D. 1999). 'Wenn Sie wirtschaften wollen, dann am besten an dieser Stelle und auf jene Weise.'. Abteilungen sind demnach Zonen, die im Gebrauch verfertigt werden.

Und damit kommen wir auf die Zonierungen brauchbarer Freiräume zu sprechen, die Reichtum nach beiden Seiten hin bedeuten, der kommunen wie der individuellen und

Vorbild Bremer (Reihen) Haus. Zonierung - Reihung



familialen, bei denen also auf beiden Seiten des Vorgartenzaunes gesellschaftliche Erfahrungen materiell- organisatorisch sedimentiert sind (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1991; THEILING, C. 1996: 199ff; BELLIN, F. 1999).

Das Vorbild: die Zonen der Haushufe am Idealtyp des Bremer Reihen- Hauses

Um die Bedeutung von Zonierungen genauer zu verstehen, erinnern wir zunächst die Zonen des von uns allen im Seminar vornehmlich immer wieder zitierten Vorbildes sie folgen den und stützen und erweitern die Seiten (vorne + hinten, oben + unten, wohnen + wirtschaften) des Hauses.

Der Vorgarten

Zum Bremer Haus gibt es im Prinzip nur den Vorgarten vorm Haus mit straßenseitigem Eingang. Ein Vorhof setzt einen Wirtschaftszugang vorne oder einen seitlichen Zugang voraus, wie beim Doppelhaus. Auch ist der Vorgarten etwas anderes als der 'Hausvorplatz', der bis zur Einführung des Bürgersteigs den hausseitigen, morphologisch mit Rinne und Gefälle zur Straße differenzierten Anteil an der Straße bildete (s. u.a. PLOCHER, S. 1997; POGUNTKE, M. 2000). Der Vorgarten ist mit einem Vorgartenzaun mit Sockel und wenigstens 1,10 m Höhe zur Straße begrenzt und wird mit dem Sockel des Hauses höher, bis 1,40 m. Die Vorgartentiefe schwankt um 3 m. BÖSE & SCHÜRMEYER fassen 1989 (1984) die Überlegungen zum Vorgarten folgendermaßen zusammen:

"Anhand eines schematischen Schnittes einer Straße wollen wir kurz die sozialräumlichen Zonierungen zusammenfassen: Der Bereich der Türschwelle mit der Zone vor der Tür des Hauses definiert den Haustürplatz oder den Vorgarten. Seine Bedeutung als häuslich verfügbarer Anteil und Zugang an der Straße und als gesicherter Rückzugsraum ist in zahlreichen Veröffentlichungen ausführlich dokumentiert (vgl. Fester/Kraft 1983; Hülbusch/ Hülbusch 1983; Böse 1982; Günter/Günter 1976)." (BÖSE, H. & SCHÜRMEYER, B. 1984/1989: 145) (vgl. auch HAAG, M. 1993; POGUNTKE, M. 2000)

Diese Zone 'vermittelt' zwischen Haus und Straße, zwischen individueller und kommuner Verfügung und hat deshalb eine Zaunhöhe, die Anlehnen und Ablehnen erlaubt, also i.w.S. 'Beziehungen' möglich macht und damit dem sozialen und ökonomischen Tausch je Vorgarten in einer Reihe von Gelegenheiten entlang der Straße offeriert ist (vgl. HÜLBUSCH & HÜLBUSCH 1983; HÜLBUSCH, K.H. 1996; BELLIN, F. 1996; COLLAGE NORD / THEILING, C. 1996; WITZEL, N. 1999).

"Für das Abstellen von Sachen, Fahrrädern, das Deponieren von Spielzeug, das Spielen selber, für einen kurzen Aufenthalt oder den beiläufigen Austausch mit Nachbarn ist der Vorgarten ein Ort, der die Verknüpfung von privater Verfügung mit öffentlichem Kontakt einräumt" (BÖSE, H. [1982]1989: 126)

Das (Reihen-) Haus

Für die Angaben zum Haus beschränken wir uns auf die wesentlichen im Seminar erwähnten Aspekte. Häuser sind nie mehr als zweigeschossig (plus Souterraingeschoss und Dach), weil sonst den oberen Geschossen der Zugang zum Außenhaus verwehrt wird (s. HÜLBUSCH, K.H. 1996) und außerdem eine Mehrfamilienökonomie erzwungen wäre. Die Häuser stehen "zumeist 6 - 7 Meter breit und 10 - 15 Meter tief, mit der schmalen Seite zur Straße" (THEILING, C. 1996: 142). Sie sind straßenorientiert, was zugleich bedeutet, dass der Eingang zur Straße und das Haus vorne in der Parzelle liegt, woraus außerdem die Unterscheidung von Vorder- und Rückseite folgt (s. HÜLBUSCH, I.M. 1978; BIEGLER, H.J. 1979), die im Idealfall durch ein Souterrain-Geschoss miteinander verbunden sind, also das Haus durchlässig machen (s. L. SCHARLA in diesem Notizbuch). Die Handlungs- und Auslegungsspielräume sind auf mehrere Stockwerke des Hauses verteilt, wobei häufig nach vorne (in bürgerlicher Tradition) das 'Wohnen' und 'Arbeiten', nach hinten und im Souterrain das 'Wirtschaften' stattfinden.

Mit dem Sockel des Souterrain-Geschosses wird außerdem Distanz zwischen Vorgarten / Hof und erstem 'Wohngeschoss' organisiert, die das Einsehen des Gebrauchs von innen wie von außen verwehrt aber den Blick auf die Straße erlaubt.

"Wesentlich ist, ... , dass diese Höfe nicht direkt auf der Ebene der Wohnräume liegen. Zwischen Hof und Wohngeschoss ist mindestens ein Höhenunterschied erforderlich, damit man von den Wohnräumen nicht direkt in den Hof schauen kann. Entfällt der Höhenunterschied zwischen Hof und Wohngeschoss, wird aus dem Hof tendenziell eine Terrasse." (HELBIG, R. 1999: 92) (vgl. Text v. G. Moes zu 'Terrasse u. Terrassierung')

Der Hof

Laut C. THEILING (1996) sind die Höfe der Reihenhäuser in Bremen bis 12 Meter tief direkt hinter dem Haus gelegen. Sie sind nachbarschaftsoffen, also üblicherweise seitlich mit durchsichtigem, herzhohem Zaun (1,4 - 1,6 m) begrenzt, gelegentlich - aber wenigstens zu einer Seite - und in der Regel nach hinten durch einen Schuppen oder wenigstens stellenweise kopfhohen Zaun (1,8 - 2,0 m) dem Tausch, dem Gespräch mit den Nachbarn entzogen (s.a. fränkische Höfe). Zu den Vorzügen des Souterrain bzw. des Sockels zählt der ebenerdige Ausgang hinten, der den vornehmlich zum Wirtschaften genutzten hinteren Anteil des Souterrain mit dem Hof verbindet und die Verlagerung der Arbeit nach draußen und von draußen nach drinnen eröffnet (vgl. THEILING, C. 1996: 142).

"Diese Höfe funktionieren als außerhäusliche Arbeitsfläche, weil sie an innerhäusliche hauswirtschaftliche Räume, das sind z.B. Waschküche, Keller, Lagerraum, angeschlossen sind." (HELBIG, R. 1999: 92)

"Nur mit einem Hof hinterm Haus, der manchmal aussehen kann wie ein Garten und dann auch leicht mit diesem verwechselt wird, hat das Innenhaus ... einen privat verfügbaren Arbeitsplatz außerhalb des Hauses." (ebenda: 95) (vgl. HÜLBUSCH, I.M. [1979]1989: 51)

Der Garten (von Wirtschaftshufen)

Seit R. Helbig (1997) ist noch einmal klarer geworden, dass hinter dem Haus nur der Hof liegt, der gleichwohl - nach individuellem Bedarf - Gartennutzungen tragen kann. Aber der Garten zum Haus hat einen anderen entfernten Ort am Rand, was auch den Thünenschen Kreisen der Arbeit entspricht (vgl. HÜLBUSCH, I.M. [1991]1997: 11f). Bei der Wirtschaftshufe wird der Garten ans Haus hinter den Hof verlegt, was ja auch vordergründig kürzere Wege bedeutet, aber auf kommuner Seite von Straßen und Siedlungsorganisation für alle Beteiligten, also auch die EinwohnerInnen der Wirtschaftshufen, längere Wege bedeutet (s. Moorhufensiedlungen; vgl. u.a. PLATH, R. 1996). Im Garten haben - ebenfalls nach Bedarf der NutzerInnen - die vier Abteilungen des Gärtnerns (nach Gemüse, Stauden, Baum- u. Strauchgehölzen) und noch anderes mehr (auch Entwürfe) Platz.

Das Gartenhaus - der Schuppen

In der Debatte der Grenzen (in Wollingst) überlegten wir, dass der rückwärtige Zaun im Reihenhause i.d.R. auf ganzer Breite kopfhoch (1,8 - 2,0 m) ist, um dem Haus bzw. dem Gebrauch auf der Rückseite des Hauses den Rücken frei zu halten. Man arbeitet in Hof und Garten sozusagen eher mit dem Gesicht zum Haus, während man im Vorgarten eher mit dem Rücken zum Haus und dem Gesicht zur Straße arbeitet, um besser Kontakt aufnehmen und beobachten zu können. Mit diesem Zaun hinten ist bereits die erste Wand für einen Schuppen gesetzt oder für ein 'Gartenhaus', was bedeutet, dass ein zweites 'Haus' das erste mit dem 'Gesicht' zum Haus ergänzen kann, von dem aus die

Rückseite des eigenen Hauses oder 'das zweite Gesicht' gesehen, der Freiraum bzw. der zu verausgabende Reichtum ermessen werden kann. - Vorn das gezeigte Gesicht im Spiegel der Kommune, hinten das Gesicht im Spiegel des Eigenen.

Auch wenn wir nicht festsetzen wollten, dass hinten ein Schuppen oder in der Wirtschaftshufe ein Gartenhaus sein muss, hielten wir doch die 'Option' des 'anderen' oder 'entfernten' Ortes, der u.a. Anlass bietet, zurückzuschauen, für notwendig und bewährt (s. Kleingartenorganisation, zahllose Beispiele aus Bremer Häusern [s. HÜLBUSCH & HÜLBUSCH 1983] und die Kopie des Gartenhauses im Barockgarten und Landschaftspark), vor allem als Möglichkeit in Familien, sich aus dem Weg zu gehen, Distanz zu gewinnen, 'ohne das Weite suchen zu müssen' (vgl. APPEL, A. 1992); zwölf Meter Abstand im Hof des Reihenhauses sind ja real nicht weit weg.

Variation des Vorbildes: Das Doppelhaus

In Wollingst haben wir mehrfach - vor allem im Zusammenhang der Debatte der Gründerzeitvilla mit seitlichem Eingang (Ulrike Brauns' Beispiel) auf Doppelhäuser verwiesen, ohne sie ausführlicher zu debattieren oder mit Beispielen zu belegen. Dennoch wollten wir zumindest ein paar unserer Gedanken notieren. Der wesentliche Unterschied zum Reihnhaus besteht in der seitlichen Wegverbindungen von vorne nach hinten ebenerdig am Haus vorbei, aus der dann die anderen Unterschiede folgen; Doppelhäuser stehen häufig paarweise Seite an Seite mit paarweisen Zuwegen. Mit dem seitlichen Zugang zum 'Hinten', welches einige Vorzüge beim Hin- und herschleppen von Material jeglicher Art aufweist, rückt - ähnlich wie beim 'Fränkischen Hof' - der Eingang von vorn an die Seite. Daraus folgt, dass das Haus vorne an die Straße rücken muss, damit kein Abstandsgrün oder ähnliches entsteht und auf dem Sockel bleiben muss, damit Distanz möglich bleibt. Ein Vorzug des seitlich gelegenen Eingangs ist dann die Einsehbarkeit des Eingangs und der Straße von hinten, wodurch beim Arbeiten im Hof Kontrolle und Kontaktaufnahme möglich sind. Die Abfolge der Zonierungen des Reihenhauses tritt also gewinkelt auf. Der 'Vorgarten' liegt an der Seite und wird durch die Vielzahl der Wegverbindungen und insbesondere die Verbindung zum Hof (hinten) zum Vorhof, der im Prinzip nach hinten deutlich begrenzt sein muss.

Weiter haben wir die Doppelhäuser nicht debattiert und für die weitere Debatte der Zonierungen wollen wir vorerst bei der Orientierung am Vorbild des Reihenhauses bleiben.

'Privat' oder 'familial / individuell' ?

Wenn wir dem Gedanken soweit folgen, also begreifen, dass die Zonen und die Abfolge konstituierend für bewährte Quartiere sind, die aus der Reihung des immer Gleichen bestehen, wird klar sein, dass der Begriff des 'privaten' oder: 'Mein Grundstück ist meine Privatsache!', irreführend und Ausdruck der Aufhebung kommuner Vereinbarungen auf Seiten von Parzelle und Haus ist. Vermutlich sind Einfamiliengebäude- oder Flächen- Siedlungen (s. vorhergehenden Text von Bernd Gehlken) Ausdruck dieser Vorstellung der Trennung von privat und öffentlich in: "Die Straße geht alle an, mein Grundstück nur mich!", aus der dann die Aufhebung der Kommune folgt, wenn mit den Regeln von Orientierung, Zonierung, Morphologie und Dimensionierung gebrochen wird. Damit haben wir wieder einmal die Not mit der Benennung, wenn wir mit dem Begriff 'privat' gegenüber 'kommun' nicht auch die Assoziationen allein 'bürgerlicher Privatheit' (wie sie J. HABERMAS [1962: 18/19] dann ja auch abgrenzend gegenüber vorbürgerlichen Formen 'privater' Zuständigkeit debattiert) übernehmen wollen, die zwar auch im Bremer Reihnhaus Platz findet, der aber das Prinzip der Zonierungen

nicht entstammt, die wir von alten Bauformen (wie dem Fränkischen Hof) kennen und die auch aus Gesellschaften bekannt sind, die gar kein Bürgertum (im griechisch-römisch tradierten Sinne) kennen (vgl. z.B. DUERR, H.P. [1988]1995; 1988). - Die Geschichte des kommunen Lebens reicht nicht nur weiter in der Vergangenheit über die Antike hinaus, sondern findet (oder fand) vermutlich in so gut wie allen Völkern (Stämmen) statt. (vgl. u.a. ebenda). - Wir haben deshalb schon im Seminar immer wieder den Begriff der 'familialen' oder 'individuellen' Verfügung und Zuständigkeit verwendet (HABERMAS erwähnt hier den alten Begriff des 'besonderen'; ebenda), um weiterhin den Unterschied zwischen der Hausseite und Straßenseite nach Zuständigkeiten und Verfügung benennen zu können.

Verlust und Reorganisation der Orientierung in Einfamiliengebäuden

Der Idealtyp, auf den wir uns immer wieder berufen, wenn wir vorne und hinten, Vorgarten, Haus und Hof unterscheiden, ist wie erwähnt, das Bremer Reihenhhaus in der Reihenhhausstadt. Mit diesem Idealtyp (dem Kanon; vgl. BÖSE - VETTER, H. 1991) im Gepäck, trafen wir dann in Wollingst auf die ebenfalls mitgebrachten 'Fälle', Entwürfe von Einfamiliengebäuden, bei denen weder vorne noch hinten, noch unten oder oben stimmen, also die gesamte Zonierung 'unter aller Kanone' ist (BÖSE-VETTER, H. 1991): gebaute Geologie unmöglicher Vorgaben. Der Parzellenzuschnitt ist nicht mehr schmal an der Straße und tief ins Grundstück, sondern quadratisch bis quer zur Straße organisiert, die Grundstücke sind z.T. ausreichend groß für 2 bis 5 Häuser, die Eingänge sind nicht straßenorientiert sondern oft möglichst weit weg von derselben. Die Gebäude 'versinken' ohne Sockel im Rasen. Häufig grenzen durch die Drehung und verschobene Stellung der Gebäude Rückseiten an Vorderseiten, Seiten oder Rückseiten an die Straße und so weiter. Vor allem sind zu allererst irgendwelche Seiten überhaupt nicht lesbar, weil die Zäune nicht klar mitteilen, worum es geht und auch die Gebäude nicht immer klare 'Fronten' zeigen.

Ohne Grenzen, ohne Zonen

Im Alltag oder beim seltenen Besuch verwirren und heben fehlende Zäune vor allem die Orientierung und Zuständigkeit auf. Damit geht auch die Unterscheidung der Orte verschiedener Handlungsspielräume und -möglichkeiten verloren und wir wissen nicht mehr, wo was 'gespielt' wird; woraus i.d.R. folgen dürfte, dass gar nicht mehr gespielt wird. Das bestärkt noch einmal die Rolle der Begrenzungen: in der Phantasie könnten die Zonen auch unmittelbar durch arbeitende, handelnde Leute kenntlich gemacht werden (also handlungsverpflichtende Inszenierung) oder deren hinterlassene Spuren (was häufig tatsächlich reicht) aber praktisch ist die Botschaft durch Zäune, Zaunhöhen und Transparenz bewährt, zumal damit die Möglichkeit offen bleibt, nichts zu tun in einem Vorgarten und trotzdem Anwesenheit und Zuständigkeit zu beanspruchen. D. h. ohne Grenzen gibt es keine Zonen.

'Interpolieren' zwischen Vorbild und Vorgabe oder:

Vom Eingang aus ...

Selbst wenn alle Grenzen fehlen oder verwirrend gesetzt sind, bleiben wir darauf angewiesen, nach hause zu kommen, uns selbst besuchen zu können, um auch von anderen besucht werden zu können der Gedanke stammt von C. THEILING). Anstatt aber

zu wissen, wo's langgeht, orientiert zu sein über 'bekannte Zeichen' von Ausstattung und Organisation, müssen wir bei einigen Einfamiliengebäuden den Weg zum Eingang suchen - ja, manchmal sogar den Zugang zum Grundstück -, können uns nur an den geringsten Hinweisen auf den Eingang - 'den es doch irgendwo geben muss!' - orientieren und gehen notfalls - als suchten wie eine Person, von der wir genau wissen, dass sie zuhause ist - einmal ums Haus herum, bis wir gefunden haben, was wir suchen: den Eingang. Hier finden wir alltagspraktisch wie auch professionell diese Praxis bedenkend, den Anhaltspunkt in den mitgebrachten Erfahrungen und den Weg zum Verständnis der Seiten des Hauses und damit der Zonen des Außenhauses. Während im Reihenhaushaus die Zonen klar sind durch die Grenzen, müssen wir uns beim Gebäude zuerst über die Seiten und damit die Orte also die Zonen klar werden, um Grenzen setzen zu können, damit die Freiräume les- und verstehbar werden.

So bekommt der Eingang, bzw. die Verbindung zwischen Eingang des Gebäudes und Straße besonderes Gewicht. Alles andere müsste einem erst einmal erklärt werden (am besten vom Hausherrn oder Architekten), anstatt die Erklärung in der verständlichen Sprache von Grenzziehung und Zaunhöhen von vorneherein anzubieten. Mit dem Eingang beginnt dann eben auch die Einsicht, d.h. einerseits das Anknüpfen an unsere mitgebrachten Erfahrungen, auch die Erinnerung an die brauchbaren Vorbilder, von denen wir auf den ersten Blick so gut wie nichts wiederfinden, und andererseits beginnen wir in Gedanken, das Vorbild in die Situation hineinzulesen, also im Entwurf, der Vorgabe, das Vorbild nachzubilden. Durch permanentes 'Interpolieren' zwischen der 'so wie sie da ist ernst zu nehmenden' Vorgabe und dem mitgebrachten Vorbild, reorganisieren wir die Orientierung, ohne aber die Qualitäten des Hauses zu erlangen (vgl. BELLIN, F. 1994). Nach dem Motto: Hausen im Gebäude möglich machen, so weit es geht! Orientierung heißt dann, so viel wie im alltagspraktischen Sinne 'wissen wie und wo' welcher Gebrauch möglich werden könnte. Das heißt gegebenenfalls auch: wir erkennen, dass nichts ist, wo nichts ist, wie in einigen der Abstandsflächen oder 'Bauchwicks' an den 'Seiten' der Gebäude. Und es heißt, dass selbst bei kleinem Umbau des Gebäudes die Straßenorientierung nicht zu gewinnen ist. Wenn es einen Eingang gibt - also ein 'Vorne'-, dann muss es einen Weg dorthin geben, und mit dem Eingang gibt es Anlässe und Tätigkeiten, die den Platz davor zum 'Vorgarten' machen. Durch das Gebäude gesehen, am anderen 'Ende' müsste das 'Hinten' liegen und damit der Hof; wenn nicht, wo könnte dann 'hinten' sein, also wo liegen die Wirtschaftsräume des Hauses vom Eingang aus gesehen u.s.w.? Sind vorne und hinten geklärt, wird es erst so richtig spannend, mit geeigneten also wohl überlegten Grenzen den 'Rest', also tendenziell den Garten, den Anteil über Gartenstadt etc. kolportierter Wirtschaftshufe vom Weg zum Eingang, von Vorgarten und Hof wie auch von der Straße zu trennen (s. Kap. zur Gasse, von K.H. HÜLBUSCH).

Herstellen, was fraglos ist

Wenn wir begriffen haben, wie die Seiten des Hauses zu 'verstehen' sind, beginnen die Grenzen wichtig zu werden bei der Herstellung von Lesbarkeit und damit Gebrauch der Freiräume. Ob das dann alles so klappt, wie überlegt - was soviel heißt, wie freiraumplanerisch ein Gebäude interpretieren - können wir nicht wissen (vgl. BELLIN, F. 1994). Aber wir stellen in jedem Fall eine prüfbare Situation her also eine, die zeigen kann, was geht und was scheitert, während der Entwurf ja auf die Fixierung eines Bildes ge-

prägt ist und damit möglichst auch die Prüfung ausklammert (vgl. KULLA, J. 1999: 191f)) und allenfalls Hilflosigkeit herstellt. Das können übrigens alle bestätigen, die schon einmal Rat in unmöglichen Situationen gegeben haben. Das heißt der Entwurf bietet keine These an, sondern wirft mit haltlosen Behauptungen Fragen auf, die von niemand beantwortet werden können.

Herstellen, was fraglos ist, heißt das Außenhaus lesbar machen und das Vorbild nicht nur als Hilfskonstruktion benutzen, weil man eben gerade kein anderes Vorbild zur Hand hat, sondern verstehen, dass ich eine verständliche Situation nur herstellen kann, wenn ich mich schon bekannter Sprache, schon verstandener Zeichen bediene, die im Vorbild idealtypisch niedergelegt sind. Das wiederum heißt, wir bauen darauf, dass nicht nur wir mitgebrachte Erfahrungen brauchbarer Situationen mitbringen:

"Trotz dieser Verwirrung wissen (fast) alle Leute im täglichen Umgang ohne großes Nachdenken und ohne sich dies bewusst machen zu müssen eine Situation, den Topos 'Hof und Haus', auf Anhieb zu erkennen. Offenbar sind die Unterschiede von Dimensionierung und Anordnung, von den Accessoires der Ausstattung ganz zu schweigen, kein Hindernis für den spontanen, auf der Grundlage unserer praktischen Erfahrung, durchgeführten Gebrauch des bewährten Beispiels von 'Hof und Haus'. Bemerkenswert fällt auf, dass das, von dieser Fähigkeit, was manche Leute sich selber oder anderen so hinbauen, unbeeinträchtigt bleibt." (HÜLBUSCH, K.H. 1991: II)

Der Witz ist nun, dass wir beim Reihenhause nie nach Rat gefragt werden. Das wäre nach unseren Überlegungen ja auch denkwürdig, weil doch der Gebrauch, die Herausgabe fraglos gelingen müsste. Dabei wäre es uns hier 'leicht', an Vorbildern orientiert eine sehr plausible und wahrscheinliche Hypothese abzugeben, einen Plan vorzulegen (vgl. CULOT, M. 1977). Beim Entwurf nun wäre unser Rat nötig, um Freiräume herzustellen oder wenigstens in deren Nähe zu kommen. Wir werden auch gefragt - es ist die idealtypische Planungssituation - aber nicht direkt danach, den Plan der Haushufe ins Gebäude zu stricken - was ja das Verständnis vom Haus voraussetzt. In der Regel klappt das 'Vollspielen' nicht, z. B. weil das kaschierende Entwurfsgrün sehr viel Arbeit nachzieht (s. Beitrag v. H. LECHENMAYR zur Jahreshauptversammlung 2001). Auch wenn die Verwirrung der Kundschaft über das Leben im Entwurf real und nicht unwahrscheinlich ist und wir oft dazu neigen, nach Rat gefragt, einen Auftrag für den Umbau zum Haus im Gebäude gleich mit zu formulieren, ist es falsch, dem 'apostolischen Eifer' (APPEL, A. 1997) zu folgen - zusammen mit der Entwurfsphantasie ist im Einfamiliengebäude 'das Recht auf die falschen Bedürfnisse' (ADORNO) gebaut. Aber ebenso falsch wäre es, deshalb nicht zu klären, wie das Hausen im Gebäude möglich werden könnte. Wir haben die Fragen des Gesprächs mit der Kundschaft, um verstehen zu können, zuerst einmal nicht gestellt. Denn wenn wir nicht wissen, wie es gehen kann (BLOCH), wie die Freiräume zum Einfamiliengebäude zoniert werden können und damit 'fraglose' Situationen / Orte entstehen können, kann es auch keinen Rat, keine Prognose oder These zum Plan und kein Gespräch geben, das nichts verspricht, was gehalten werden könnte.

Vom Weg zur Terrasse.

Wege folgen der Regel der Wegeökonomie, d.h. sie sind Ausdruck wiederholter Prüfungen durch die Benutzer. Der Pfad ist der Prototyp eines solchen Weges, der fußläufig gefertigt wurde und in seinem Verlauf das Ergebnis der Prüfung unzähliger Füße ist (WIDMER, CH. 1920). Die oberste Maxime des Weges besteht darin, insgesamt den Aufwand von einem Ort zum anderen zu gelangen, zu reduzieren, was nicht immer unbedingt bedeutet, dass dabei der kürzeste Weg herauskommt. Denn der kürzeste Weg kann, wenn er steil oder unwegsam ist sehr mühsam werden. So kann der Umweg im Lichte der Unwegsamkeit durchaus eine klügere und sparsamere Variante sein (BELLIN, F. 1998, HARENBURG, B. et al. 1991, AUTORINNEN 1999). Am Berg oder Hang wird der Weg etwa Serpentinaen folgen um den fürs Gehen geringsten Aufwand bei der größten Wegesicherheit herzustellen. Den Weg zu verkürzen, also den Hang direkt in Angriff zu nehmen, geht nur, wenn eine Morphologie gegeben oder hergestellt ist, die einen sicheren Tritt gewährleistet. Das können Auftritte oder eben eine Treppe sein. Erst mit Hilfe einer Treppe können wir den direkten Weg wählen, weil die Treppe die fürs Gehen ökonomischste und sicherste Art der Überwindung einer Strecke mit Höhenunterschied ist. Die fürs Gehen unsichere Schräge wird dabei in Auftritt und Stufe übersetzt. Der Bau einer Treppe an Stelle einer Schräge bedeutet meist ein erheblicher meliorativer Aufwand, der dann eine Treppe als persistentes Kulturwerk (NEEF, E. 1950) hinterlässt. In der Treppe ist der meliorative Aufwand abgelegt, auf den im Anschluss alle Benutzer dieses Weges zurückgreifen können. Die Arbeit ist bei einer Treppe in dem Sinne sparsam, weil sie bei gekonnter Herstellung eben lange trägt und ökonomisch dort, wo dem Aufwand ein entsprechend üppiger Gebrauch gegenübersteht. Hinzu kommt, dass eine Treppe den Platz, der zur Überwindung des Weges nach oben wesentlich sparsamer nutzt, als eine Böschung. Darüber hinaus stellt eine Treppe aus der Schrägen zwei neue Qualitäten her: Auftritt und Stufe. Der Bau einer Treppe an Stelle einer Schrägen bedeutet also gleichzeitig eine Vervielfältigung der Möglichkeiten des Gebrauchs – und damit auch der Nebengebräuche. Gegenüber der Böschung enthält die Treppe wesentlich üppigere dysfunktionale Anteile, weshalb eine Treppe auch so viele Anlässe zur Uminterpretation liefern kann (MUCHOW, M., MUCHOW, H. 1935; HEINENMANN, G., POMMERENNIG, C. 1979). Hinzu kommt, dass Treppen im und am Haus gleichzeitig Teil der Schwellen sind und von daher auch bedeutsame Orte innerhalb der Organisation des Gebauten darstellen, die über den Gebrauch hinaus auch psychologisch bedeutsame Orte der Distanz, Annäherung und des Zwischendrin (Bettelheim, B. 1950) bezeichnen. Treppen besitzen von daher eine gänzlich andere freiraumplanerische Qualität als Böschungen, selbst, wenn beide zwischen dem gleichen Höhenunterschied vermitteln. Treppen sind bezogen auf die Anfangsinvestitionen wesentlich aufwendig, fast schon verschwenderisch, aber auch nur sie erlauben einen Reichtum an Gebräuchen und Interpretationen, die der Böschung fremd sind.

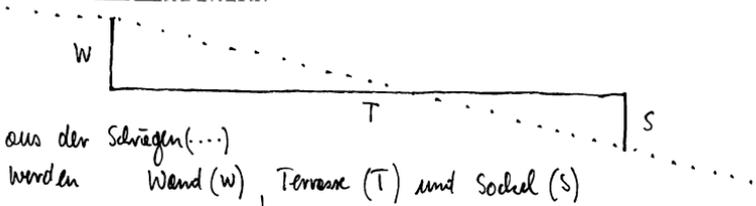
Terrassierung

Da, wo nicht der Weg, sondern der Gebrauch des Platzes oder der Flächen im Vordergrund steht, taucht die am Beispiel der Treppe erläuterte Regel zur Melioration des Hanges in einer ähnlichen Art und Weise auf. Die Ackerterrasse ist etwa die Melioration des Hanges unter dem Aspekt einer kontinuierlichen Bodenbearbeitung. Vergleichbares gilt beim Wein oder auch beim Garten. Dort, wo die Bewirtschaftung als Weide oder Wiese, also ohne kontinuierlichen Bodenbruch erfolgt, verliert die Terrassierung ihre Bedeutung. Die morphologische Melioration von Hangstandorten ist die Voraussetzung dauerhaft ein Mehr an Arbeit in der Fläche unterbringen zu können und damit auch die Bewirtschaftungsintensität zu steigern.

Diese, von der Bewirtschaftung der Flächen abgeleitete Notwendigkeit kann aber auch auf den Hof übertragen werden. Höfe mit schrägen Fußböden sind in ihrem Gebrauch stark eingeschränkt; man kann nichts stellen, stapeln und lagern, ohne dass es umfällt, wackelt, davon rollt oder rutscht. Wer dort arbeiten will hat einen unsicheren Stand. Die ebene Fläche stellt für das Gros der Arbeiten den sinnigsten, weil am wenigsten festgelegten und deshalb am vielfältigsten zu interpretierenden Platz dar. Dort, wo es eben ist, braucht man dazu nichts zu tun, dort, wo der Hof allerdings am Hang liegt, bedarf es der Melioration zur Herstellung der Ebene. Auch für den Hof ist die Terrassierung notwendig und sinnvoll, weil sie den Gebrauch überhaupt erst ermöglicht, und darüberhinaus dem Platz über die Morphologie zusätzliche Gebrauchsqualitäten verleiht.

Pythagoras für Freiraumplaner

Die Terrassierung ist ähnlich wie das Anlegen von Treppen ein meliorativer Aufwand, der der ökonomischen Regel des Sparsamkeit des Platzes bzw. dem Reichtum an Möglichkeiten gewidmet ist. Die Terrasse stellt aus einer Qualität – der Schrägen drei unterschiedliche Qualitäten her, nämlich eine Ebene, eine Wand und ein Sockel.



Der Pythagoräische Satz der Gleichheit von $a^2 + b^2 = c^2$ gilt nur im Quadrat der Seitenlängen. Die Gleichheit der Flächeninhalte der Höhen, Tiefen und Schrägen gilt aber weder für die Qualitäten, noch für die Flächen der Böschung. Tatsächlich erzeugt die Terrassierung zwar eine kleinere Fläche als der Hang, dennoch ist diese um zwei unterschiedliche Qualitäten ergänzt, die als ebener Platz und als Wand- und oder Sockelhöhe daherkommen. D.h. die Terrassierung stellt nicht nur die Brauchbarkeit einer Ebene her, sie versieht sie sogar mit zusätzlicher Morphologie in der erst der morphologische Kanon der Terrasse zum Ausdruck kommt. Dieser Kanon kann über zahllose

Variationen verfügen, die aber allesamt der selben Regel folgen, indem Höhenunterschiede in Platz und Morphologie umgesetzt werden. Je nach Höhenunterschied entweder als Schwelle, Wand, Sockel, der dann durch zusätzliche Aufbauten wie Brüstung oder Balustrade gesichert ist. Wie bei der Treppe wird deutlich, dass die Terrassierung nicht nur mengenmäßig ein Zugewinn ist, sondern vor allem den Reichtum an Möglichkeiten mehrt. Gleichzeitig zeigt das Beispiel, dass der Vorgang der Terrassierung im Regelfall neben einem ebenen Platz eine zusätzliche Morphologie herstellt. Nur in dieser kanonischen Abfolge ist die Terrasse vollständig. Dort, wo die Morphologie eingeebnet ist, Wand, Sockel und Balustrade fehlen, bleibt von der Gebrauchstüchtigkeit und Qualität der Terrasse nur mehr Rudimente über. Aber genau in dieser ‚Grenzlosigkeit‘ hat die Terrasse als Erweiterung der Wohnlandschaften nach draußen ihre üppigste Verbreitung erfahren.

Die Terrasse ohne Morphologie als Erweiterung des Gebäudes ohne Sockel.

Wenn die Morphologie wegfällt, wird aus dem sinnigen Produkt der Terrassierung, die dazu dient, Orte nutzbar zu machen, ein Ort, aus dem sämtliche produktiven Nutzungen verbannt sind, nämlich die TERRASSE. Sie hat als Teil des Einfamiliengebäudes seit den 50er Jahren flächenhaft Einzug ins Gebaute gehalten und ist heute nicht mehr vom Einfamiliengebäude wegzudenken. Der Begriff Terrasse ist heute zumindest nicht mehr losgelöst von diesem Phänomen zu verhandeln. Von all den o.g. Überlegungen zur Brauchbarkeit und Ökonomie des Vorgangs der Terrassierung und dem Produkt: der Terrasse, ist in der Terrasse, wie sie das Einfamiliengebäude begleitet, nichts mehr enthalten. Die Morphologie, die oben als kennzeichnendes Merkmal eingeführt wurde, ist für die Terrasse im Einfamiliengebäude nicht nur unnötig, sondern sogar störend. Terrassen gehen idealerweise eben, ohne Schwelle in die Grünfläche oder das angrenzende Wohnzimmer über. Sie sind vielmehr besondere, weil unmittelbar am Gebäude gelegene Orte im Sinne von Aussichtspunkten. Der ihnen zugedachte Gebrauch ist primär der Anwesenheit über den Blick gedient. Nicht die tatsächliche Arbeit, sondern die Inszenierung der eigenen Ländereien, der weite Blick, in die Tiefe oder Breite des Grundstücks zählt. Besonders auffällig wird das dort, wo die Terrasse am Gebäude nicht zu ebener Erde organisiert ist, sondern freischwebend als Balkon (HELBIG, R. 1999). Die Terrasse ist die Erweiterung des Gebäudes nach draußen, so wie der Hof die Erweiterung der Arbeitsorte des Hauses nach draußen darstellt. Und so, wie der Hof der Nachbarschaft von Wirtschaftsräumen bedarf, so braucht die Terrasse das Wohnzimmer. Denn nur das, was drinnen angelegt ist, kann auch nach draußen getragen werden. Über die Nutzung des Randes ist die mögliche Nutzung des Platzes mit festgelegt (COLLAGE NORD, THEILING, CH. 1997). So, wie im Grundriss des Gebäudes das Wohnzimmer den bedeutsamsten Ort darstellt, um den herum alles andere gewoben ist, so spiegelt sich das bei der Terrasse wieder. Vom ‚Garten‘ aus betrachtet, dreht sich alles um die Terrasse. Terrasse und Wohnzimmer sind die beiden zentralen ‚Institutionen‘ des Einfamilienhauses. Wer die Terrasse oder das Wohnzimmer in Frage stellt, stellt auf Anhieb den gesamten Lebensentwurf des Einfamiliengebäudes auf den Kopf. Dieser Widerspruch tauchte in allen Beispielen auf, denn nur dort, wo das Wohnzimmer zurückgenommen oder –gedacht wurde kann die Terrasse eine andere

Bedeutung, nämlich die des Hofes annehmen. Wie wir das verhandelt haben, kann die Morphologie, also die Ergänzung der Terrasse um morphologische Grenzen, wie Balustraden, Mauern, Schwellen das unterstützen. Aus der Terrasse einen Hof zu machen bedeutet immer aber auch die Macht der Wohnzimmerinszenierung, sprich der vergeuderischen Inszenierung vom schönen Schein zu brechen.

Karl Heinrich Hülbusch

Vom 'Wohnweg' zur Gasse.

„In solchen Situationen plazieren sich die Leute oft symmetrisch zueinander: sie stellen sich in gleichen Abständen in einer Reihe, Seite an Seite, hintereinander oder im Kreis auf. Wir haben es hier mit demselben Phänomen wie bei den zeitlich getakteten Auftritten zu tun. Solche Aufstellungen können nur militärisch oder rituell sein, dramatisch sind sie nicht spielbar. Jede Gruppe tendiert zu einer meßbaren Geometrie, die nicht mit der dynamischen Geometrie verwechselt werden darf. Jede Figur muß ein Teil der Gruppe und zugleich von der Gruppe verschieden sein, ihre persönliche Zeit und ihren eigenen Raum finden“. (LECOQ, J. 1997/2000: 50)

So betrachtet, können wir das Seminar in Wöllingst 'dynamisch' nennen. Gleichzeitig können wir allegorisch die Begegnung eine in der Gasse nennen. Denn alle Beteiligten waren auf dem Wege zum eigenen (Arbeits-) Feld und trafen sich zufällig auf der 'Gasse' zum Gespräch und Tausch über die Arbeit und deren gemeinsamen Gehalt. Der Tausch der Überlegungen folgt den Prinzipien und den Regeln und nimmt die Besonderheiten des 'eigenen Falles' zurück, damit das handwerkliche Gespräch möglich bleibt.

Vom Prinzip der Haushufensiedlung, deren Parzellen regelmäßig schmal zur Straße organisiert und in die Tiefe nebeneinander gleichmäßig zoniert sind, ausgehend, werden geschichtlich die Querungen zur Tiefe der Parzellen Gassen genannt. Die Gassen machen das Feld / den Arbeitsplatz außerhalb der Siedlung - Haus und Hof und Straße - erreichbar. Deshalb sind - eine Behauptung zum Streiten - die Geschäfte zur Bremer Haushufen - Siedlung an der Gasse gelegen. Diese Auslegung wird bestätigt durch die sinnige Veränderung von der Sack-, Karren-, zur Straßenbahn- Gasse, die das 'Feld' erreichbar machen. 'Zu Hause sein' macht die 'Entfernung von zu Hause' möglich. In der Gasse erst wird ein Ort nachlassender Verhaltensbindung, das begrifflich unter Dysfunktionalität (s. HÜLBUSCH, I.M. u. HÜLBUSCH, K.H. 1973/1990; HEINEMANN, G. u. POMMERENING, K. 1979/1994) kurz gefaßt wird, erreicht. Die Gasse ist ein Weg, der quer zur Straße und in die Tiefe der Parzellen führt. Pointiert gilt dann auch, daß der Weg von der Straße zum Haus ein Stück Gasse ist.

Diese Übertragung ist gültig nach den organisatorischen Merkmalen und gleichzeitig (i.S. M. WEBERs) ein Konstrukt zweiter Ordnung, die sinnadäquat aus den Konstrukten erster Ordnung - Typifizierungen, die in der Situation vorgefunden werden - abgeleitet werden und die Regeln (die sinnvollen Intentionen) der Akteure nachvollziehen bzw. deuten; also von den Regeln her Prinzip und Gedanke verstehen (s. BERGER / KELLNER 1984: 41). Der 'Wohnweg' - Weg ist hier sicher noch die falsche Benennung

- muß vom Typus der Organisation und Zonierung her eine Situation aufweisen, die aus der Straße eine Gasse macht, von der der Wohnweg 'abgeht'. Immer dann, wenn die Bebauung quer zur Straße in die Tiefe der Parzellen - oder besser Grundstücke - gestellt wird, wird gleichzeitig ein 'Wohnweg' - eine interne Erschließung - hergestellt. Dieser Ort kann weder 'kommunal' noch 'privat' sein. Nach TURNER (J.F.C. 1978) ist das der heteronome 'Platz' der Verwaltung, die sich Öffentlichkeit nennt. Das 'Einfamiliengebäude' (BÄRENWEILER, R. u. CORDTS, H.J. 1992) zwingt die Besitzer deshalb notwendig in die verwaltende Hausmeister- Rolle bei sich zu Hause. Wir sind darauf geeicht, den 'Wohnweg' auf den Zeilenbau zu beschränken. Der Wechsel von der Haushufe mit Seiteneingang zum Zweispännerbau mit Mitteleingang führt gegenüber der Haus- Gasse schon den 'Wohnweg' ein. Es ist doch völlig undenkbar, mitten über einen Vorhof / Vorgarten eine Hausgasse einzurichten. Der Zweispänner- Eingang stellt unabhängig von der Lage des Gebäudes zur Straße eine Zeile mit Grün- bzw. Abstandsflächen her, einen durchaus 'repräsentativen' und distanzierenden 'Wohnweg' und keinen Zugang, der selbstverständlich gespielt werden kann. Das Einspänner- Geschoßhaus (HARENBURG / WANNAGS 1991) ist hinsichtlich der Merkmale des Hauses ein Beweis für diese Überlegung. Die scheinbar freizügige Erschließung über den 'Wohnweg' - der Begriff paßt mir überhaupt nicht - verschließt.

Alle Fälle, die typischerweise vorgeführt sind, sind mit 'Wohnwegen' und Nachahmungen des Zeilenbaus ausgestattet. Zweispännereingänge sind dabei die anstrengendste Bedingung, die gerne mit Schuppen vollgestellt wird, damit aus dem Wohnweg eine Hausgasse werden könnte. Die Grünfläche würde damit in einen Wirtschaftshof a la Fränkischer Hof und einen Vorhof a la Reihenhaus sortiert. Das hieße organisatorisch präzise formuliert, daß auf einer Seite des Mitteleinganges eine vom Rand zugängliche Hofwirtschaft hergestellt wird, an deren Grenze - hoch und fest - die Hausgasse gelegen wird. Das wäre eine bewußte Imitation des fränkischen Hofes (s. BÖSE - VETTER, H. 1991), indem die Seiten hergestellt werden (so haben wir das bei der Beratung der Beispiele nicht verhandelt).

Was wir vor dem Beitrag zu den 'Zaunkönigen' vornehmlich und nach H. Böse- Veters Vorschlag über die Herstellungsplanung durch Grenzziehungen verstanden haben, ist die Organisation der Haus- Gasse für die Gebäude tief im Grundstück mit Seiten- und Rückwärts- Eingang ins Gebäude. Da muß die Gasse hergestellt werden, indem die Grenzen der Gasse nachgeahmt werden, damit auch die Eingeborenen nach Hause kommen können. Die apodiktischen Entwürfe - man kommt durch den Garten ins Gebäude oder man macht eine Auffahrt (keinen Zugang) -, sind gleichermaßen Angebote für Herrschaften mit Hausmeistern wie Hausmeistern mit Herrschaften, so daß der Zugang eher einem Schleichweg ähnlich ist. Der Antagonismus beider Rollen heißt ja, daß keine zu spielen ist. Die Imitation, Übersetzung der idealen Situation der Haus- Gasse setzt für diese Bebauung voraus, daß wir den Eigentümer des Grundstücks und des Gebäudes zu seinem Nachbarn machen. Der Wohnweg wird so lesbar gemacht, daß für Einheimische wie Besucher der 'Wohnweg', der in die Tiefe gehende Zugang zum Einfamiliengebäude eine Hausgasse wird. Das widerspricht der Überlegung, daß Gassen durchlässig seien und weiter 'gehen' könnten oder müßten. Belangvoll ist dagegen der Bedacht, daß man auf dem Wohnweg auch 'zu Hause' immer nur gelitten ist.

Wenn der Zugang zum 'Gebäude' in eine Gasse gemünzt wird, ich mich zu meinem Nachbarn mache, kann ich auch im Gebäude nach Hause kommen, weil ich mir und meinem Besuch die Freiheit gebe, anzukommen - nicht durchzugehen. Die Gassen sind Wege des Ankommens und Weggehens - Straßen dienen vornehmlich dem Durchgehen.

Von Nirgendwo nach Irgendwo

Der Wohnweg gibt eine Distanz vor, in der nach Lecoq keine Dynamik fürs Theater und für die lebende Vereinnahmung möglich ist. Wege müssen unpräzise gegangen werden können, damit Auftritte möglich werden. Das Theater verkürzt die Wege auf die Auftritte, die Szenen. Für die normalen Alltage, die ja kein Theater sind, auch wenn das Theater daran seine Botschaft an unser Verständnis lernt, brauchen wir Zeit und Wege. Das 'indoor'- Seminar (D, KUHLE) war ein Seminar mit Zeit und Weg, weil wir im Gegensatz zum 'outdoor'- Seminar wenig Gelegenheit zum Ausruhen hatten, auf dem Weg. Die Gelegenheit und die Anlässe für Szenen waren üppig gesät. Auf der Gasse kann Theater gespielt werden. Für Szenen gibt es keinen Platz, weil die Gasse Auftritte ermöglicht aber nicht erzwingt. Wenn wir arbeiten, selbst im Gespräch sind, sind wir für Betrachter Szene aber nicht selbst inszeniert, selbstvergessen und besonnen. Der Auftritt eines Voyeurs, einer im 'Anzug' zwingt uns unvorbereitet in eine Szene, die spontan angenommen oder abgewehrt werden kann: ich habe zu tun. Das Einfamiliengebäude des Typs 'Wohnweg' ist für die Bewohner nie vor unvorhergesehenen Einbrüchen sicher und deshalb isoliert und 'versichert'. Die pädagogische Ökonomie des Seminars haben wir sorgfältig auf die Gasse des Verstehens gerichtet und nicht auf den Wohnweg, an dem jede Begegnung von vornherein zur Bedrohung gerät: Wir stören uns, aber nur wenn's möglich ist. Das setzt voraus, daß die Störung nicht stört.

Helmut Böse-Vetter

Kleine Zaunkunde

Die Organisation eines Grundstücks wird zuerst vom Grundriß her überlegt. Sie geht aus von den Gegebenheiten der verschiedenen Benachbarungen, den Zugängen und Zweckbindungen und den nach außen und innen gerichteten Seiten eines Hauses, die wir dann als 'Vorne' und 'Hinten' bezeichnen.

Die Organisation – oder auch Zonierung- wird im Grundriß zweidimensional überlegt und abgebildet. Und sie ist zunächst relativ schematisch und ohne spezielle Details auf die gegebene Situation des Grundstücks mit einem Gebäude und seiner Anordnung gerichtet.

Aber -und das ist ganz unvermeidbar- dabei werden die Mittel, um die Organisation der Orte herzustellen, immer schon mitgedacht. Warum ? Weil ich mit einer gemalten Linie auf dem Fußboden unterschiedliche Orte oder Situationen zwar denken, aber nicht für jeden verstehbar herstellen kann. Das, was wir immer im Hinterkopf haben, was die Organisation eines Hausgrundstückes überhaupt erst praktikabel herstellt, und von dem alle weiteren Überlegungen abhängen, ist die Art der Grenzen oder Begren-

zungen. Ohne diese wäre die Herstellung von Platz, der Umgang mit Fläche, mit Nähe und Distanz gar nicht möglich. Die Grenzen und Zugänge des Grundstücks und die, die durch die Baulichkeiten selber hergestellt werden sind hier von primärer Bedeutung. Mit Ihnen wird die Organisation und Zonierung eines Grundstücks in ein 'Relief' mit ‚hoch und niedrig‘, unten und oben, innen und außen, hüben und drüben übersetzt. Erst mit diesen **morphologischen Merkmalen** werden unterschiedene Orte als Platz und Gelegenheit brauchbar und annehmbar.

„Die Morphologie, wie eine Terrassierung, für die es verschiedene in der Bedeutung und der praktischen Interpretation wie Lesbarkeit vergleichbare Mittel gibt, übersetzt Entfernung in Schwellen und Grenzen.“ (HÜLBUSCH, K.H., 1991: III ff.)

Bei unseren Beispielen wird deutlich, dass die Organisation/Zonierung eines Hausgrundstückes auf einem Kanon von 3 Orten beruht, die durch Zweckbindungen, Benachbarungen und Zugänglichkeiten von außen und innen charakterisiert werden. Diese Orte oder Situationen tauchen immer wieder als quasi "feste Größen" auf:

1. der Vorgarten und Vorhof, 2. der Hof, 3. der Garten. Mit diesen Orten verbinden wir unterschiedliche Grenzen und Zugänge, wobei damit zunächst immer die äußeren Grenzen eines Grundstücks gemeint sind.

In Analogie zum Hausbau haben wir es bei den Herstellungsmitteln immer mit Begrenzungen zu tun. Diese sind immer Hilfsmittel um Distanz und Annäherung regeln zu können, damit sicherer Platz und Spielraum wahrgenommen werden kann. Auf dieser Basis müssen die Begrenzungen so beschaffen sein, dass Kontakte von und nach außen möglich werden, aber für beide Seiten quasi nebenbei und selbstverständlich gewählt und geregelt werden können.

Die Morphologie der Begrenzungen hat drei Ebenen: 1. Wände, 2. Dächer, 3. Fußböden (Wege, Platz). Die "Fenster und Türen" bestimmen dabei den Grad der möglichen Öffnung oder Abgeschlossenheit und damit die Wahl oder den Wechsel von Distanz und Nähe. Diese drei Ebenen der Begrenzungen sind nicht jeweils von gleichrangiger Bedeutung für die Herstellung der Organisation zu nehmen.

Die Herstellung der "Wände", der seitlichen Abgrenzungen eines Grundstückes ist von primärer Bedeutung, sie sind die ‚tragenden Teile‘ der Organisation, die dann von der Ebene der "Dächer" und "Fußböden" - als zwei abhängige Größen - ergänzt, verstärkt, erweitert oder ggf. auch wieder gemindert und aufgehoben werden können.

Der Fußboden steht in diesem Dreiklang am Ende, da er in der Regel als überall bereits gegeben vorausgesetzt werden kann, ganz allgemein als Boden unter den Füßen.

Äußere Grenzen, Zäune, Sockel und Schwellen.

Die "Wände" eines Grundstückes sind die Voraussetzung für alle weiteren Überlegungen und `Schritte`. Mit der Art der Herstellung der Grenzen in Dimensionierung und Machart werden bereits die Orte und möglichen Benutzungen vorgezeichnet. In der Regel haben wir es dabei in erster Linie mit den äußeren Grenzen, den Benachbarungsverhältnissen an den "Grundstücksgrenzen" zu tun. Davon unterschieden sind die inneren Grenzen, auf die hier nur hingewiesen werden soll, von denen aber zunächst nicht auszugehen ist. Was wir bisher als "Wände", oder "seitliche Grenzen" bezeichnet

haben können wir ohne unzulässig zu vereinfachen auf den Begriff des Zaunes bringen.

„Der Garteninhaber hat für rechte Umzäunung zu sorgen; fürs weitere hat er den Schaden selbst zu tragen, wenn er die ordnungsgemäße Einhegung unterläßt oder vernachlässigt“, ist in schweizerischen Rechtsquellen nachzulesen. „Sich selber Frieden geben“, hieß es in der alten Rechtssprechung; was zu bedeuten hatte, daß er eingezäunt, daß heißt „umfriedet“ sein mußte.“ (UNTERWEGER, W.-D. und U., 1990: 127)

Wir unterscheiden die Zäune nach ihrer Höhe, dem Grad der Transparenz oder Durchschaubarkeit und nach dem Ort bzw. der Situation, die wir mit ihnen in Verbindung bringen. Diese Merkmale sind nicht stufenlos oder beliebig miteinander kombinierbar zu einer fast unüberschaubaren Menge an Variationen. Im Gegenteil, die Höhe der Zäune steht mit der Dichtigkeit oder Transparenz ebenso in einem Zusammenhang, wie diese auch mit bestimmten Orten bzw. Situationen verbunden sind. Wir unterscheiden 3 Höhen von Zäunen, die in Metern oder in Dimensionen des menschlichen Körpers angegeben werden können:

- 1,10 m oder Hüfthöhe
- 1,50 m oder Herzhöhe
- 1,90 m oder (Über-) Kopfhöhe

(Die Knie- oder Sitzhöhe (45cm) bleibt hier unbetrachtet, da es sich dabei für unser Thema nicht um eine veritable Grenze handelt.)

In den Höhenangaben ist natürlich ein geringes `Spiel` nach oben und unten enthalten, so wie auch erwachsene Menschen nicht alle genau gleich groß sind. Das hieße nun aber nicht, die Höhen von Fall zu Fall von den jeweils speziellen Konfektionsgrößen der Benutzer abhängig zu machen. Eine feste Maßregel gilt ja auch für Geländer und für die Bemessung von Stufensteigung und –auftritt, die für die Benutzung mit langen und kurzen Beinen gangbar ist. ($2 \times \text{Steigung} + \text{Auftritt} = 63\text{cm}$)

„Wir warten besser mit dem Absägen, bis der Nachbar eingezogen ist“, schlug Petzi vor. „Vielleicht braucht der Zaun gar nicht so hoch zu sein.“
„Eben“, lachte Pingo, „wenn der Nachbar nur ein Maulwurf ist!“



Plötzlich gaffte eine Giraffe über den Zaun.

Abb. aus: „Ein neuer Nachbar“ (Hansen, C. und Hansen, V. –1966-)

Hüfthöhe (1,10 M) mit Anlehn- und Aufstützqualität

Der 1,10 m hohe Zaun ist weitgehend durchsichtig und dünn in den Materialstärken. Es würde überhaupt keinen praktischen Sinn machen, eine Grenze, die in nahe zu jeder Körperhaltung leicht zu überblicken ist, geschlossen oder blickdicht zu bauen. Diese hüfthohe Grenze ist der Vorgartenzaun.

Höhe und Festigkeit als transparenter Metallprofil- oder Holzzaun haben ganz praktische Qualitäten, die dem Ort an der Straße und vor der Haustür angemessen sind. Die Haustür muß deutlich erkennbar sein, darf nicht durch die Grenze versteckt werden. Im Gegenteil betont ein guter Vorgartenzaun mit dem Tor und den Pfosten den Zugang zum Haus.

In diesem Zusammenhang bietet die Höhe und Festigkeit ganz praktische Voraussetzungen um Sachen anzulehnen (z. B. Fahrrad, Mülleimer, Spielzeug etc.) und für die Gesten der Annäherung wie das sich Aufstützen mit den Händen als Kennzeichen für Innehalten und Fixierung des Standes, insofern auch eine Form der Anlehnung. Wenn ein Vorbeigehender nach flüchtigem Gruß über den Zaun zum Haus, vielleicht verbunden mit kurzem Innehalten, dann die Hand auf den Zaun stützt, diesen quasi ergreift, dann ist damit zu rechnen, dass über die beiläufige Grußformel hinaus ein Gespräch stattfinden wird. Ohne den Zaun fehlt dieser 'Halt' und die Möglichkeit der Grenzüberschreitung ohne den -sicheren- Ort zu verlassen.

Im Unterschied zu anderen Begrenzungen hat der Vorgartenzaun in der Regel einen Sockel. Dieser ist zwischen 10 und 20 cm hoch und läuft an der Eingangspforte als Stufe oder besser Schwelle durch. Aber selbst wenn der Zugang an der Pforte ohne Antritt höhengleich erfolgt, wird mit dem Zaunsockel die ‚Schwellensituation‘ zwischen Haustür und Straße deutlich markiert. Hinzu kommt, daß eine Unterteilung in Sockel und Zaun die Zaunhöhe von außen betrachtet scheinbar niedriger erscheinen läßt als sie ist.

Die Morphologie des Vorgartens vor der Haustür enthält aber noch eine 2. Schwelle, mit Sockel, Stufen und Podest vor der Haustür. Diese 2. Schwelle, bei der die Haustür auf einem höheren Niveau über der Straße liegt, hat mit der Höhe des Haussockels zu tun. Das die Bezeichnung „Schwelle“ in beiden Fällen ihre Berechtigung hat, zeigt die verblüffende Analogie von Türschwelle und Zaunsockel, der an der Eingangspforte durchläuft, wie ein Blick ins etymologische Wörterbuch belegt. Hier heißt es zum Stichwort „Schwelle“:

„...Balken, Brett; aus Brettern Hergestelltes. ‚Schwelle‘ bezeichnet also den „Grundbalken“ des Hauses, der als tragender Bauteil auch unter der Türöffnung durchlief.“ (DUDEN, Band 7, Etymologie. –1989:659)

Beide Schwellen stellen eine Höhenabstufung, eine Art Terrassierung des Hauszuges her, mit denen auch auf kurzer Distanz zur Straße die Grenzen zwischen innen und außen eindeutig bleiben, die Annäherung über ‚Schwellen‘ ‚stufenweise‘ erfolgen kann, ohne abweisend zu werden. An jeder Schwelle stellt die Abgrenzung mit Sockel, Zaun, Schwelle einen ‚Halt‘ dar, in der doppelten Bedeutung von ‚Haltfinden‘, ‚Festhalten-Können‘, ‚Bis-an-die-Grenze-Gehen-Können‘ und von ‚Innehalten‘, ‚Abhalten‘, ‚Fernhalten‘. Und an jeder Schwelle ist der Wechsel des Ortes eindeutig angezeigt. Auch hier kommen wieder die beiden Momente des Ortswechsels und der Grenzüberschreitung, des Sich-Annähern-Könnens und des Distanz-Wahren-Könnens zum Ausdruck. (vergl.dazu: HOFFMANN-AXTHELM, D., 1982)



Aus: Hans Issel, Die Wohnungsbaukunde, Leipzig 1910, S. 61
 "Square"- Zaun Grenze



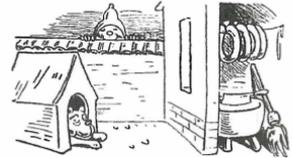
aus: Wilhelm Busch: Der Fuchs



Vorgartenzaun (um 1900) mit Schwelle (Foto: Jürgen Knittel)



Gartengrenze 1,50m
 aus: Wilhelm Busch: Das Pusterohr



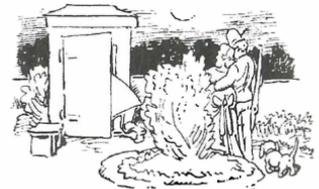
Hofgrenze 1,50 - 1,90m
 aus: Wilhelm Busch: Der Wurstdieb



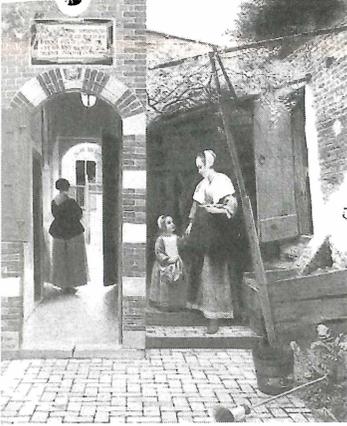
Hofgrenze -vorne- geschlossen (Bürgstadt) Foto: H.Böse-Vetter



aus: Wilhelm Busch: Der Busenfreund
 Garten-Rück-Seite
 Garten- Haus-Grenze, >1,90 m



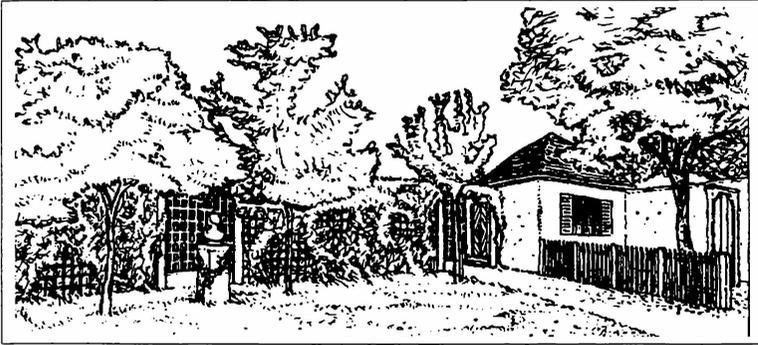
aus: Wilhelm Busch: Das Gartenhaus



Pieter de Hooch, Delft, 1658



Hinterhöfe in South Shields. aus: Muthesius, S. –1990- S. 133



Gartenrückseiten=
„Hofgrenze“ /
Gartenhausgrenze.

Zum Nachbarn:
Gartengrenze.

Max Graumüller
aus: Hausgärten.
Skizzen und
Entwürfe aus
dem Wettbewerb
der WOCHEN.
Berlin 1908, S. 19



Gartengrenze
Mit Staketenzaun

Höhe ca. 1,35 m

Foto: Jürgen Knittel

Kommunizierende Schwellen: Haussockel und Vorgartenzaun

Wir können an vielen Beispielen beobachten, daß die beiden Schwellen - vor der Haustür und an der Straßengrenze vermutlich miteinander wie kommunizierende Röhren in Verbindung stehen, was die Höhe des Vorgartenzaunes und die Sockelhöhe des Hauses betrifft. Ein häufiger Regelfall ist ein Haussockel von rund 1,10 m Höhe mit ca. 6 Stufen ins erhöhte Erdgeschoß. Ebenso häufig eine Zaunhöhe zur Straße mit einem ähnlichen Maß zwischen 1,0m und 1,20m. Der Zaun wiederholt quasi den Haussockel an der Grundstücksgrenze, bzw. bildet diesen als Schwelle noch einmal an der Straße ab.

Diese Wiedergabe läßt sich bei verschiedenen Sockelhöhen der Häuser als Zusammenhang beobachten. Mit sinkendem Haussockel fällt auch die Höhe der Straßeneinfriedung. Bei sockellosen Häusern (ohne Keller) haben wir es regelmäßig mit Vorgärten ganz ohne Einfriedung zu tun. Um nicht falsch verstanden zu werden: dieser Zusammenhang ist nicht etwa eine zwingend anzuwendende sinnvolle Regel. Auch bei einem stufenlosen Eingang ohne Sockel und Schwellen ist ein 1,10m hoher Vorgartenzaun für den sozialen und praktischen Gebrauch notwendig.

‘SQURE-Gitterzaun’

Das gleiche Phänomen der korrespondierenden Höhe von Haussockel und Vorgartenzaun läßt sich auch im anderen Fall bei Bauten mit sehr hohem Sockel beobachten. Bei diesen Bauten mit Hochparterre steigt auch die Einfriedung häufig bis auf Kopfhöhe und sogar darüber hinaus. Verbreitet sind diese Fälle in den villenartigen Bauten der Jahrhundertwende um 1900, mit häufig seitlichem Eingang neben dem Haus und weiter von der Straße ins Grundstück zurückweichenden Baufluchten. Hier wird die Abgrenzung zur Straße als hohes Stabgitter mit massivem Sockel abweisender monumentalisiert.

Ein praktischer Hintergrund für eine transparente, kopfhohe Einfriedung läßt sich im alltäglichen Umgang nicht finden. Als Vorbilder fallen einem nur Sicherheitszäune an Baustellen, Wildgehegen oder Zookäfigen ein. Und in der Tat entsprechen solche Abgrenzungen mehr Gittern als Zäunen. Die (über-)kopfhohe völlig durchsichtige Grenze an der Straße, verbunden mit angespitzten Gitterstäben, einem hohen –oft rustikalen- Sockelgeschoß und zurückgezogener Eingangstür, trägt alle Insignien der Abgeschlossenheit, Distanz und Introvertiertheit. Die Offerte der Annäherung und Zugänglichkeit ist nur noch in der Transparenz der Grenze enthalten, ohne aber tatsächlich für die Erleichterung des Zugangs und der Öffnung nach außen hilfreich zu sein. (Eher vielleicht um von innen besser sehen zu können, was außen vor sich geht. Was durchaus auch ein zu beachtender Punkt im Hinblick auf die grassierende Suche nach ‚Sichtschutz‘ und Sicherheit ist.)

Der Abstandsfläche zwischen Straße und Gebäude, die oft von beträchtlicher Tiefe ist, kommt die Aufgabe zu, die Distanz mehr oder weniger dekorativ zu ‚verblümen‘. Diese hoch eingefriedeten Grünstreifen tragen Züge der englischen Squares, jenen umzäunten Grünanlagen vor den Häusern, die verschlossen sind und zu denen nur die begrenzte Anzahl der Anwohner -mit Schlüssel- einen Zutritt hat. (vergl. MUTHESIUS, St.-1990-)

Um es noch einmal zu betonen, der Squarezaun liegt zwar an der Straßengrenze, ist aber kein Vorgartenzaun, weil der Vorgarten über den Weg und Platz vor der Haustür definiert ist. Bei seitlichem Hauseingang liegt also auch der Vorgarten bzw. Vorplatz neben dem Haus. Das vor dem Haus liegende Grünstück ist und bleibt Abstandsrün. Eine These zum Vorgartenzaun soll hier noch angefügt werden: Der eingefriedete Vorplatz des Hauses ist eine bürgerliche, nachmittelalterliche ‚Errungenschaft‘, die mit der Einführung separater Gehwege -Bürgersteige- in die Straße zu tun hat. Die bauliche Einrichtung eines eigenen Gehstreifens am Straßenrand, also dort wo bis dahin die offenen Vorhöfe (Fahrrhöfe) der Häuser lagen, macht die Markierung der Zuständigkeit und Distanz mit einer Schwelle vor den Häusern notwendig und sinnvoll für die Trennung von Innen und außen. (vergl. HÜLBUSCH, KH., 1996)

Herzhöhe (1,50m) mit Auflehn- und Ablehnqualität

Die Begrenzung zu den seitlichen Nachbargrundstücken ist höher als die Vorgartengrenze zur Straße. Mit einem Maß von 1,50m Höhe erfüllt diese Grenze im Unterschied zum Vorgartenzaun, die Möglichkeit, sich am Zaun mit den Ellenbogen aufzulehnen und eine entspannte, beobachtende Haltung zum Gegenüber einnehmen zu können. In gebückter (Arbeits-) Haltung kann man hinter dem Zaun abtauchen, ebenso wie im Sitzen hinter dem Zaun verschwinden, wenn er als Lattenzaun nur durchbrochen transparent ist.

In alten Rechtsvorschriften war auch die Mindesthöhe des Zaunes vorgeschrieben:

„einem erwachsenen Mann sollte er bis zur Schulter reichen. Das Weistum (altes Volksrecht) von Langberg schreibt vor, >>das ain jeder Zaun, er sei von gerten oder spelten, als hoch sein soll, das er ain mittern mann an das grüebel geet am herzen...<<.“ (UNTERWEGER, W.-D. und U., 1990: 127)

Die Grenze zwischen Nachbarn muß das Nebeneinander ähnlicher Tätigkeiten und Situationen zwischen ‚Bekanntnen‘ möglich machen, die mit mehr Nähe und auch Konflikten verbunden ist. Deshalb erfordert die Näherung auch eine stärkere Ablehnmöglichkeit, die in der Höhe der Grenze zum Ausdruck kommt.

Die materielle Qualität der Nachbargrenze darf weder ständige Nähe noch hermetische Abschottung erzwungenermaßen herstellen.

Die Höhe von 1,50m erlaubt es, einen Streit vom Zaun zu brechen und zu beenden, weil die Höhe mehr Distanz herstellt und Nähe erlaubt. Deshalb ist diese Nachbargrenze tendenziell auch weniger transparent, zumindest in Teilstücken.

Die Nachbargrenzen sind unauffälliger und undurchlässiger als die Vorgartengrenze. Auch fehlt hier der Sockel, weil diese Grenze keine Schwelle ist, also keine Zugänglichkeit signalisieren soll. Zudem, wie bereits angemerkt, wirkt der Zaun höher, wenn er keinen Sockel hat und in ganzer Höhe ohne Unterbrechung gleichartig hergestellt ist. Auch eine Unterteilung in Zaunfelder wird zum Nachbarn auf das konstruktiv Notwendigste beschränkt und nicht zum Anlaß der architektonischen Betonung der Pfosten. Die gebräuchlichsten Zäune mit 1,50m Höhe sind aus einfacher, leichter unauffälliger Bauart als Maschendrahtzaun oder Lattenzaun mit dünnen Staketen hergestellt, die je nach Blickwinkel halb oder ganz blickdicht sind. Maschendrahtzäune werden häufig mit schmalen Hecken- oder Spalierpflanzungen partiell undurchsichtiger gemacht. (vergl.: KLOSE, B., 1999: 36 ff.) Diese Verstärkung findet in der Regel dort statt, wo ein Wirt-

schaftsplatz oder Hof am Haus liegt. Eine psychologisch nachvollziehbare Begründung dafür könnte sein, daß es nicht angenehm ist, jemandem mit dem Maschendraht in den Nachbarhof zu fallen. Der Hof am Haus ist der Ort, der auch unaufgeräumt bleiben können muß und wo nachbarliche Begegnungen ohnehin unmittelbar nebeneinander häufiger stattfinden und diesen Zwangsbegegnungen schwerer aus dem Weg gegangen werden kann.

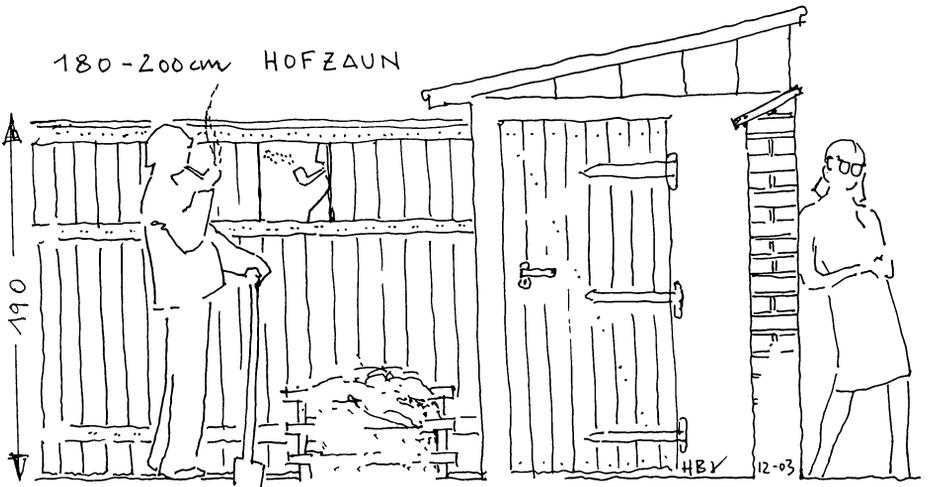
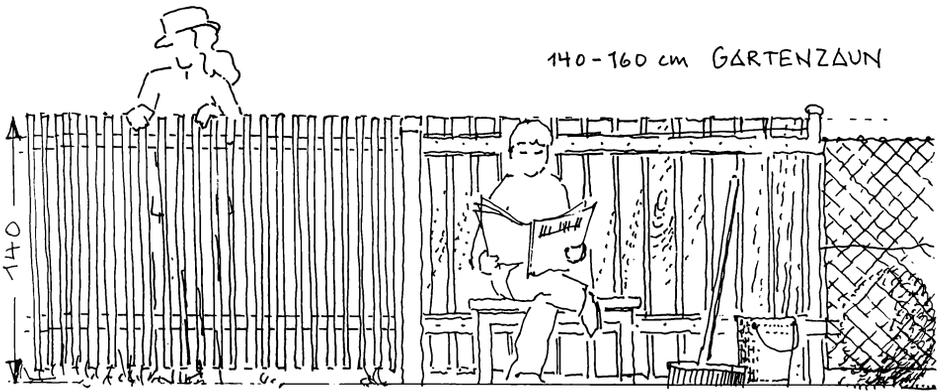
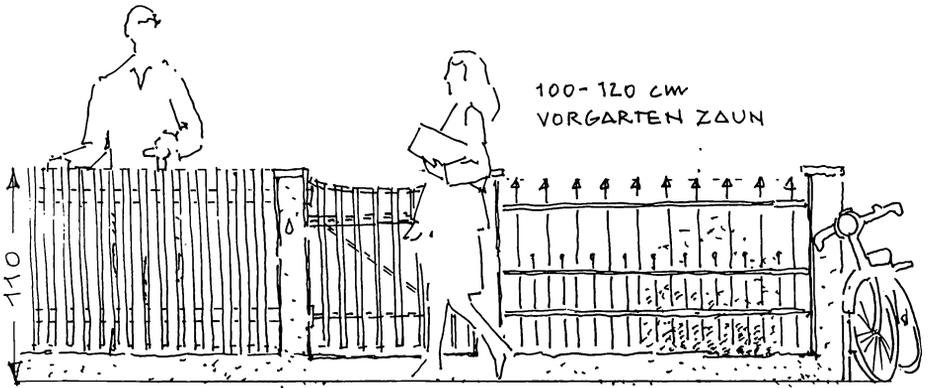
Die ‚Dichtigkeit‘ dieser Nachbargrenzen ist offenbar schwerer in eine Regel zu fassen. Auffällig ist, daß bei einer ähnlichen Zonierung der tatsächlichen Flächennutzungen nebeneinanderliegender Grundstücke, also z.B. der Obst- und Gemüsewirtschaft hinter den Häusern, der 1,50m hohe Grenzzaun in der Regel aus Maschendraht besteht, und der Blick über viele Gärten reicht. Darauf hat bereits BIRGIT KLOSE (1999) in ihrer Arbeit „Grenzziehungen“ hingewiesen. Dagegen sind bei sogenannten „Gesellschaftsrasen“ –um hier einen altmodischen Begriff zu verwenden- hinter dem Haus die Grenzen zu den Nachbarn eher undurchsichtig und praktisch ganz mit Hecken abgepflanzt. Die durchsichtige, unauffällige aber mitteilende Maschendrahtumzäunung, die ja auch die probate Grenzziehung der Kleingärten und Grabeländer ist, macht die häusliche Produktion unter Nachbarn der vergleichenden Betrachtung und Begutachtung zugänglich. Ist hier der Garten –die Gartenarbeit- auch Gegenstand und Anlaß für Erörterungen, die durchaus auch demonstrativen Charakter tragen kann, so könnte man auf die Idee kommen, daß die Abpflanzung des Rasenstücks dazu dient, die Leere und Zwecklosigkeit zu verbergen. Nebenbei wird so auch der nicht genutzte Platz verkleinert. Untätigkeit, Nichtstun eignet sich offenbar nicht zum Herzeigen, hat wenig demonstrativen Wert und vielleicht sogar –mittlerweile- kaum soziales Prestige. Das ‚Squaregitter‘ dagegen zeigt das ‚arbeitslose Gartenstück‘ vor.

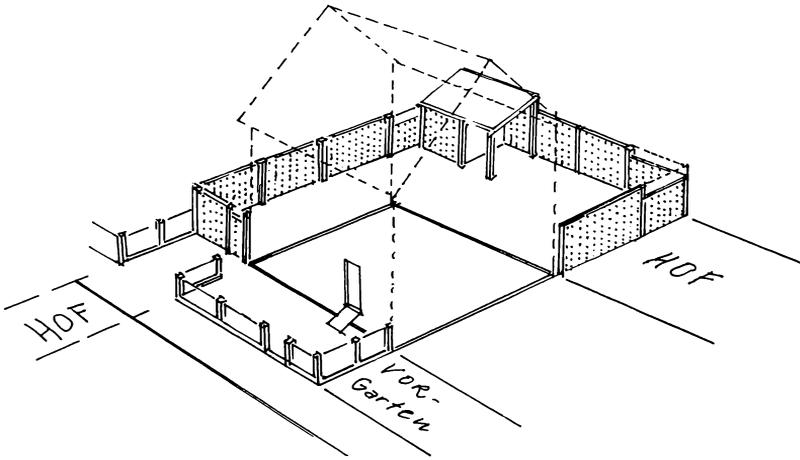
Kopfhöhe (1,90m) mit Abstell- und Rückenqualität

Feste gebaute Grenzen –aus totem Holz-, die kopfhoch sind und darüber hinausgehen sind heute eher selten anzutreffen. Da sind die Landesbauordnungen vor. Dafür gibt es nicht erst seit gestern vermehrt hohe Hecken. Davor steht zwar das Nachbarschaftsrecht, aber die Nachbarn sind sich hier doch recht häufig einig.

Aber zunächst einmal sollte festgehalten werden, daß kopfhohe Begrenzungen praktisch immer undurchsichtig sind. Welchen Sinn sollte es auch machen, eine durchsichtige 2,0m hohe Grenze zu machen? Es sei denn jemand käme auf die Idee eine Voliere an die Grenze zu bauen, oder eine Raubtiernummer im Garten erproben zu wollen. (Siehe dazu die Anmerkungen zum ‚Square-zaun‘)

Also, eine kopfhohe Grenze ist undurchsichtig, und damit eine Wand. Auf eine Gartengrenze übertragen heißt das: eine Rückwand, oder Rücken-Wand. Wo hat ein Grundstück einen Rücken nötig? Welche Vorbilder gibt es dafür? Zunächst fallen einem die hohen Hofstore von Ackerbürgerhäusern ein, mit Haustür im seitlichen Hof. Steht das hohe Hofstor offen, wird der Hof zum ‚Vorgarten‘ und Vorhof. Bei geschlossenem Tor ist das Grundstück zur Straße vollständig mit einer Wand verschlossen. Die Haustür ist verborgen und der Zugang zum Haus nur an einer –oft kaum erkennbaren- Handpforte im Tor erkennbar. Man muß sich schon von außen bemerkbar machen um auf das Grundstück zum Haus zu kommen. Wenn wir das Hofstor einmal als Bestandteil der

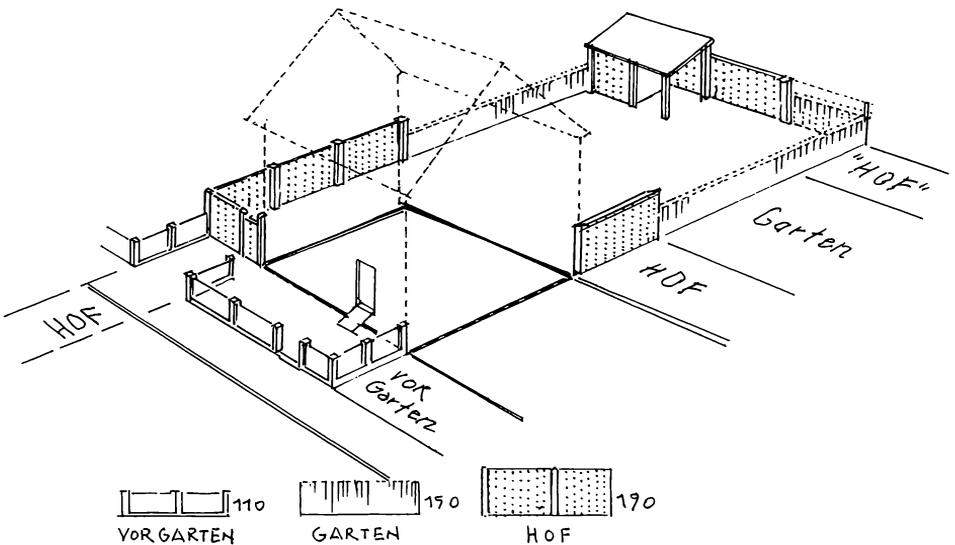




Grenzen von "Haus mit Hof".

Vorhof = Vorgarten mit 1,10 m Zaun

Hinter-/Seitenhof mit Hofgrenzen zwischen 1,40 und 2,00 m



Grenzen von „Haus und Hof mit Garten“

Vorhof = Vorgarten mit 1,10 m Zaun

Die Gartengrenze zu den Nachbarn mit rd. 1,40 m begrenzt den mittleren Gartenteil, der im oberen Beispiel fehlt.

Von den höheren Hofgrenzen verbleiben die Nachbarwände am Haus und die Gartenhausgrenze an der Gartenrückseite.

Hausfassade nehmen, dann wird bei geschlossenem Hoftor der seitliche Hof zum Hinterhof nach innen gekehrt. Mit einer kopfhohen undurchsichtigen Grenze besteht also die Möglichkeit, aus einem Vorne ein Hinten zu machen.

Die meisten anderen Beispiele mit einer dichten Wand haben zusätzlich aber auch ein Dach: die Remisen, Unterstände, Schuppen und die bürgerlicheren Versionen der Gartenlauben und -pavillons. Wir wollen diese einmal mit dem Überbegriff des GARTENHAUSES bezeichnen. Damit sind auch die Orte, zu denen diese „Gartenhaus-Grenze“ bzw. der kopfhohe Zaun gehört, bereits angedeutet. Sie gehören an die seitliche Nachbargrenze des Wirtschaftshofes, oder an die dem Haus gegenüberliegende hintere Gartengrenze. Ein Vorbild dazu sind die an der rückwärtigen Hofgrenze hoch umfriedeten Hinterhöfchen der englischen Reihenhäuser mit einem rückwärtigen Erschließungsweg („Mews“). Diese hohe Rückwand finden wir auch in den Bremer Reihenhäusern mit schmalen Schuppen und Ställen auf ganzer Breite des Grundstückes (4,5-7,0m).

Hierzulande am geläufigsten ist diese Grenze mit den Gartenhäusern von den Kleingärten her bekannt. An der hinteren Grenze stehen ‘Rücken an Rücken’ die Lauben, kleine Arbeitsplätze und Lagerecken abgeschlossen mit hohen dichten Grenzen, die nur sparsame ‚Löcher‘ zum rückwärtigen Nachbarn haben. Auch in den Hausgärten ist diese Grenze eine andere als die zu den seitlichen Nachbarn. Diese Neben-Nachbarn, die B.KLOSE als Nachbarn 1.Ordnung bezeichnet hat, sind auch von vorne bekannt, als Straßennachbarn. Mit diesen teilt man auch die Straße und ‚Adresse‘. Den ‘Gartennachbarn’ (= „Nachbar 2.Ordnung“ nach B.KLOSE) kennt man nur von hinten. Man hat mit diesem sozusagen keine ‘kommunale Grenze’. Den Gartennachbarn grüßt man, aber er ist tendenziell wenig, manchmal gar nicht bekannt. Die hintere Gartengrenze liegt bei tiefem Grundstück (das die Regel sein sollte) dem Haus am weitesten entfernt. Hier liegen nicht zwei ähnliche (Garten-) Nutzungen nebeneinander, sondern stoßen aneinander. Von einem Sitzplatz aus -mit dem Rücken zur Wand- liegt das eigene Haus und der Garten vor einem im Blickfeld. Hier ist auch ein Rückzugsort auf dem eigenen Grundstück. Dem widerspricht nicht, daß hier an dieser Grenze, der Rückseite des Gartens, auch wieder der Ort für mehr Unordnung, für Abfall-, Abstellplatz und ephemere Nutzungen ist. Teehäuschen und Kompost sind 2 analoge –und ggf. aneinanderstoßende- Nutzungen, die eine hohe Rückwand erlaubt, bzw. dicht nebeneinander denkbar macht. Das alles kann natürlich in der Konsequenz nicht bedeuten, daß ganz schematisch eine dichte kopfhohe Grenze zum Gartennachbarn auf ganzer Frontlänge verlaufen muß. Auch hier ist abhängig von der Grundstücksbreite ein ‚herzhoher‘ Nachbarzaun neben einem hohen Gartenhauszaun‘, auf begrenzter Länge von einigen Metern, weiterzuführen.

Zaunregel

Wir können die 3 Stufen der Zäune bezogen auf ihre Höhe, den Grad der Transparenz und den Ort in eine –vorläufige- Regel fassen, die von der Straßengrenze, über die seitlichen Nachbargrenzen bis zu der rückwärtigen Gartengrenze von Vorne nach Hinten verläuft:

Von vorne nach hinten werden die Grenzen höher, dichter und undurchlässiger.

Vorgartenzaun = 1,10 m oder Hüfthöhe, dünn, mit Sockel und durchsichtig mit Aufstütz- und Anlehnqualität.

Seiten-Nachbarzaun = 1,50 m oder Herzhöhe, dünn, ohne Sockel und transparent bis halbtransparent mit Auflehn- und Ablehnqualität

Gartennachbarzaun/ Gartenrückseite = 1,90 m oder (Über-) Kopfhöhe, massiver, ohne Sockel und in weiten Teilen undurchsichtig mit Abstell- und Rückenqualität. („Gartenhausgrenze“)

Innere Grenzen

Innere Grenzen in der hier beschriebenen Form mit ihren 3 Höhen- und Dichtigkeitsstufen dürfte es innerhalb eines Grundstückes im Grunde gar nicht geben. Trotzdem werden die äußeren Grenzen als 'Notbehelf' auch innerhalb eines Grundstücks notwendig, wenn wir es mit unmöglichen Vorgaben zu tun haben. Dann müssen die äußeren Grenzen auch innen zur Herstellung einer von Haus aus brauchbaren Organisation von Haus, Hof und Garten ‚eingeführt‘ werden. Dies wird immer da notwendig sein, wo Vorne und Hinten ihren angestammten Platz verlassen, oder bei ausufernden Grundstücken, denen jede Richtung und Orientierung fehlt.

Als Abteilungen innerhalb eines Grundstückes bezeichnen wir nunmehr, im Unterschied zur Zonierung/Organisation, die sekundären Einteilungen und Nutzungsgrenzen, die die Vorlieben, Wege und Gebräuche der Bewohner mit sich bringen und wieder spiegeln.

Norbert Witzel

Die Herstellungsplanung

Die Regeln zum Plan, Bewährtes als Vorbilder

Der Ausführungsplan ist das Ergebnis der Überlegungen zum regelhaften Einsatz von Material und Mittel. Die Absicht des Planes wird vom Gedanken Freiräume verfügbar zu machen in die Verwendung sinnadäquater Materialien und Mittel in den Maßstab 1:1 übersetzt. Dem Prinzip werden Regeln zur Seite gestellt (vgl. KUHLE 1999), die eine angemessene Wahl und zweckdienliche Verwendung von Material und Mittel ermöglicht. Ihr Zweck ist es, Arbeitsorte herzustellen und für den selbstverständlichen Gebrauch lesbar zu machen. Die Regeln bestimmen die Verwendung des Materials für das, was hergestellt werden soll.

Auf der Seite handwerklicher Fertigkeit und Wissen und der Seite der Wirkung und Folgen, des routinierten Gebrauchs durch die Kundschaft sind in Regeln über Generationen akkumulierte Erfahrungen eingeschrieben. Die Regeln resultieren aus generalisierbaren, immer wiederkehrenden, vergleichbaren Reaktionen auf sparsame Material- und Mittelverwendungen; sie sind bewährt. Deswegen überleben die hergestellten Gegenstände (Zäune, Bäume, wassergebundene oder gepflasterte Decken, Wege und

Pfade) im Kreuzfeuer unterschiedlicher Interpretationen der jeweiligen Kundschaft. Der zugrundeliegende plausible Sinn, den sie machen – der Zaun an der richtigen Stelle, in adäquater Höhe und aus einem zweckdienlichen Material –, lässt die Gegenstände alt werden. Die tägliche Bewahrung und allgemeine Verständlichkeit bewahrt sie über die Zeit (vgl. ALAIN 1925/85). Patina, in der die Spuren des Gebrauchs in Abhängigkeit zum Material lesbar werden, macht die Verwendung der Gegenstände auf Dauer leichter. In der Patina hinterlassene Spuren eingeschliffenen und zurückliegenden Gebrauchs leitet und begleitet den zukünftigen. Patina ist in diesem Sinne eine Vereinfachung: das unnötige Interieur, die Insignien der Geschichte sind verschwunden und das Brauchbare ist übergeblieben. Das, was war, hat zahllose Prüfungen durchlaufen. Wege, die nirgendwo hinführten, sind verschwunden. Der persistente Pfad enthält die gewissenhafte Prüfung unzähliger Füße. Dort, wo er nicht notwendig oder unbegebar war ist der entworfene Weg nicht mehr und durch neue Pfade ersetzt. Der Gebrauch vervollständigt die Orte und so wiederum ihre Gebrauchsfähigkeit in der Zeit. Der anfangs gut geplante und passend hergestellte Ort wird nicht verbraucht, sondern durch den Gebrauch besser, ermöglicht die Verfertigung des Plans im Gebrauch. Das Alte als Bewährtes dient daher als Vorbild; hätte es über Generationen nichts geatmet, wäre es nicht mehr. Alterung und Gebrauch werden zur Prüfebene des Plans. Die Herstellung des Planes auf Objektebene ist eine, die spezielle Situation interpretierende Kopie verstandener und brauchbarer Vorbilder (vgl. CULOT 1977). PlanerInnen sollten sich deswegen in der ‚Kunst des Kopierens üben‘ (vgl. ALAIN 1925/1985:175f). Dies gälte es in der Herstellungsplanung zu debattieren.

Die Herstellung von Orten

Wenn uns die Architektur und die Lage des Gebäudes im Grundstück als ‚Naturbürtigkeit‘ im Auftrag gegenüber tritt, bleibt die Absicht des Plans: die Herstellung des Außenhauses (vgl. I. M. HÜLBUSCH 1978/81), von gebrauchsfähigen Orten am Haus; erst ein brauchbares Außenhaus ermöglicht das Hausen. Im Gebäude, ohne Bezug zu annehmbaren Orten draußen, verkommt das Hausen zum Wohnen und zur Einsidelelei. Umgekehrt kann im günstigsten Fall ein Gebäude durch die Erschließung eines anzu-eignenden Außenhaus zum passablen Haus werden. Im ‚naturbürtigen‘ Einfamiliengebäude vermindert das klug überlegte und regelhaft hergestellte Außenhaus die gebaute Armut an Freiräumen, schafft Entscheidungsmöglichkeiten. Nach dem klugen Plan verkürzt die regelhafte Herstellung die Zeit leidvoller Erfahrungen, wie es schlecht oder überhaupt nicht klappt, die Zeit des Irrs und Wirrens.

Die alltagsökonomische Erweiterung nach draußen ist von praktisch hantierender und kommunaler Qualität: Am Vorgartenzaun regelt sie Ein- und Ausgang, weitet die Gelegenheiten zur Teilnahme an der Kommune (vgl. BÖSE 1993). Es entsteht überschaubarer zugeordneter Platz zur Begrüßung und Verabschiedung von Gästen, zum Schwatz mit Nachbarn oder Vorübergehenden. Die individuelle Ausstattung und Herstellung des Platzes vorm Haus, der Seite des Hauses zur Straße und Kommune wird zur persönlichen Visitenkarte und ist mehr als Fassade.

„Ich bin nicht dafür, dass die Besucher gleich mit der Tür ins Haus fallen. Es ist weder für die Besucher gut, noch fürs Haus. Und für die Tür auch nicht. So ein Vorgarten mit Blumenrabatten, beispielsweise mit bunten, kunterbunten Stiefmütterchen, und einem

kleinen, kurzen Weg aufs Haus zu, mit drei, vier Stufen bis zur Tür und zur Klingel, das soll eine Unart sein?" (KÄSTNER 1997:7)

Im Hof hinterm Haus entstehen Orte zum Arbeiten und Rumwerkeln: sperrige und schmutzige Dinge können hier erledigt werden (vgl. HELBIG 1999). Idealtypisch sind die beschriebenen Orte am Hauseingang der Vorgarten bzw. der Vorhof und der Hof zu den innerhäuslichen Wirtschaftsräumen: Vorgarten, Vorhof sind die Seite des Hauses zur Straße und zur Kommune; der Hof erweitert die Wirtschaftsorte im Haus nach draußen. Im Plan und in der Wahl von Mittel und Material gelten diesen Orten entscheidende Aufmerksamkeit. Der Garten am Haus ist kein notwendiger Bestandteil des brauchbaren Außenhauses (HELBIG 1997, AUTORINNEN 2001). Wenn der Garten als Überher möglich wird, weil die Fläche am Gebäude viel zu üppig bemessen ist, mag er dem betroffenen Einsiedler als Reichtum erscheinen; im Grundriss der Siedlung führt er zu einer Armut an kurzen Wegen und der Durchlöcherung des dichten, geselligen und kommunalen Aneinanderrückens.

Das Material: fest und weich mit Luft

Materialien haben verschiedene Eigenschaften. Zur Herstellung brauchbarer Freiräume sind die Fähigkeiten zu altern und Gebrauchspuren abzubilden wichtig: ‚Wie viel Härte braucht der Ort, damit er altern kann und wie viel Weichheit das Material, dass die Spuren des Gebrauchs lesbar werden?‘ Der Widerstreit beider Eigenschaften wird in der Patina des Gegenstandes abgebildet. Wegen des leichten Niederschlags von Spuren und resultierender Lesbarkeit der Gegenstände gehört unsere Sympathie den weichen und wachsenden Materialien. Harte Stoffe sind gegenüber dem Gebrauch widerständiger und weniger lesbar. Daher sind sie illusionistischer, weil sie sowohl dem Gebrauch wie dem Fehlen des Gebrauchs am unnachgiebigsten sind. Was aber nicht unbedingt heißt, dass sie länger halten. Dieses Härte-Weiche-Verhältnis im Material muss bedacht gewählt werden und macht Sinn im Kontext des geplanten Gebrauchs, der prognostizierten Aneignung der Freiräume. Dort, wo weich genügt, muss nicht das Härteste verwendet werden. Das Material folgt somit grundsätzlich den Überlegungen zur Arbeit und zum Gebrauch der hergestellten Orte. Das ‚Sinnvolle macht darin das Schöne‘ (ALAIN 1940/1985), die angemessene und zugleich sparsame Materialverwendung unterstützt den Gebrauch und steht ihm nicht im Weg. Vegetationsfähigkeit resultiert unmittelbar aus der Härte des verwendeten Materials und hat wesentlichen Einfluss auf die Lesbarkeit der Bodenbeläge. Zusätzlich kann mehr oder weniger viel Luft in Materialien eingebaut werden; in Grenzen (Zäunen) wird so deren Transparenz verändert. Gleiches gilt für die Dichtigkeit von Dächern: Diese sollten gegen Regen massiv und ohne Löcher sein, als Sonnenschirm reicht ein Baum voller Luft.

Die Mittel: Grenze, Boden, Dach

Auch die Mittel, die uns in der Herstellung von Freiräumen zur Verfügung stehen, können auf wenige Typen systematisiert werden. Grundsätzlich haben wir drei Mittel zur Hand: die Grenze, den Boden und das Dach. Darunter gibt es den gebauten Teil, bereits fertig hergestellte Gegenstände (Zäune, Decken, Mauern), und die Vegetation, den gepflanzten und wachsenden Teil (vgl. MOES 1998).

Grenzen

Die Herstellung von Grenzen ist immer mit einem Wechsel in der Morphologie verbunden. Sparsame Grenzen tun dies auf wenig Fläche, ganz schmal, ohne Platzvergeudung. Idealtypische Grenzen sind Zäune und Mauern. Grenzen, die kaum Höhe besitzen, enthalten neben dem ‚Achtung, hier beginnt was anderes‘ die symbolische Aufforderung zum Überschreiten oder Eintreten: Bordsteine, Vorgartenzäune und Stufen sind Beispiele dafür. Gewollt und an der richtigen Stelle machen solche Grenzen, die diese freundliche, fast paradoxe Aufforderung enthalten, sie zu überwinden, viel Sinn. Kommen Menschen nicht mehr miteinander aus, weil sich einer nicht an die Regeln im Zusammenleben hält, sollen solchen Menschen ‚Grenzen aufgezeigt‘ werden: wie weit kann man gehen, ohne andere zu verletzen? sind Fragen, die nur mit Grenzen beantwortet werden können. Grenzenlosigkeit schafft einen Zustand, der das beschworene Zusammenleben unnötig erschwert, weil niemand mehr weiß, wie weit er gehen kann. Als PlanerInnen ‚zeigen‘ wir Grenzen nicht auf, sondern wir zeichnen sie im Grundriss. Unsere planende Zeichnung zieht mit jedem Strich eine Grenze. Die Grenze ist das wichtigste Mittel unserer Arbeit.

Böden sind allgegenwärtig. Wir nehmen sie erst wahr, wenn sie eine auffällige Morphologie, also Grenzen bekommen und ihr Übergehen mühselig wird. Schlecht verlegtes Pflaster und zu löchrige Oberflächen sind gute Beispiele dafür. Oder, es stimmt was nicht mit dem Material, es ist zu weich und matschig zum Drüberlaufen, zu hart zum Fußballspielen. Aber Boden haben wir immer unter den Füßen, in der Regel bricht er uns nur sprichwörtlich weg. Als Mittel ist es selbstverständlich anwesend, schon da, bevor wir mit unserer Arbeit beginnen, wenn auch das verwendete Material nicht immer angemessen ist. Bei Grenzen ist das völlig anders. Ihre Anwesenheit ist nicht selbstverständlich und sie müssen hergestellt werden, um Freiräume, das eigene Territorium, im Nebeneinander abzugrenzen. Weil sie fehlen und erst errichtet werden, sind sie so wichtig. Freiräume werden am Haus über die Grenzen, vornehmlich von Zäunen, erst hergestellt. Aus den Grenzen folgt alles andere: die Wege, Plätze und der Pflanzplan. Grenzen können über ihre Lage im Grundstück und den zugewiesenen Bedeutungen geordnet werden.

Der Vorgartenzaun – die Schwelle zum Haus kriegt einen Zaun

Der komplette Vorgartenzaun ist mit Sockel, dem eigentlichen Zaun, Pfosten oder Pfeilern und einer Stufe hinter dem Eingangstürchen ausgestattet. Seine Eigenschaft ist die einladende, freundliche Distanz; er betont mit dem Sockel (der Schwelle), der Stufe und den Pfosten (das Portal) den Eintritt. Die Gesamthöhe von ca. 1,2 m besitzt Auf-lehnqualitäten. Weil der Zaun nichts verbergen soll und in seiner freundlichen Botschaft ‚Einzutreten‘ das auch gar nicht darf, ist er durchsichtig und dünn, aber fest. Es gibt einen engen organisatorischen Zusammenhang zwischen Haus (-Fassade), der Fläche vorm Haus und dem Zaun. Auffällig ist die Abhängigkeit der Höhe von Haussockel und Vorgartenzaun, die in den Vorbildern annähernd gleich ist. Die (unverstandene) Anwendung dieser Regel erfolgt auch oft noch dann, wenn die Häuser zu Gebäuden tendieren. Der modische Schnickschnack ist nicht so abstrus wie gedacht, sondern im Zusammenhang des Hauses zu verstehen.

Nachbarschaftszaun – die seitliche Parzellengrenze

Eine ähnliche Freundlichkeit wie der Zaun zur Straße beseelt den Zaun zum Nachbarn. Weil er aber nicht zum Eingang gedacht ist, fehlen ihm alle Mittel, die mit dem Eintritt verbunden sind: er hat keinen Sockel, keine auffälligen Pfeiler und Pfosten – auch der Nachbar kommt von vorne zu Besuch. Über den transparenten, eventuell etwas dichteren und ca. 1,4 m ‚herzhohen‘ Zaun ist der Plausch mit dem Nachbarn möglich; dem Auge verbergen soll dieser Zaun nichts, man kann ja eh‘ darüber schauen. Es ist dies das klassische Verbreitungsgebiet des Staketenzauns, aber auch der Maschendrahtzaun kann hier gut. Zur Gasse oder im hinteren Bereich der Parzellen wird der Zaun aus gleichem Material bis zu 1,6 m hoch.

Rückwärtige Grenze

Die rückwärtige Grenze ist höher als 1,8 m. Als Wand ist sie in Kopfhöhe nicht zu überblicken. Damit die Einsicht auch durch den Zaun verwehrt bleibt, ist er nicht mehr transparent, sondern dicht und verschlossen. Hier bildet klassischerweise die Schuppenwand die eigentliche Grenze. Fehlt der Schuppen kann das Dach anders organisiert werden, beispielsweise von Bäumen. Die rückwärtige Seite muss die Möglichkeit des Rückzugs beinhalten, der Ungestörtheit. Hier kann physisch wie psychisch mal Müll abgeladen werden, ohne die anderen brüskieren zu müssen.

Böden: begehbare Wege und Plätze

Die Wassergebundene Decke ist die einfachste Form einen gut betretbaren und vegetationsfähigen Boden zu bereiten; sie ist die Regel. An bestimmten Orten wird das Material fester gewählt, weil es üppigere Anlässe zum Gebrauch gibt: in den Ein- und Ausgangsbereichen am Haus. Der Hof und Vorhof muss Platz vorhalten. Um ihn zu nutzen muss aufgeräumt und der Platz immer wieder hergestellt werden. Viele Gebäuche sind außerdem ephemere oder saisonal: Lagerung von Holz, Abstellen von Geräten und Maschinen, Reparaturen. Es macht Sinn, die Vegetationsfähigkeit der Flächen auf eine schmale Fuge zu reduzieren, sprich zu pflastern, weil in bestimmten Zeiten der Gebrauch nicht ausreicht, um die Vegetation auf die Verbreitung am Rand, den Saum zu begrenzen. Der Platz müsste ansonsten mit aufwendiger Pflege neu hergestellt und die aufgelaufene Vegetation abgeräumt werden. Grundsätzlich bleibt die Vegetation, wenn sie nicht auf den Ertrag gedacht ist, eine unnötige Ausstattung. Der Rasen ist allerdings eine einfach zu organisierende und sinnvolle Vorhaltung von Platz, der aktuell nicht gebraucht wird und zugleich mit wenig Arbeit betretbare Fläche bietet.

Dächer: gebaut und gepflanzt

Feste Dächer werden über Gebäude hergestellt. Wie beim Haus oder dem Schuppen gehört zum Dach regelhaft die Wand. Der Carport bildet ein Dach ohne Wand. Er bleibt ein unvollständiger Schuppen, der nach vorne an die Straße gewandert ist. Durchsichtige und feste Materialien für Dächer werden dann verwendet, wenn am Haus die Belichtung nötig bleibt, aber kein Regen gewollt ist. Das Ziel ist die ‚Klimamelioration‘ in Richtung Kontinentalität: trocken, hell und warm. Der Beischlag am Bremer Reihnhaus ist ein Beispiel dafür.

Bäume sind ein weiteres brauchbares Mittel, um Dächer herzustellen. Die Baumreihe gliedert über Intervalle eine Distanz, aber sie macht keine Wand. Ihr Dach hängt in der Luft. Der Hofbaum ist die Erweiterung des Hausdaches nach draußen. Am Haus hat das Baumdach die benötigte Wand. Der Platz (und die Möglichkeiten), der von einer Wand, einer Grenze, hergestellt wird, wird mit dem Baum erweitert.

Stefan Novak

Improvisation. Buchstaben – Worte – Sätze – Texte Über Regeln und Prinzip

„Improvisieren ist das Finden von Möglichkeiten, die man unter gewohnten Bedingungen nicht findet“ (mdl. SCHORSCH, G. Tanzpädagogin in Wien).

Unseren voreiligen Plan haben wir über die Arbeitsschritte Anamnese – Diagnose – Therapie erarbeitet. Diesen Arbeitsschritten liegt das begründete Handeln, des Sehens – Beschreibens – Verstehens (die Beispiele) und des Abbildens (die voreiligen Pläne) zu Grunde. Das was wir getan haben, ist nicht zufällig entstanden, keine freie Erfindung, kein entwerferischer Akt, kein Phantasieren, sondern der Versuch, unter „unmöglichen“ realen Vorgaben Regeln und Prinzipien (verstandenen Vorbildern) folgend, Freiräume herzustellen. Wir haben nicht erfunden, durchaus aber improvisiert, das war auch notwendig, denn die Beispiele, mit denen wir uns beschäftigt haben, haben unser „Gewohntes“ (vgl. SCHORSCH, G.) überschritten.

Meine „Arbeitswelt“ besteht aus Tätigkeiten als Landschaftsplaner und als Schauspieler. Mit der Theatergruppe, mit der ich während der Sommermonate in ca. 50 Tagen 120 Aufführungen spiele, wird ausschließlich Straßentheater gemacht. Akrobatik, Singen, Tanzen, Grenzen herstellen, Grenzen übertreten alles immer auf der Straße. In unseren Stücken gibt es jede Menge Improvisation. Das macht es auch aus, warum diese Arbeit so spannend ist. Wir müssen - jeder Einzelne und als Gruppe - auf das, was da ist, auf das Unvorhergesehene reagieren. Damit meine ich das Unvorhergesehene in uns, die unterschiedlichen Spiellaunen und Befindlichkeiten und das Unvorhergesehene außerhalb - der Spielort, die Spielbedingungen, die jedes Mal anders sind.

„Das improvisatorische Element besteht darin, dass der Schauspieler, der während des Reproduktionsprozesses (Aufführung) Handeln und Text aus dem Gedächtnis reproduziert, dennoch Raum behält für die spontane Mobilität seiner schöpferischen Phantasie, dass er gegenüber seinem Partner wach und offen bleibt wie im Probenprozess, dass er den Handlungsimpuls von ihm jeden Abend neu bezieht“ (EBERT, G. 1999:33).

Nach außen hin mögen das Planen und das Schauspielen als sehr unterschiedliche Berufe wirken. Während des Arbeitens und Lernens in beidem bin ich immer wieder erstaunt, wie viele Parallelen in beiden Tätigkeiten und auch in den Ergebnissen der beiden Arbeiten stecken. Unter Wegnahme der ganzen Ornamentik und der Schnörkel, in die beide Berufe eingebettet sind, wird auffällig, dass Regel und Prinzip beider Tätigkeiten, wenn sie auf der Grundlage eines gelernten und solide ausgeführten Handwerk basieren, gleich sind.

Sie folgen beide demselben prinzipiellen und regelhaften Vorgehen der Aneinanderreihung von Sehen – Beschreiben – Abbilden - Verstehen und Ausführen. Selbst die im Schauspiel so im Vordergrund stehende Improvisation nimmt in beiden Stücken Arbeit den selben Platz ein. Im Schauspiel wie in der Planung ist das, was wir tun sowohl in den Proben (Aufnahmen, Skizzen, Überlegungen) als auch während der Aufführung keine freie Erfindung, kein entwerferischer Akt, kein Phantasieren, sondern ebenfalls der Versuch, unter realen Vorgaben, Regeln und Prinzipien (verstandenen Vorbildern) folgend, ein Stück (einen Text, einen Plan) zur Aufführung (Fertigstellung) zu bringen. Dabei aber auch offen zu sein und Möglichkeiten aufzufinden, die man unter den bisherigen Bedingungen noch nicht gefunden hat. (vgl. SCHORSCH, G. mdl. 2001). Sogar im Bezug auf die Räumlichkeit sind sich die Tätigkeiten sehr ähnlich. Auch im Straßentheater nutzen wir vorhandene Freiräume und stellen zumindest temporär, aber vor allem auch im Kopf, Freiräume für andere her.

Schauspielen

Im Schauspiel werden keine gegenständlichen, real existierenden, angreifbaren Freiräume mit Zaun und Sockel, Weg und Baum geschaffen. Arbeitsgegenstand sind Körperlichkeiten, Charaktere, deren Eigenheiten, deren Beziehungen, Szenen, Stücke, das heißt Handlungen, die ephemere sind. Für die Schauspieler und die Zusehenden gilt, sobald die Handlung dargestellt ist, ist sie verausgabt und lebt damit ausschließlich in der Erinnerung fort. Niemand kann die Produktion, den Moment anders festhalten als in der Erinnerung. Das Schauspiel ist im Sinne von BERGFLETH: "...eine unproduktive Ausgabe (...) die (...) ihren Zuwachs in sich selbst hat" (BERGFLETH, G. 1985: 8). Das Spiel ist eine Handlung, die niemals materielle Formen annimmt. Der Reichtum hat keinen Gegenstand und doch ist er real vorhanden. Die Schauspielenden veräußern sich, um am Ende nichts als Veräußerung produziert zu haben. Wie die Zusehenden mit dieser Veräußerung umgehen, ist ihre Sache, denn:

"In einem Schaffensprozess gehört das geschaffene Objekt nicht mehr dem Schaffenden. Das Ziel ist der Schöpfungsakt: eine Frucht hervorzubringen, die sich vom Baum löst!" (LECOQ, J. 2000: 30).

Planen

Planen - das Herstellen des Notwendigen - ist zunächst eine Tätigkeit, die an einen Gegenstand gebunden ist, an einem Ort Möglichkeiten herstellt. Möglichkeiten, die im Gegenständlichen nicht für den der plant, sondern für diejenigen, die den Ort nutzen, vorhanden sein sollen. Im Sinne BERGFLETH's geht es um eine Ausgabe, die ihren Zweck in dem Bereitstellen von Möglichkeiten für andere hat. Um eine produktive Ausgabe zur Herstellung von unproduktiven Ausgaben für andere. Räume, die die Möglichkeiten bieten, sich sicher bewegen zu können. In den so geschaffenen Freiräumen spielen die NutzerInnen ihre Stücke täglich neu. Es bleibt in ihrer Zuständigkeit, welche Dramaturgie diese Stücke haben, über die Planung werden Räume hergestellt, die Handlungen - das individuelle und kollektive Theater ermöglichen. Auch hier gilt im übertragenen Sinne dasselbe wie fürs Schauspiel:

“In einem Schaffensprozess gehört das geschaffene Objekt nicht mehr dem Schaffenden. Das Ziel ist der Schöpfungsakt: eine Frucht hervorzubringen, die sich vom Baum löst!” (LECOQ, J. 2000: 30).

Um Schauspielen zu können ...

Um Schauspielen zu können, muss das Handwerk des Schauspiels erlernt und gekonnt sein. Während der Tischler das Material, das Werkzeug und den Gebrauch kennen muss, um einen Gegenstand (einen Tisch) herzustellen, muss der Schauspieler, Körper Bewegung, szenische Darstellung, das Stück etc. kennen, um spielen zu können. Der Schauspieler muss seinen Atem, seinen Körper (die Buchstaben) einfache und komplizierte Bewegungsabfolgen (Worte) kennen und reproduzieren können, um die Voraussetzungen zu haben, etwas darstellen, erzählen zu können. Dazu muss er vorerst erfahren: “wie sich eine Bewegung abspielt. (...) Die Gesetze der Bewegung organisieren alle theatralischen Situationen” (LECOQ, J. 2000, 35 f.). Über die Kenntnis des Atems, des Körpers (den Buchstaben), ergibt sich die Voraussetzung, dann einfache Bewegungen (Worte) darstellen zu können. Diese Darstellung erfordert, anders als das Kinderspiel, die Distanz zu sich selbst. Kinder spielen, um die Welt zu verstehen. Ihr Spiel ist durch Spontaneität geprägt. Ihrem Spiel geht im überwiegenden Teil keine reflektierte Erfahrung voraus. Aus diesem Grund können Kinder in der Regel ihre Spiele nicht reproduzieren. Wenn sie es versuchen, kommt etwas anderes heraus. Ein anderes Spiel.

Schauspieler müssen eine Distanz zu sich selbst einnehmen. Sie müssen zunächst beobachten, später wissen, wie einzelne Bewegungen (Worte) funktionieren, welchen Regeln sie folgen. Über die Beobachtung und die Analyse ihrer Bewegung lernen sie bewusst und reproduzierbar Bewegungen zu machen, die sie befähigen, eine Aufführung - den Reproduktionsprozess zu machen. Die Sicherheit des Spielens entsteht aus der Wiederholung (vgl. EBERT, G 1999: 33). Auf Grund der Kenntnis vom eigenen Körper und der Bewegung in all ihren Variationen ist es möglich, einfache Handlungen, Szenen (Sätze) zu spielen. Aus der Aneinanderreihung dieser Handlungen und Szenen entsteht das Stück (Text).

Um planen zu können ...

Um planen zu können, müssen ähnlich dem Schauspielen zunächst die einfachen alltäglichen Handlungen und die dazugehörigen Räume gesehen und verstanden werden. Also Arbeiten rund um Haus und Hof - ankommen, abfahren, tratschen, einkaufen etc. (Buchstaben). Daraus lernt der Planer einfache soziale Zusammenhänge in ihrer Bedeutung zu verstehen (Worte). Während für den Schauspieler sein Körper (Buchstaben) der Gegenstand der Untersuchung ist, sind es für den Planer die real existierenden Orte und die darin lebenden Menschen mit ihren Tätigkeiten und den Spuren, die sie hineinleben. Über das Verständnis, wie hier gelebt werden kann, (im Schauspiel wie der Körper handeln kann) wird die Bedeutung der Orte und die Möglichkeiten der dort anwesenden Menschen begreifbar. Über dieses Verstehen können von Planern Freiräume, d.h. Handlungsmöglichkeiten (Sätze), organisiert werden, in denen andere Menschen dann ihre Stücke spielen, ihren Alltag leben können. Das Herstellen solcher Orte im Plan und in der Realität (Text) ist das Sichern und gleichzeitig die reale

Übergabe der Freiräume an die BewohnerInnen. Nach BERGFLETH, der in der Beschreibung der allgemeinen Ökonomie davon ausgeht, dass produziert wird, um zu verausgaben - da alle Produktion von jeher immer auf die Verausgabung gerichtet ist - heißt das, Räume herzustellen, in denen die Voraussetzung zur Verschwendung, die symbolische Möglichkeit der Verausgabung, hergestellt wird.

Um zu planen, oder um schauspielern, muss zunächst das Handwerk, der Buchstabe, das Wort, der Satz, der Text, erlernt und verstanden werden. Das, was ich an der Tätigkeit des Schauspielers beschrieben habe, heißt übersetzt für die Planung: Welche einfachsten alltäglichen Handlungen leisten die Menschen im Verband zu den anderen, um leben zu können. Welche Räume braucht es als Voraussetzung, um diese Handlungen führen zu können (Buchstaben)? Wie müssen diese Orte begrenzt werden, aus welchem Material sind die Grenzen und damit die Räume gebaut (Worte)? Wo liegen sie, wie reihe ich diese aneinander (Sätze)? Das Stück ist der Plan und die Ausführung zum Garten. In der abstrakten Reihe also der fertige Text. "Die Gesetze der Bewegung organisieren alle theatralischen Situationen (Pläne Anm. S.N.)" (LECOQ, J: 2000, 35 f.). Das, was anfangs so verschieden schien, liegt nah zusammen. Letztendlich könnte es heißen: Als Planer liefere ich ein gutes Stück Theater ab, als Schauspieler spiele ich einen guten Plan.

Planung und Schauspiel - ein zeitliches Hintereinander

Planen als Voraussetzung der Anwesenheit, als Voraussetzung der Verausgabung. Damit wird noch ein weiterer wesentlicher Zusammenhang zwischen Schauspiel und Planung deutlich. Planung ist die Voraussetzung der Verausgabung und damit auch die Voraussetzung des Straßentheaters. Nur wenn über die Planung gebrauchsfähige Straßenfreiräume hergestellt werden, kann Straßentheater in seiner typischen Form stattfinden. Weder der Park noch der Parkplatz, noch der Hof oder der Gehsteig sind geeignete Orte um Straßentheater zu machen. Muss an solchen Orten gespielt werden, weil keine anderen zur Verfügung stehen, wird Straßentheater dem Bühnentheater ähnlich. Ein Teil der Lebendigkeit dieser Theaterform, die Straße mit den Haus- und Geschäftseingängen, die Straße als Ort des Ankommens und Weggehens, des Treffens und Berichtens, als Ort alltäglicher notwendiger Arbeiten, wird genommen. Bei einem Straßentheaterfestival in Ulm, bei dem es zwei Tage regnete, willigten wir aus verschiedenen Gründen ein, in der Shopping-mall eines Shoppingcenters eine Aufführung zu spielen. Dabei hatten wir das Glück, dass vor unserer Aufführung eine andere Gruppe ihr Stück spielte. Wir sahen ihnen zu und trafen dann die Entscheidungen, unser Stück auf die Hälfte zu reduzieren. Unsere Prognose, dass es besser ist, weniger zu investieren, war richtig, denn auch von diesem Teil konnten wir nichts in der Qualität spielen, die wir auf der Straße gewohnt sind. Die Menschen, die uns zusahen, verhielten sich nicht wie auf den Straßen, der Ort war ohne Leben. Wir waren froh, nur wenig Energie vergeudet zu haben.

Handwerk, Improvisation und Erfindung

Die Widersprüche weichen auf

In beiden Fällen - dem Schauspielen und dem Planen - braucht man ein Handwerk, um arbeitsfähig zu sein. Dieses Handwerk wird gelernt über das Nachbilden (abbilden – beschreiben – verstehen – abbilden) von realen Verhältnissen. Also einer Tätigkeit, die die Kenntnis von Buchstaben, Worten, Sätzen und der Summe, dem Text, voraussetzt. Auf Basis dieser Erkenntnis kann dann auch improvisiert werden, also das Suchen und Finden von Möglichkeiten, die man unter gewohnten Bedingungen nicht hat. Vom Auffinden zum Erfinden ist der Weg nicht mehr weit. Das hängt davon ab, wie erfinden zu verstehen ist.

Nach ALAIN liegt das Erfinden im Auffinden der Bedeutung von Gebautem, den Handlungen und den Zusammenhängen und dem Nachbilden dessen, was wir vorgefunden haben. Die Erfindung ist nur eine Variation, eine Veränderung im Kleinsten, von etwas, das nachgeahmt wurde. Keineswegs von Grund auf anders, sondern im Detail verändert. "Das Beste einer Kultur ist immer aus Nachahmung entstanden" (ALAIN, 1991). Denn: "...nur das, was man beherrscht kann man erweitern" (ALAIN, 1991). Oder nach BENJAMIN: "Phantasie ist die Interpolation im kleinsten" (ADORNO, W. 1967:117). Erfinden ist also nachahmen, und erfinden kann man demnach nur, wenn man sich auf das Nachahmen versteht. Damit wäre erfinden ein auf- und zusammenfinden, ein erweitern über das Gewohnte hinaus und durchaus der Improvisation ähnlich. Vom Bekannten ausgehend etwas nachbildend, andere Möglichkeiten findend, spielend arbeiten. Folgende Beispiele beschreiben Erfinden sehr treffend

"Ich erinnere mich, und die meisten unter Ihnen werden sich an Ähnliches erinnern, dass ich als Zehnjähriger einen Roman schreiben wollte. Ich begann in einem Schulheft schön mit dem Titel, den ich heute nicht mehr weiß; die Geschichte sollte im Wald handeln, und eine Kräuterfrau sollte eine Rolle spielen, und drei Buben sollten ihr Haus im Wald finden und so weiter, aber aus der Geschichte wurde nichts. Nach fünf Seiten kam sie ins Stocken. Es fiel mir nichts mehr ein. Gescheitert bin ich ganz einfach – wie später noch oft und hie und da auch heute noch – an dem Missverständnis, dass Geschichten erfunden werden. Ich hatte einfach drei Buben genommen und ihnen drei Namen gegeben. Keiner der drei war ich selbst, und keiner glich auch nur irgendwie einem Nachbarskind von mir. Und weiter: wenn sich ein Jüngling (ein Mädchen Anm. S.N.) seinen Idealfreund (Idealfreundin, S.N.) vorstellt, im Bett vor dem Einschlafen zum Beispiel, dann wird er bald merken, dass er sich eine Frau, die er noch nie gesehen hat, gar nicht vorstellen kann. Wenn er hartnäckig bei seinem Versuch bleibt, nur zu erfinden, wird sie weder schön noch lieb noch angenehm. Schließlich muss er sich doch für eine reale Figur entscheiden. Vielleicht kann er sie sich ein bisschen sanfter denken, ein bisschen schlanker oder ein bisschen verworfener, aber seine Phantasie ist wie alle menschliche Phantasie begrenzt. Ich würde gern sagen, er könnte auch aus drei verschiedenen Frauen eine vierte Ideale zusammensetzen; aber ich fürchte, schon das übersteigt die menschliche Phantasie. Seine Idealvorstellung wird er dann doch mit Namen bezeichnen müssen: Monika, Barbara (Michael, Andreas Anm. S.N.)" (BICHSEL, P. 1982, 14).

BENJAMIN und ALAIN würden die Erfindung nicht negieren, sie würden nur die kleinen Veränderungen als Erfindungen bezeichnen. Im Gegensatz zum ‚großen Wurf‘ ist in

diesem Sinne entgegen dem technokratischen Sprachgebrauch die Erfindung wie die Improvisation eben die Erweiterung im Kleinsten.

Handwerk ist nichts zu habendes

BICHSEL beschreibt in dem obigen Zitat sehr treffend, dass er nur auffindet und zusammenfindet. Und dort, wo er nicht von einer Abbildung und Nachbildung ausgeht, sein Projekt, Geschichten zu schreiben, scheitert. Diese Darstellung enthält einen für das Verständnis von Handwerk und den Erweiterungen interessanten Gedanken. Das Erweitern muss an der richtigen Stelle der Werkens passieren. Ist es an erster Stelle, gerät die Geschichte ins Stocken, sie kann erst stattfinden, wenn die Nachbildung bereits prinzipiell besteht. Der Gedanke des Nachbildens ist das Prinzip und die Regel des handwerklichen Arbeitens. Seine ganze Geschichte ist ein schönes Beispiel dafür, dass nicht erfunden, aber erweitert wird. Dieses Vorgehen ist ein Teil des Handwerks und nichts Angeborenes oder Geschenktes, sondern etwas Erlerntes. Ein Vorgehen, das mit der nötigen Aufmerksamkeit, die nicht auf blindes, stupides, sondern auf verständiges und neugieriges Nachbilden, mit dem Mut kluge, begründbare Veränderungen zuzulassendes, dem Handwerk prinzipiell immanentes, ausgeübt wird. So wie alles, wie jedes Handwerk, das nur erlernt werden kann, ist es auch flüchtig. Ohne die notwendige Neugier, die Wiederholung und die Konzentration auf die Nachahmung verschwindet schön langsam die Fähigkeit, präzise Nachbildungen herstellen zu können. Ein Schauspieler, wie jeder andere Handwerker, der nicht die Nachbildung übt, wird weniger exakt, weniger spannend spielen. Ein Handwerk und die dazugehörigen Erweiterungen sind nicht etwas, was wir haben, es ist etwas, was wir können und damit etwas, was wir sind. Etwas, das nur über die Tätigkeit existiert und im Gegenstand zum Ausdruck kommt.

Das Gegenteil von Einatmen ist Ausatmen. Das Gegenteil von Lernen ist Vergessen. Den Atem anzuhalten, ist eine kurzfristige Angelegenheit, bei der man anschließend umso mehr einatmen muss.

Handwerk ist nachbilden

Der Vergleich der unterschiedlichen Professionen macht deutlich, dass sie alle von der Nachbildung leben. Das, was nachgebildet wird, muss auch verstanden sein. Dazu müssen zunächst alle Schnörkel und jede Ornamentik als solche erkannt und auf die Seite gestellt werden. Das Erkennen gilt der Grundstruktur. Ist die Grundstruktur einmal deutlich und verglichen mit anderen Beispielen, so kann daraus ein Typ abgeleitet werden. In diesem Typus treten bestimmte Merkmale mit einer Regelmäßigkeit auf. Erstaunlich ist, wie spartanisch jedes Handwerk dann plötzlich wird. Und welche Welt sich in dieser Klarheit eröffnet. Ein handwerklich klug geplanter Garten, ein gutes Theaterstück, eine gut geschriebene Geschichte, kann mühelos verändert oder erweitert werden. Vorausgesetzt auch die Veränderung folgt Regel und Prinzip.

Schlußwort

Der Plan zum Entwurf.

Das setzt voraus, den Vorgaben der Bebauung und der Architektur zu folgen, statt zu widersprechen. Grünraumgestalterisch folgt die Reaktion auf die Bebauung und Architektur einer Feststellung von Frank Lloyd Wright,

„der einst gesagt hatte, gegen die Fehler von Architekten ließe sich nur eines tun: Efeu darüber wachsen lassen(!)“ (HEYM, St. 2000: 87)

So ist es selbstverständlich, dass in VHS- Kursen die Entwurfsübungen aus den Hochschulen umstandslos fröhliche Urständ zur Zurichtung des lieben Publikums feiern.



5304

Mehr Natur ins Neubaugebiet Ein Hausgarten als Lebensraum für Mensch und Tier

WOCHENENDSEMINAR

Gitta Stahl

Alles grün - doch totenstill. Nichts summt, nichts brummt, nichts zwitschert. Denn „immergrün“ und „pflegeleicht“ werden zunehmend mehr Gärten in Neubaugebieten gestaltet, aus Platzgründen, Zeitgründen, Bequemlichkeit. Da haben Bienen und Hummeln, Käfer und Igel, Singvögel und Eulen nichts mehr zu suchen. Doch es geht auch anders. Das Seminar will Anregungen geben, kleinparzellige Siedlungsgärten lebhaft zu gestalten, blühend und fruchtend, erlebbar und nutzbar für Menschen und Tiere. Dabei spielen naturnahe Vielfalt und funktionierende Nahrungsketten eine große Rolle. Das Seminar richtet sich besonders an Leute, die gerade in ein Neubaugebiet gezogen sind oder derzeit bauen und absehbar vor der Frage stehen: Was machen wir mit dem kleinen Garten? Grundstücksnachbarn sind besonders willkommen, sie werden erstaunt sein, wie effektiv sich mit vereinten Kräften gestalten lässt. Das Seminar beginnt mit einer Exkursion durch ein Siedlungsgebiet. Dabei soll den Teilnehmer/innen am praktischen Beispiel verdeutlicht werden, was unter grüner Langeweile und natürlicher Vielfalt zu verstehen ist. Anschließend kann der eigene Hausgarten in groben Zügen geplant werden. Mitzubringen sind: Grundstückspläne (vorzugsweise 1:100) und ggf. Fotos. An zwei Plänen wird exemplarisch der Einstieg in eine Gartenplanung erarbeitet.

Freitag, 03. November 2000: 18.30 bis 20.45 Uhr
Sonnabend, 04. November 2000: 10.00 bis 17.00 Uhr
2 Tage - Gebühr: 43,00 DM

LILIENTHAL: Murkens Hof - Raum Seebergen

5305

Die Terrasse und andere lauschige Plätze im Garten

WOCHENENDSEMINAR

Marlis Gerbers

Mit südländischem Flair, duftenden Pflanzen, Sonnen- oder Windschutz, klaren Formen und einem schönen Teppich kann der Sitzplatz zu einer Oase der Erholung, Meditation, des Genießens und Träumens, zum Festefeiern und Spielen werden. In diesem Kurs gibt es Anregungen zu Gestaltung, Material, Pflanzen, Möbel, Kunst, etc.

Bitte bringen Sie einen Plan Ihres Sitzplatzes und Buntstifte mit.

Freitag, 17. November 2000: 19.30 bis 21.45 Uhr
Sonnabend, 18. November 2000: 10.00 bis 16.00 Uhr
2 Tage - Gebühr: 40,00 DM

LILIENTHAL: Murkens Hof - Raum Heidelberg

Die poetischen Körner

(einige Gedanken zu Körner, St. 1997: Ausbildung in der Landschaftsplanung).

Zur Dramaturgie der Erlöser gehört immer schon eine dramatische Projektion, der Realität, die anschließend zur Wirklichkeit erklärt wird (s. BERGER / PULLBERG 1964). Gleichzeitig wird das Missbehagen der Autoren über die StudentInnen, wenn über Studium und Lehre räsoniert wird, mit dem üblichen Wehklagen über die 'neuen' Studentengenerationen garniert, die einer schlichten und dummen Beschimpfung / Herabsetzung entspricht:

„Man lernt sich selber besser kennen, wenn man über seine Vorurteile nachdenkt ...“ empfiehlt uns der Autor, was wir ihm angesichts der Vorurteile über Freiraum- und Landschaftsplanung wie der Studiermotive und

Studienwahl ebenfalls empfehlen würden. Die selbstgefälligen Ausführungen über die 'Landschaftsarchitektur' nach der Professorenpropaganda vom begnadeten Künstler sind von jeder Kenntnis und jedem Gedanken zur Freiraumplanung völlig unberührt. Unberührt ist ebenso jeder Gedanke an die biographische Nähe und Ferne zum Gegenstand des Studiums. Ist es wirklich so schwer zu verstehen, dass Städter, wenn sie dann planen lernen wollen, über die Ökonomie des städtischen Lebens wesentlich direkter den Zugang zur Freiraumplanung finden; und dass die wenigen Leute, die biographisch Kenntnisse der Primärproduktion ins Studium mitbringen, einen leichteren Zugang finden und auch noch die Freiraumplanung aus der Lernbiographie in ihr Repertoire aufnehmen können. Körner tut das flott ab:

„Dieses Interesse an der Stadt ist so stark, dass man manchmal rätselt, weshalb die Studenten nicht gleich Städtebau oder 'richtige' Architektur studieren“.

Da kommt man leicht ins Rätseln, warum der akademische Lehrer die 'Landschafts-Architektur' als 'schöne, dekorative Kunst', die der Chirurg nebenher mitmachen kann, abtut und keinen blassen Schimmer von der Freiraumplanung hat, deren Anteil in der Einmischung in Architektur und Städtebau besteht, und zwar nicht zur Eroberung von Pfründen und Verwaltungsrechten. 1981 habe ich die These vorgetragen, dass der Auftrag der Freiraum- und Landschaftsplanung darin liege, die Profession nach 250 Jahren unkoscheren Bestands zur betrügerischen Handlangerei endlich abzuschaffen - von mir aus wissenschaftlich, damit die Scharlatanerie der Landschaftsarchitektur und Landschaftspflege aufgehoben werde und ein solides akademisches Handwerk des In-dizienwissens vermittelt, gelehrt, gelernt und geübt werde.

„Statt dessen muss, gegen eine rein verfahrensbezogene und daher dem Verdacht der Technokratie ausgesetzte Rationalität, der kritische und aufklärerische Aspekt von Rationalität gestärkt werden“.

Ich versteh's nicht.

„Daraus kann abgeleitet werden, dass sich das Fach notwendig verwissenschaftlicht hat, um Planungsaussagen für den politischen Willensbildungsprozess auf ein allgemeines Fundament zu stellen und dass daher die Ökologie als Naturwissenschaft zu einer Kernwissenschaft der Landschaftsplanung wurde“

Ganz einfach: die Grundlage der Landschaftsplanung ist die Landschaftsplanung, so beim Tischlern das Handwerk stellt und nicht die Försterei, deren Holz der Tischler verarbeitet.

„Diese Haltung wird in Weihenstephan besonders im zweiten Studienjahr offenkundig (- ist offenbar so eine Art Ochsenstourstudium mit kleiner, großer, theoretischer Landschaftsplanung - Anm. d. V.), wenn erstmals ein konkreter Planungsfall als landschaftsplanerische Studie, ... z.B. die Eingriffsregelung angewendet werden soll. Dass hier ... möglichst genau und emotionslos bilanziert werden muss, um Aussagen zu verobjektivieren, d.h. von eigenen Interessen und Motivationen abstrahiert werden soll, wird nur ungern gesehen und als langweilig und unnötig pedantisch abgetan“.

Das ganze Verfahren ist schlicht dumm und, in der Lehre benutzt, zur Erziehung von Befehlsempfängern geeignet. Wie kann jemand ernsthaft diese Zurufe aus Hirschfelds Katalog der Versatzstücke Studenten vorsezen? Solche Mätzchen lassen doch wohl die Frage zu, was die Lehrenden daraus an Einsicht ermöglichen wollen. Das sind doch genau die tumb - banalen 'schnellen konkreten Lösungen', die der Autor gleich-

zeitig unreflektiert nennt: 2. Studienjahr = Zurichtung, 4. Studienjahr = historisch exegetische Aufklärung.

„Es wird zur Not abstrakt noch eingesehen, dass ... der Naturschutz seine Belange in möglichst vielen Gesetzen verankern muss“

Die Akkumulation des administrativen Flächenbesitzes - seien es Grünflächen oder Naturschutzgebiete - ist nach HARD und PIRNER (1985) die Attitüde der 'kognitiven Eliten', die es immer besser wissen wollen. Jedenfalls hat Körners Verständnis für sich, dass Bevormundung und Macht die Auszeichnung des Ratschlägers sind. Es ist doch wohl völlig aberwitzig, wenn dem Grünraumgestalter ein Freifahrtschein für individualistischen 'Lebenssinn', den andere dann ausleben müssen, ausgestellt wird. Ein Handwerk ist immer eine Arbeit, die nicht vom „Bedürfnis noch konkreter Selbsterfahrung und 'Weltverbesserung'“, den Marotten marktorientierter Propagandisten gelernt und gekonnt wird. Ein Beweis dafür ist das Wollingst- Seminar. Wir haben über die Herstellung des Tisches nachgedacht. Die 'Kunsthierarchie', die 'Interpretation im Kleinsten', die Ziselierung ist nicht ohne. Aber zunächst muss ein 'Tisch' hergestellt werden. Und das haben wir so gebacken gekriegt, dass die Regeln in unregelmäßigen Verhältnissen wie ein Hobel der Organisation und Zonierung anzuwenden sind.

Literatur I

- Literaturverzeichnis der in den Texten verwendeten Literatur -

- Adorno, T. W.** 1967 : Ohne Leitbild – Parva Aesthetica. Frankfurt
- Alain** (1922) 1997: Die Bedingungen der Erfahrung. In: ders.: Im Haus des Menschen: 78-80. Frankfurt a. M.
- Alain** (1924) 1999: Notwendigkeit und Freiheit. In: ders.: Sich beobachten heißt sich verändern: 86-88. Frankfurt a. M.
- Alain** 1925/1985: Spielregeln der Kunst. Frankfurt a. M.
- Alain** 1991: Die Kunst sich und andere zu erkennen. Frankfurt am Main.
- Alain** 1997: Haus des Menschen. Frankfurt a. M.
- Appel, A.** 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. In: Notizbuch 26 der Kasseler Schule: 9-71. Kassel
- Appel, A.** 1997: Wie der apostolische Eifer zuschlägt. In: Notizbuch 48 d. Kasseler Schule: 70-82.
- AutorInnen** 1989/90: Grenzgänge in Bremen. Studienarbeit am FB 13 der GhK. Unveröff. Manuskript, Kassel
- AutorInnen** 1992: Stadtränder am Beispiel der Handelsstadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt Bürgstadt. Studienarbeit am FB 13 der GhK. Unveröff. Manuskript, Kassel
- AutorInnen** 1993: Wie aus Ton, Steine, Erden ... Decken und Beläge werden. PlanerInnenseminar Weimar. Studienarbeit am FB 13 d. GhK (Auszüge in diesem Notizbuch). Kassel
- AutorInnen** 1994: Baustruktur, Freiräume und Baustile oder: Wie kommt die Zeit ins Bauen? Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- AutorInnen** 1995: Der Stil der Ökonomie. 10. PlanerInnen-Praxisseminar der AG Freiraum und Vegetation in Miltenberg/Main. Kassel

- AutorInnen** 1996: Das Dorf in der Stadt. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel. Vervielf. Mskr. Kassel.
- AutorInnen** 1997: Die Moden in den städtischen Grünflächen. Bericht zum zwölften PlanerInnenseminar der AG Freiraum und Vegetation 1997 in Bremen. Bremen, Kassel
- AutorInnen** 1999: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen. Studienarbeit am FB 13 der GhK zum Kompaktseminar in Amancey. Unveröffentlichtes Manuskript, Kassel
- AutorInnen** 1999b: Siedlungstypen und Straßenfreiräume. Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- AutorInnen** 2001: Der Gartenbau in vier Abteilungen oder Die Haus-Gemüse-Wirtschaft. Bericht zum PlanerInnenseminar 2000 in Großstelzendorf. Notizbuch 57 der Kasseler Schule: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Balint, M.** (1956)1966: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart
- Bärenweiler, R. / Cordts, H. J.** 1992: Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Unveröff. Manuskript. Kassel
- Beekmann, H. et al.** 1996: Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt. Projektarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung der GhK. In diesem Notizbuch.
- Bekesuz, K.** 1995: Ein Plan von Kirchditmold. In: AG Freiraum und Vegetation: NB 37 d. Kass. Schule, Kassel
- Bellin, F.** 1994: Von der Kenntnis der Gebrauchsqualitäten eines Ortes zur Prüfung der Gebrauchsqualitäten der eigenen Planung. BPS II –Arbeit am FB 13 der GhK, 35 S., Kassel
- Bellin, F.** 1996: 110 Hektar Entwurf oder die Anatomie einer Enteignung. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: NB 42 der Kasseler Schule S. 71-128. Kassel
- Bellin, F.** 1998: Weg nehmen und Weg lassen. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Unveröff. Manuskript, Kassel
- Bellin, F.** 1999: Ein Stück Storkower Straße. In: Notizb. 52 d. Kass. Sch. S. 153-169.
- Berger, J.** 1984: SauErde. Geschichten vom Lande. München
- Berger, P.L./Luckmann, T.** 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Berger, P.L. / Pullberg, S.** 1965: Verdinglichung und die soziologische Kritik des Bewusstseins. In: Soziale Welt, Jahrgang XV17 1965: 97-112. Göttingen
- Berger, P.L. / Kellner, H.** 1984: Für eine neue Soziologie. Frankfurt a. M.
- Bergfleth, G.** 1985: Theorie der Verschwendung. München
- Bernatzky, A.** 1963: Gärten für uns. Gütersloh
- Bettelheim, B.** 1950/1997: Liebe allein genügt nicht. Stuttgart
- Bettelheim, B.** 1974: Der Weg aus dem Labyrinth. Leben lernen als Therapie. München
- Bichsel, P.** 1982: Das Lesen – das Erzählen
- Biegler, H. – J.** 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Diplomarbeit am Fachbereich 13, Stadt- und Landschaftsplanung der GH Kassel
- Böse, H. & Schürmeyer, B.** (1984)1989: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft? In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. S. 136 - 160. Kassel
- Böse, H./ Hörnlein, L./ Rau, P.** 1989: Grün allein genügt nicht. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Kassel.
- Böse, H.** (1981) 1989: Das 'Außenhaus' verfügbar machen. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 52-60. Kassel

- Böse, H.** 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung der GhK. Kassel
- Böse, H.** (1982)1989: Hausen in oder hausieren mit? In: NB 10 d. Ks. Sch.: 115-135
- Böse, H.** 1986/1989: Vorbilder statt Leitbilder. In: AG Freiraum und Vegetation: Notizbuch 10 der Kasseler Schule - Nachlese Freiraumplanung:106-115. Kassel
- Böse-Vetter, H.** (1989)1991: Hof und Haus. Zum Beispiel Worpsswede. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Notizbuch 25 der Kasseler Schule: 109-153. Kassel
- Böse-Vetter, H.** 1989/1991: Haus und Hof. Zum Beispiel Worpsswede. In: NB 25 der Kasseler Schule. S. 109-152. Kassel
- Böse-Vetter, H.** 1993: Man wohnt und wohnt und merkt es nicht. In: Über Vorgärten. Kontexte zur Freiraumplanung: I-VIII. Hg.: Cooperative Landschaft. Wien
- Böse-Vetter, H.** 1996: Von der Reihe zum Rand. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 40 der Kasseler Schule - Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Braun, U.; Linne, K.** 1991: Die Typologie des Hauses für die ‚Wechselfälle‘. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: NB 23 der Kass. Schule. Kassel
- Braun, U.** 1996: Der Stil der Ökonomie. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- Brookhuis, N. et al.** 1992: Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung und ihr Beitrag zur Verhinderung von Freiräumen. In: Notizbuch der Kasseler Schule 24. Kassel.
- Busch, D.** 1989: Hecken und Heckenschützen. Diplomarbeit am Fachbereich 13, Stadt- und Landschaftsplanung der GH K. Kassel
- Calvino, I.** 1977/1992: Die unsichtbaren Städte. Roman. München
- Chatwin, B.** 1996: Traumpfade. Frankfurt am Main
- Collage Nord & Theiling, C.** 1996: Plätze in Bremen - Platz haben und Platz lassen. In: Hg.: AG Freiraum u. Vegetation: Notizbuch 44 d. Kasseler Schule:1-134. Kassel
- Cross, A.** 1990: Schule für höhere Töchter. München
- Culot, M.** 1977: Kopieren ist erfinden oder: Von der Unmoral der weißen Kalkschminke. In: Bauwelt Nr. 22, 68. Jhg. Berlin
- Duerr, H. P.** (1988) 1995: Sind wir die Wilden?. In: ders. 1995: Frühstück im Grünen. Essays und Interviews.
- Duerr, H. P.** 1988: Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Bd.1 Nacktheit und Scham. Fft.a.M.
- Ebert, G.** 1999: Improvisation und Schauspielkunst – Über die Kreativität des Schauspielers. Berlin
- Fehr, M.** 1995: Kunst als ‚Bewusstsein von Geschichte‘. Sigrid Sigurdssons ‚Vor der Stille‘. In: Fehr, M.; Schellewald, B. (Hrsg.) 1995: Sigrid Sigurdsson. Vor der Stille – Ein kollektives Gedächtnis. Köln
- Fynn** 1974: Hallo Mr. Gott hier spricht Anna. München
- Gadamer, H.-G.** 1960/1990: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen
- Gehlen, A.** 1958: Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek/Hamburg
- Gehlken, B.** 1999: Von gemeinen Hufen und extravaganten Blöcken: zwei unterschiedlichen Prinzipien der Stadterweiterung. In: Notizbuch der Kasseler Schule 54. Kassel.
- Ginzburg, C.** (1983)1988: Spurensicherung. In: ders. Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. S. 78-125. München
- Gotthelf, J.** (1850)1978: Die Käserei in der Vefreude. Zürich
- Granda Alonso, M. E.** 1993: Frei-gewachsen. Oder: Von Alleen und Solitären. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: NB 28 d. Kasseler Schule: 146-154. Kassel

- Groeneveld, S.** (1984)1996: Agrarberatung und Agrarkultur. In: Notizbuch der Kasseler Schule 43. AG Freiraum u. Vegetation (Hg.). Kassel
- Haag, M.** 1993: Über Vorgärten. Beitrag zu einer Freiraumtheorie von Vorgärten. In: Coöperative Landschaft (Hg.): Über Vorgärten. Kontexte zur Freiraumplanung. S. 1 - 65. Wien
- Haag, M.** 1996: Von Parzellen und ihren Reihungen- z.B. Schwanberg. In: Notizbuch der Kasseler Schule 40. Kassel.
- Habermas, J.** (1962)1979: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt a. M.
- Hansen, C. (Text) und Hansen V. (Illustration)** 1966: Petzi trifft einen chinesischen Vetter und einen neuen Nachbarn. PIXI Buch 113. Reinbek bei Hamburg.
- Hard, G. / Pirner, J.** 1986: 'Stadtvegetation und Freiraumplanung' Am Beispiel der Osnabrücker Kinderspielplätze. Osnabrück
- Harenburg, B./Wannags, I.** 1991: Von Haustür zu Haustür. In: Hg.:AG Freiraum und Vegetation . Notizbuch der Kasseler Schule 23. Kassel
- Harenburg/Mehli/Wannags** 1991: Freiraumplanerische Untersuchung eines bewährten Vorbildes am Beispiel eines dysfunktionalen Freiraumes. In: NB 23:175-219. Kassel
- Heidegger, M.** 1954/1994: Bauen Wohnen Denken. In: Heidegger, Martin (1954/1994): Vorträge und Aufsätze. Stuttgart.
- Heinemann / Pommerening** 1979: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. In: NB 12 der Kasseler Schule. Kassel
- Helbig, R.** 1996: Der Garten zum, am oder ohne Haus. Diplomarbeit am Fachbereich der Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel.
- Helbig, R.** 1999: Hof und Haus. Vortrag anlässlich der mündlichen Diplomprüfung 1997. In: Gute Baugründe. Notizbuch 54 der Kasseler Schule: 87-96. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Heym, S.** 2000: Die Architekten. München
- Hoffmann Axthelm, D.** 1982: Die Schwelle. Die Tradition. Der Staat. In: STADT, Monatshefte für Wohnungs- und Städtebau. Heft 11. Seite 11-17. Hamburg.
- Hose, G.** 1991: Verschiedene Reihenhaustypen. Ihre Vorteile und Nachteile. Diplomarbeit im FB Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung an der GhKassel. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Hülbusch, I. M. & Hülbusch, K. H.** (1983)1989: Reihnhaus und Freiraum. Das Bremer Reihnhaus-Quartier. In: Notizbuch 10 der Kassler Schule. S. 102-105.
- Hülbusch, I. M.** 1978: Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE ASL, GhKassel, 01, Heft 33. Kassel
- Hülbusch, I. M.** (1979)1989: Das Außenhaus. In: Notizb. 10 der Kass. Sch. S. 47-51.
- Hülbusch, I. M.** (1981) 1997: Lakaienarchitektur oder: Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Notizbuch 47 der Kasseler Schule: 7-10. Kassel
- Hülbusch, I. M.** (1991)1997: Die Stadt der Frauen. In: Notizb. 47 d. Kass. Schule. S. 11-16.
- Hülbusch, K. H.** 1981: Das wilde Grün der Städte. In: Andritzky / Spitzer (Hg): Grün in der Stadt, S.191-201. Reinbek
- Hülbusch, K. H.** 1991: 'Entwerfen' oder 'Planen'. In: NB 22 der Kasseler Schule. Kassel
- Hülbusch, K. H.** 1991: Morphologie und Organisation. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 23. Seite I-VIII. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum u. Vegetation. Kassel
- Hülbusch, K. H.** 1996: Die Straße als Freiraum. In: Stadt und Grün 45 Heft 4, Seite 246-251. Berlin/ Hannover
- Hülbusch, K.H.** 1997: Ein Notizbuch zum Balint-Seminar. In: Notizbuch der Kasseler Schule 48. Kassel.

- Hülbusch/Knittel/Wegmann** 1988/1994: Untersuchung zum ‚Umgang mit ‚Wildwuchs‘ auf öffentlichen Verkehrsflächen‘. In: NB 34 der Kasseler Schule:33-146. Kassel
- Jacobs, Jane** 1963/1993: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig
- Jünger, E.** 1982: Das abenteuerliche Herz. Frankfurt a. M.
- Kalthoff, C./Münter, U.** 1994: Vom Haus zum Dorf zum Vorort - Siedlungserweiterung in Bairoda - Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Kästner, E.** 1997: Als ich ein kleiner Junge war. Hamburg, Zürich
- Kauer, W.** 1976: Spätholz. Roman. Reinbek
- Klose, B.** (1989)1999: Grenzziehungen. Freiraumstrukturen in der Nordstadt. In: Notizbuch 54 der Kasseler Schule. S. 21 -45. Kassel
- Körner, S.** 1997: Ausbildung in der Landschaftsplanung. In: Landschaftsökologie Weihenstephan. Heft 11
- Kuhle, D.** 1999: ‚Friedhofs-Moden‘. Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. Diplomarbeit II am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel
- Kulla, J.** (1995)1999: Ist der Gebrauch erst ruiniert, designed es sich ganz ungeniert! Für Verwendung statt Verschwendung in der Bauleitplanung. In: NB. 54 der K. S.: 171 - 226.
- Kurz, P.** 1998: Wege in die Landschaft – Eine vegetationskundliche Spurensicherung an Wegrändern, Rainen und Böschungen in Liebenau / Unteres Mühlviertel. In: Coop. Landschaft No. 6 ‚Vom Weg in die Landschaft‘: 1-79. Wien
- Lecoq, J.** 1997/2000: Der poetische Körper. Eine Lehre vom Theaterschaffen. Berlin
- Maaz, H.** 1926: Kleine und große Gärten.
- Mang, H. / Hülbusch, K. H.** (Red.) 1997: Muttheorie gegen Zumutungen. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation Notizbuch 48 der Kasseler Schule. Kassel
- Migge, L.** 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena
- Mitscherlich, A.** 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte - Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt
- Moes, G.** 1998: Die Gärten jenseits der Bilder. Bewerbungsvortrag für die Professur Gartenarchitektur und Freiraumpflege an der FH Neubrandenburg. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel
- Mölleken, H.** 1999: Die offensichtliche und verheimlichte Verschwendung der städtischen Bauflächen. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation Notizbuch 54 der Kasseler Schule: 227-288. Kassel
- Möller, R./ Schneider, C.** 1995: Die ökonomische Erweiterung der Stadt. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 13 der Kasseler Schule. Kassel.
- Muchow, M. / Muchow, H.** 1935: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg
- Muthesius, S.** 1990: Das englische Reihenhäuser. Königstein im Taunus.
- Nadolny, S.** 1998: Das Erzählen und die guten Absichten. München
- Nagl, A.** 1993: Planen statt erneuern oder: Die Zerstörung der Wahlmöglichkeiten durch den Entwurf der Not. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Neef, E.** 1950: Landesplanung und geographische Forschung. In: Bericht zur deutschen Landeskunde 6:310-332. Neuwied
- Peirce, Ch.** 1991: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt a. M.
- Plath, R.** 1996: Siedlungserweiterungen an Ausfallstraßen und ihre Folgen. Dipl. am FB 13 der GhKassel, unv. Mnskr. Kassel
- Plocher, S.** 1997: Vor der Straße, die Ort und Weg zugleich ist - und ihre Zerstörung durch Dorferneuerung. In: NB 46 d. Kass. Schule. S. 7 - 19.
- Poguntke, M.** 2000: Von Haus aus ... Straße und Haus-Plätze in Friedrichstadt. In: Notizbuch 56 der Kasseler Schule. S. 60-194. Kassel

- Protze, K. & Theiling, C.** 2000: Lebenswerte Stadtquartiere. Bonn.
- Protze, K.** 1995: Ohne Göd - Ka Musi. Die Zentralisierung der Hauswirtschaft und ihre Folgen für die Wahlmöglichkeiten der Leute am Beispiel des Gemeindebaues des 'Roten Wien'. In: Coop Landschaft (Hrsg. 1995): Wiener 'Geschichten' - Beiträge zur Freiraumplanung und Vegetationskunde. Wien
- Protze, K.** 1999: Häuser für Wien. In: Notizbuch Nr. 54 der Kasseler Schule. Kassel
- Protze, K.** 2000: 'Wer kann das bezahlen - wer hat soviel Geld?' Der Beitrag von Architektur und Grünplanung zur Durchsetzung des Konsumzwanges. In: (Hrsg.) AG Freir. und Veg. Notizb.54 der Kas. Schule. Gute Bau-Gründe:289 - 294. Kassel
- Reich, A.** 1966: Gärten, die wir lieben. München
- Reichow, H.B.** 1948: Organische Stadtbaukunst- Von der Großstadt zur Stadtlandschaft. Hamburg.
- Schmidt, J.** 1998: Tanzen gegen die Angst. Pina Bausch. Düsseldorf, München
- Schürmeyer, B.** 1995: Städtebaulicher Freiraum-Rahmenplan für den nördlichen Ortsrand der Stadt Großalmerode. Für: BSL, Büro für Stadt- und Landschaftsplanung. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel
- Schütz, A. & Luckmann, T.** 1979: Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt a.M.
- Steinhäuser, U.** 1990: Plänen für die Wechselfälle des Lebens. In: Notizbuch Nr. 16 der Kasseler Schule: S. 1-78. Kassel
- Stübgen, J.** 1924: Der Städtebau. Stuttgart
- Theiling, C.** 1996: Reihenhausbau - Von Handwerkerhäusern, Architektengebäuden und Zeilen in Bremen. In: Notizbuch 44 der Kasseler Schule:135 – 200. Kassel
- Tucholsky, K.** 1989/1994: Sprache ist eine Waffe. Sprachglossen. Reinbek bei Hamburg
- Unterweger, W.-D. und U.** 1990: Das große Buch der Bauergärten. Würzburg
- Veblen, Th.** (1899) 1989: Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. M.
- Walzer, M.** 1993: Kritik und Gemeinsinn. Frankfurt a. M.
- Weber, Th.** 1960: So wollen wir wohnen. Darmstadt
- Widmer, Ch.** 1920: Über die Romantik der Wegspur, den Weginstinkt und das Verirren. In: Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs (54), Bern
- Wissenschaftl. Rat der Dudenredaktion (Hg.):** 1989: Duden Band 7, Etymologie der deutschen Sprache. Mannheim, Wien, Zürich
- Witzel, N.** 1999: Promenieren. Über Wege und deren gesellige Pausen im Alltag. 96 S. Dipl. arb. am FB 13 d. GhKassel. Kassel
- Zimmermann, J.** 1977: Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. Institut für Regionalwissenschaft der Universität Karlsruhe. Karlsruhe

Literatur II

- Literaturverzeichnis der in der mitgebrachten ‚Handbibliothek‘ zuhandenen Literatur -

- Adorno, Th. W.** 1967: Ohne Leitbild. Frankfurt a. M.
- Alain** 1991/1997: Die Kunst, sich und andere zu erkennen. Frankfurt a. M., Leipzig
- Alain** 1994: Sich beobachten heißt sich verändern. Leipzig
- Alain** 1997: Im Haus des Menschen. Frankfurt
- Allinger, G.** 1950: Der deutsche Garten. München
- Allinger, G.** 1955: Schöne Wohngärten in Stadt und Land. München
- Appel, A.** 1994: Zur Planung von Hausgärten oder: Was macht den Garten zum Garten? Studienarbeit am FB Landschaftsplanung an der GhK. Kassel

- Appel, A.** 1994: Auf der Suche nach den Gärten – eine Kunde für die Gartenplanung. Diplom II am FB 13 der GhK. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel
- AutorInnenkollektiv** 1995: Der Stil der Ökonomie oder: Der wirtschaftsgeschichtliche Wandel städtischer Lagewerte: die Arbeit, der koloniale Handel und das symbolische Kapital. Unveröffentlichtes Manuskript, Kassel
- Barth, E.** 1980: Gärten, Parks, Friedhöfe. Berlin
- Baumgarten, K.; Heim, A.** 1987: Landschaft und Bauernhaus in Mecklenburg. Berlin
- Bärenweiler, R.; Cordts, H. J.** 1992: Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Diplomarbeit an der GhK. Kassel
- Beekmann, H. et al.** 1996: von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Projektarbeit am FB 13 GhK, Kassel. Unveröffentlichtes Manuskript
- Beckmann, A.; Besse, C.; Fischer, E.** 1984: Der Hausgarten im Wandel der Zeit. Darstellung und aktuelle Interpretation ausgewählter Beispiele professioneller Hausgartengestaltung. Diplomarbeit am FB Stadtplanung und Landschaftsplanung an der GhK. Kassel
- Bentmann, R.; Müller, M.** 1970: Die Villa als Herrschaftsarchitektur. Frankfurt a. M.
- Berger, P. L.; Kellner, H.** 1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt a. M.
- Bergfleth, G.** 1985: Theorie der Verschwendung. München
- Bernatzky, A.** 1970/1976: Ein Garten entsteht von heute auf morgen. München
- Bernatzky, A.** 1962: Gärten für uns. Gütersloh
- Biegler, H.-J.** 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Gesamthochschule Kassel, Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur. Heft 3. Kassel
- Bisgrove, R.** 1994: Die Gärten der Gertrude Jekyll. Stuttgart
- Bloch, E.** 1935/1977: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt a. M.
- Bormann, E.** 1980: Lebende Gärten. Pflanze, Holz und Stein als Verbindungselemente zur Naturlandschaft. Zürich und München
- Boudon, Ph.** 1971: Die Siedlung Pessac. 40 Jahre Wohnen á Le Corbusier. Gütersloh
- Bourdieu, P.** 1983: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P. u. a.** 1998 : Der Einzige und sein Eigenheim. Schriften zu Politik und Kultur 3. Hamburg
- Böltner, J.** 1921: Gartenbuch für Anfänger. Frankfurt a. d. Oder
- Brandes, G.** 1939: Aus den Gärten einer alten Hansestadt. Geist Verlag. Bremen
- Brockpöhler, R.** 1985: Bauergärten in Westfalen. Beiträge zur Volkskultur in NWD. Heft 45. Münster
- Bröner, W.** 1994: Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830-1890. Worms
- Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit** 1976: Familie und Wohnen. Analysen und Empfehlungen zur Wohnungsversorgung der Familien und zur Förderung familiengerechten Wohnens in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit Band 20. Berlin, Köln und Mainz
- Campbell, S.** 1983/1985: Geheimnisse des Küchengartens. München
- Camus, A.** 1999: Der erste Mensch. Reinbek bei Hamburg
- Clayton-Payne, A.; Brent, E.** (1837-1910)1988 : Victorian flower gardens. London
- Däumel, G.** 1961: Über die Landesverschönerung. Geisenheim/Rheingau
- Conran, T.** 1998: Der Garten als Wohnraum. Köln
- Dewey, J.** 1980: Kunst als Erfahrung. Frankfurt a. M.
- Dörhöfer, K.; Terlinden, U.** (Hrsg.) 1985: Verbaute Räume. Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen. Köln
- Durth, W.** 1977: Die Inszenierung der Alltagswelt. Braunschweig

- Ebert, G.** 1999: Improvisation und Schauspielkunst. Berlin
- Engels, F.** 1970: Über die Umwelt der arbeitenden Klasse. Aus den Schriften von Friedrich Engels ausgewählt von Günter Hillmann. Bauwelt Fundamente 27. Gütersloh
- Erwin, K.** 1941: Der Nutzgarten. Klug angelegt und bewirtschaftet. Berlin
- Encke, F.** 1907: Der Hausgarten. Jena
- Fischbacher/Dröge** 1966: Gartenhöfe. München
- Förster, K.** 1954: Neuer Glanz des Gartenjahres. Radebeul, Berlin
- Förster, K.** 1957: Der Steingarten der sieben Jahreszeiten. Leipzig
- Gans, H. J.** 1969: Die Levittowner Soziographie einer ‚Schlafstadt‘. In: Conrads, Ulrich (Hrsg.): Bauwelt Fundamente 26. Gütersloh/Berlin
- Gelb, M.** 1999: Körperdynamik. Berlin
- Gehlen, A.** 1957: Die Seele im technischen Zeitalter. Hamburg
- Geisler, C.** 1998: Wohnen mit Kindern. Anregungen und Beispiele niedersächsischer Familien. Hannover
- Gelbrich, H.; Greiner, J.** 1972: Grünflächen der Stadt. VEB Bauwesen, Berlin
- Griep, H. G.** 1985: Kleine Kunstgeschichte des Deutschen Bürgerhauses. Darmstadt
- Gröning, G.; Wolschke-Bulmahn, J.** 1997: Grüne Biographien. Berlin
- Habermas, J.** 1962/1976: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwid und Berlin Handbuch zur Landschaftsarchitektur des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Berlin und Hannover
- Hardterb, P. Löcken, M.** (Hrsg.) 1990: 80 Jahre Bergmanns Glück. Gelsenkirchen
- Hampel, C.** 1902: Die deutsche Gartenkunst. Ihre Entstehung und Einrichtung. Leipzig
- Hansen, R. o. J.:** Bewährte Gartenstauden. Weihenstephan
- Hansen, R. o. J.:** Bewährte Gehölze. Weihenstephan
- Harbers, G.** 1933: Der Wohngarten. Seine Raum- und Bauelemente. München
- Hasler, H.** 1939: Deutsche Gartenkunst. Stuttgart
- Hauser, A.** 1976: Bauerngärten der Schweiz. Zürich
- Hennebo, D.; Hoffmann, A.** 1963: Geschichte der deutschen Gartenkunst (Gärten des Mittelalters). Bd. I Broschek. Hamburg
- Hennebo, D.; Hoffmann, A.** 1963: Geschichte der deutschen Gartenkunst (Der Landschaftsgarten). Bd. III Broschek. Hamburg
- Hennebo, D.; Hoffmann, A.** 1965: Geschichte der deutschen Gartenkunst (Der architektonische Garten). Bd. II Broschek, Hamburg
- Heym, S.** 2000: Die Architekten. München
- Hirschfeld, Ch. C. L.** 1779/1985: Theorie der Gartenkunst. Bd. I u. II. Hildesheim
- Hoffmann, H.** 1939: Garten und Haus. Die schönsten deutschen und ausländischen Wohngärten und ihre Einbauten. Stuttgart
- Howard, E.** 1890/1968: Gartenstädte von morgen. Frankfurt a. M., Berlin
- Issel, H.** 1910: Wohnungs-Baukunde. Leipzig
- Kastorff-Viehmann, R.** 1998: Harry Maasz, Gartenarchitekt, Gartenschriftsteller, Gartenpoet. Gärten in Lübeck. Essen
- Kirschenmann, J., C.; Muschalek, C.** 1977: Quartiere zum Wohnen. Stuttgart
- Kloos, W.; Andreas, B.** 1978: Parks und Gärten in der freien Hansestadt Bremen. Bremen
- Koch, W.** 1991: Bausstilkunde 2. Bd. Gütersloh
- Koehler, H.** 1960: Bauherr und Garten. Pfullingen
- König, R.** 1958: Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde. Hamburg
- Lange, W.** 1913: Der Garten und seine Bepflanzung. Francksche Verlagshandlung. Stuttgart
- Lange, W.** 1922: Garten-Bilder. Leipzig

- Lange, W.** 1928: Gartengestaltung der Neuzeit. Leipzig
- Langewiesche, K. R.** 1908: Der stille Garten. Düsseldorf und Leipzig
- Lange-Zalm** 1928: Gartenbuch. Gartengestaltung und Topfblumenzucht. Berlin
- Lambert, A.; Stahl, E.** 1910: Handbuch der Architektur. Die Gartenarchitektur. Leipzig
- Larsson, C.** 1990: Das Haus in der Sonne. Langewiesche. Königstein im Taunus
- Lauxmann, F.** 1998: Der philosophische Garten. München
- Le Blond** 1775/1986: Die Gärtnerey. Leipzig
- Lechenmayr, H.** 1992: Planung eines Hausgartens. BPS-Arbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Lecoq, J.** 1997: Der poetische Körper. Berlin
- Le Roy, L. G.** 1973/1978 : Natur ausschalten Natur einschalten. Stuttgart
- Maaz, H.** (Hrsg.) o. J: Meyer-Ries. Gartentechnik und Gartenkunst. Ein Handbuch und Nachschlagewerk für Landschaftsgärtner, Gartenarchitekten, Gartenbauschüler und alle Angehörigen des Gärtnerberufs. o. O.
- Maaz, H.** 1922: Zwischen Straßenzaun und Baulinie. Frankfurt/Oder
- Maasz, H.** 1929: Wie baue und pflanze ich meinen Garten. München
- Maasz, H.** 1929: Der Garten – Dein Arzt. Lübeck
- Maasz, H.** 1934: Wasserbecken. Für kleine und große Gärten. Frankfurt/Oder, Berlin
- Mattern, H.** 1960: Gärten und Gartenlandschaften. Stuttgart
- Mattern, H.** 1964: Gras darf nicht mehr wachsen. Berlin
- Meyer, K. H.** 1960: Gefährten des Gartenjahres. Winterharte Blumenzwiebeln und Knollenpflanzen. Hamburg und Berlin
- Migge, L.** 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena
- Meyer, G.** 1859/1895: Lehrbuch der schönen Gartenkunst. Berlin
- Muthesius, H.** 1918 Kleinhaus und Kleinsiedlung. München
- Muthesius, H.** 1920: Kann ich auch jetzt noch mein Haus bauen. München
- Muthesius, H.** 1925: Landhaus und Garten. München
- Nadolny, S.** 1990/1993: Das Erzählen und die guten Absichten. München
- Nichols, B.** 1933/1956: Grosse Liebe zu kleinen Gärten. Berlin
- Oida, Y.** 1998: Der unsichtbare Schauspieler. Berlin
- Ostendorf, F.** 1914: Haus und Garten. Berlin
- Ostendorf, F.** 1922: Sechs Bücher vom Bauen, Erster Band. Berlin
- Pertel, J.; Mappes, M.** 1938: Vorgärten: So oder so? 1.Aufl., Berlin
- Petzold, E.** 1888: Landschafts-Gärtnerei. Haessel
- Pfeiffer, E. u. Riese, E.** 1982: Der erfreuliche Pflanzgarten. Frankfurt a. M.
- Pückler-Muskau, H. Fürst von** 1834/1977: Andeutungen über Landschaftsgärtnerei. Stuttgart
- Reich, A.** 1948: Gärten, nahrhaft und erfreulich. München
- Reich, A.** 1956: Gärten die uns glücklich machen. München
- Reich, A.** 1966: Gärten, die wir lieben. München
- Rimann, C.** 1937: Die Praxis der Gartentechnik. Berlin
- Scherl, A. GmbH (Hrsg.)** 1908: Hausgärten. Skizzen und Entwürfe aus dem Wettbewerb der WOCHE. Berlin
- Schiller, H.** 1942: Schöne und nützliche Gärten. Anlage und Gestaltung großer und kleiner Gärten. Starnberg am See
- Schiller, H.** 1958: Gartengestaltung. Berlin, Hamburg
- Schiller, H.** 1959: Die Verwendung der Pflanzen in Garten und Park. Berlin, Hamburg
- Schiller, H.** 1961: Kitsch und Irrtum in der Gestaltung. München

- Schiller-Bütow, H.** 1979: Die Landschaft als Vorbild. Gestaltungsanregungen für Landschaftsgärten. Hannover, Berlin
- Schmidlin, E.** 1852: Die bürgerliche Gartenkunst. Stuttgart
- Schmidt, J. C. o. J.:** Des Hauses Vorgarten. Erfurt
- Schmitthener, P. o. J.:** Die Gartenstadt Staaken. Berlin
- Schultze, P.** 1910: Kulturarbeiten. Ergänzende Bilder zu Bd. 2.: Gärten. München
- Schultze-Naumburg, P.** 1909: Kulturarbeiten Bd. 2 Gärten. München
- Schultze-Naumburg, P.** 1929: Kulturarbeiten Bd. IV Das Gesicht des deutschen Hauses. München
- Schwarz, U.** 1990: Der Naturgarten. Frankfurt a. M.
- Seifert, A.** 1971/1991: Gärtnern, Ackern ohne Gift. Nördlingen
- Seike / Kudo / Schmidt** 1986: Japanische Gärten und Gartenteile. München
- Sörgel, H.** 1927: Wohnhäuser. Handbuch der Architektur. 4. Teil. 2. Halbband. 1. Heft. Leipzig
- Steg, E.; Jesinghaus, I. (Hrsg.)** 1987: Die Zukunft der Stadt ist weiblich. Frauenpolitik in der Kommune. Bielefeld
- Stolzenburg, H.-J.; Vetter Chr. A. (1983)1988:** Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960-1980. In: NB 6 der Kasseler Schule:7-62. Kassel
- Stübben, J.** 1924: Handbuch der Architektur. 4. Teil, 9. Halbband. Der Städtebau. Leipzig
- Sørensen, C. Th.** 1979: 39 Gartenpläne für ein Stück Land. Ideen, Räume, Bäume und Bilder. Berlin
- Strong, R.** 1992: Architektonische Gärten und Gartenteile. Entwerfen und Anlegen. Stuttgart
- Uhlemann, G.** 1985: Eigenheime selbst gebaut. VEB Bauwesen, Berlin
- Turner, J. F. C.** 1978: Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg
- Valentin, O.** 1938: Gärten. Berlin
- Valentin, O.** 1949: Neue Gärten. Ravensburg
- Valentin, O.** 1961: Gärten. Anregungen und Beispiele zur Gestaltung. Tübingen
- Verlag August Scherl (Hrsg.)** 1908: Hausgärten. Skizzen und Entwürfe aus dem Wettbewerb der WOCH. Berlin
- Weber, R.** 1983: Gärten, Parks, Gartenhöfe. Stuttgart
- Weddige, R.** 1989: Alte Hausgärten – neu gestalten. Planung, Ausführung, Pflege. o.O.
- Westermanns Monatshefte** 1960: Heft 5: Im Garten wohnen. Braunschweig
- Winkler, A.** 1986: Der andere NATUR Garten. o. O.
- Wehowski-Brümmer, R. o. J.:** Garten und Terrasse. Verlag De May. o. O.
- Veblen, T.** 1899/1986: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt, M.
- Wahrhaftig, M.** 1982: Die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeit zur Überwindung. Köln
- Walzer, M.** 1993: Kritik und Gemeinsinn. Frankfurt a. M.
- Weber, A.; Greiner, K.** 1992: Kleine Gärten & Reihenhäusgärten phantasievoll gestalten und nutzen. München
- Weddige, R.** 1989: Alte Hausgärten – neu gestalten. München
- Yalom, I. D.** 1992/1996: Und Nietzsche weinte. Hamburg
- Zahn, F.** 1911: Unser Garten. Leipzig
- Zantra, H.** 1989: Reihenhäusgärten. Planen. Anlegen. Pflegen. Niedenhausen
- Zobel, V. o. J.:** Über Gärten und Gartengestaltung. München

HERSTELLUNG VON BÄUMEN

K. H. Hülbusch

Adolphsdorf, 5.8. 02

Das ‚Wolbecker System‘ oder¹ Die Unverfrorenheit des Diebstahls.

Zuerst kann man der TASPO – Redaktion Hochachtung für ihre unanständige Arbeit zollen. Zum 3. August 2001 veröffentlichte die TASPO einen Beitrag von A. Scheidewind mit vergleichbarem Inhalt. In der ‚Landschaftsarchitektur‘, vom gleichen Verlag herausgegeben und deshalb der Redaktion – vorausgesetzt – bekannt, wird ohne literarische Zitationen eine mit willkürlichen Beweisen gewürzte Philippika gegen die Kasseler Schule und mich, den Autor dieses Kommentars, geführt (1/97). Kein Wort über die fingierte Dramaturgie der Unterstellung, was ja von Leuten, die anschließend Honig aus der Asche der Bösen saugen wollen, nicht zu erwarten ist. Meine Güte, hat die orthodoxe Profession von Niesel bis Bollmann sich aufgeregt. Die Krinkecker aus der ‚Landschaftsarchitektur‘ inklusive Redakteurin S. Müller, Prinz, Sausmikat und andere Klugscheißer rechne ich mal nicht, weil wer nix weiß, nix kann und wer nix kann, nix weiß.

Also nehmen wir da mal das nette ‚Wolbecker System‘. Ein System ist bekanntermaßen die Ordnung eines Gegenstandes nach Merkmalen der Ähnlichkeit und Unterscheidung wie sie z. B. im ‚periodischen System‘ der Elemente idealtypisch besteht. Für anspruchsvollere Gemüter könnten wir auch die Florensystematik frei nach C. v. Linné oder die Vegetationssystematik frei nach R. Tüxen (u.a.) heranzitieren. Ein technisches Verfahren zu firmieren und zum ‚System‘ zu erheben, macht nicht nur einen Mangel systematischer Kenntnisse offenbar, sondern erhebt unbegründet eine zufällige Verfahrensweise in den Stand westfälischer Heiligkeit, die keiner Begründung bedarf: eben – das ‚Wolbecker System‘ – aus der Luft gegriffen und völlig neu, heilig qua Propaganda.

Jetzt ist es bekanntlich so, daß nach der Regel der ‚Deformation professionelle‘ gesicherte und erprobte handwerkliche Kenntnis ohne Reflexion verloren geht und durch z. B. ‚Wolbecker Propaganda‘ ersetzt wird (s. Migge, L. 1913). Die sagt, ex cathedra, daß sie die Welt neu erfunden hat. Parallel dazu macht das Herr Schneidewind in der gleichen Zeitung. Und beide tun so, wie wenn sie nicht voneinander wüßten, und auch sonst nichts. Beide formulieren Dekrete, für die es wenig gute Gründe gibt und die, vor allem nicht lehren, sondern stereotyp anweisen. Das sogenannte ‚Lichtraumprofil‘, die Chimäre der ‚RAS‘ ist dafür ein schöner Beweis, weil Herrn Prinzens Einlassungen von der gleichen administrativen Norm verkündet werden. Und jetzt kommen sie alle wie die Lemminge angekrochen und proklamieren, was wir mit üppiger Berufung auf die professionelle Literatur und bildnerische Zeugnisse in Notizbuch 38 der Kasseler Schule vorgestellt haben, systematisch, den Regeln und den handwerklichen Vorgehensweisen nach und – nicht zu vergessen – von der Freiraumplanung

¹ Von der TASPO keine Veröffentlichung, keine Reaktion auf diesen Leserbrief.

her begründet, zum Patent an. Ohne Voraussetzung, ohne Gegenstand und Beweisführung: Propaganda, die wie der ganze grüngestalterische Humbug nur der Aufmerksamkeit für ein paar Tage dient. Eine kluge Gärtnerin bewerkstelligt ihr Handwerk immer in der Berufung auf die Lehren und LehrmeisterIn. Das gehört zur professionellen Biographie, die klar macht, daß die Berufung auf die LehrmeisterInnen nicht die Autorität einschränkt, sondern solide und gleichzeitig anfragbar macht. Wissen und Können, ohne lernende und lesende Tradition, die man nehmen, weitertragen, erweitern kann – der sogar kritisch zu begegnen ist –, ist zufällige Behauptung, die vom nächsten modischen Diebstahl seriöser Arbeit abgelöst wird. Etwa so, wie die Blumenkinder im edlen Gammellook fein gemacht und angezogen werden. Ein ‚fri‘ kommt selten allein. Und das Komplott der Ahnungslosen macht die ‚Sache‘ auch nicht besser.

Literatur:

- fri** 2002: Schnittempfehlungen nach ‚Wolbecker System‘. TASPO 7.02. 12. Braunschweig
Schneidewind, A. 2001: Difturter Straßenbaum- Tag 2001. TASPO 3.8.01 Braunschweig
Müller, S. 1997: Bäume am Holländischen Platz. Landschaftsarchitektur S. 36 – 39. Braunschweig und nicht zu vergessen, weil gerne unterschlagen:
Hülbusch, K.H. u. Granda-Alonso, E. (Red.) 1996: Stadtbaumschule – Vertrauliche Mitteilungen über Bäume. Notizb. d. Kasseler Schule 38. Kassel

z.K.: Lukrativer Klau

„Jungbaum-Management (S. 81-85)

(...) Der Ist-Zustand

Bei einer Vielzahl von Alleen oder Einzelbäumen, die in den vergangenen 20 Jahren an Straßen gepflanzt wurden, befindet sich der Kronenansatz oft nur in 2,2 bis 2,5 Metern Stammhöhe und entspricht somit genau dem Kronenansatz zum Zeitpunkt der Pflanzung. Das heißt, dass die Gehölze in den ersten fünf bis zehn Jahren an ihrem neuen Standort nicht mehr bearbeitet worden sind. (...) Zwangsläufig müssen jetzt mit den dringend erforderlichen Aufastungen große Wunden entstehen (...) Hohe Folgekosten und eine Bestandsgefährdung machen es erforderlich, die Hintergründe zu erfassen und Lösungen zu erarbeiten. (S. 81)

(...) Jungbaumerziehung und -pflege

Nach der Erziehung in der Baumschule muss der Baum am neuen Standort konsequent auf die Endstammhöhe gebracht werden. Das Aufasten sollte möglichst zügig erfolgen, damit die Kronenäste aufgrund des weiten Standes nicht die Möglichkeit haben, über ihre Eigendynamik die Längenenwicklung des Baumes zu bremsen (...) In diesen ersten zehn Jahren wird der Baum aufgrund seiner Jugend willig in die Höhe wachsen. (S. 83) (...) Mit dem Aufasten muss bei Beginn eines nennenswerten Dickenwachstums nach der Pflanzung, d.h. nach etwa zwei Jahren begonnen werden. Die Krone muss etwa 0,5 bis 0,7 Meter pro Schnittmaßnahme nach oben geschoben werden. Insgesamt sind bis zu fünf Schnittmaßnahmen innerhalb von acht bis zwölf Jahren nach der Pflanzung erforderlich. (S. 84)

(...) Aktueller Stand

In Zusammenarbeit mit dem Landesbetrieb Straßenbau NRW wurden 2001 eine Modellallee mit 250 Bäumen aus den Gattungen Quercus, Acer und Tilia gepflanzt. Jeweils die Hälfte der Bäume werden nach dem Wolbecker-System geschnitten. Bereits nach dem ersten Standjahr zeigen die mit schlanker Krone erzogenen Bäume die besseren Stammqualitäten innerhalb der Vorkrone. In NRW werden als Folge vieler Fortbildungsseminare viele Alleen nach den Wolbecker Empfehlungen geschnitten, so z.B. am Niederrhein über 2000 Bäume.“ (S. 85)

Jahrbuch der Baumpflege 2003
Dipl. Ing. Peter Uehre

Der Zeuge:

Henning Schwarze

Hallo Ihr Lieben!

Ich komme leider neben der Arbeit nur zu kurzen Notizen, in der Hoffnung irgendwann mal Briefe oder Texte daraus anzufertigen. Diese Geschichte geht mir aber so gegen den Strich, dass ich jetzt zur Elektropost greife. Seit einiger Zeit geistert das so genannte „Wolbecker System“ im Baumpflegermilieu herum. Ich konnte einen Liveauftritt des Herrn Uehre, der im übrigen wie auf einer Werbeveranstaltung für Rheumadecken auftrat, auf den Augsburger Baumpflegetagen beiwohnen. Herr Uehre preist mittlerweile auf verschiedenen Werbeveranstaltungen (s)eine neue Schnittmethode an, die er unter „Jungbaummanagement“ an die Kunden bringen will. Der neuste Clou: Bäume früh bis auf 8m aufasten!!! Die „Wolbecker Schnittmethode“ ist glasklar von Elenas Arbeiten abgekupfert und dazu noch reichlich verbogen. Die Arbeiten werden aber nirgends mit nur einem Wort erwähnt. Auf den Baumpflegetagen habe ich nach dem Vortrag in der Fragestunde angemerkt, dass das „Wolbecker System“ schon recht ausführlich im NB 38 der Kasseler Schule beschrieben wurde. Herr Uehre fragte daraufhin: „Handelt es sich dabei um den ‚Prof. Dingsbums‘ aus Kassel ... das ist was anderes, ... der schneidet doch beim Pflanzen alle Äste ab“. Na ja, da ist wohl klar, was für ein Früchtchen da am Stibitzen ist.

Mit aufgebrachtem Gruß

Euer Henning

(Rundschreiben per e-mail vom 7.06.'03)

Karl Heinrich Hülbusch und Georges Moes

Zwei Lindenbäume

Ein Exempel über Geduld und Eile, Dauer und Vergesslichkeit

Zunächst die Steckbriefe der beiden Bäume.

Im November 1991 wurde in Adolphsdorf bei Worpswede der Zufallssämling eines *Tilia intermedia*-Typs als leichter Heister (100-150) gepflanzt. Dieser Baum, gepflanzt in äußerst nährstoffarmen Feinsand eines alteiszeitlichen Sander mit unterliegendem Podsol ist im Juli 2000 mit einem Stammumfang von 28 cm 7,8 m hoch mit einem Kronenansatz in 5,5 m Höhe.

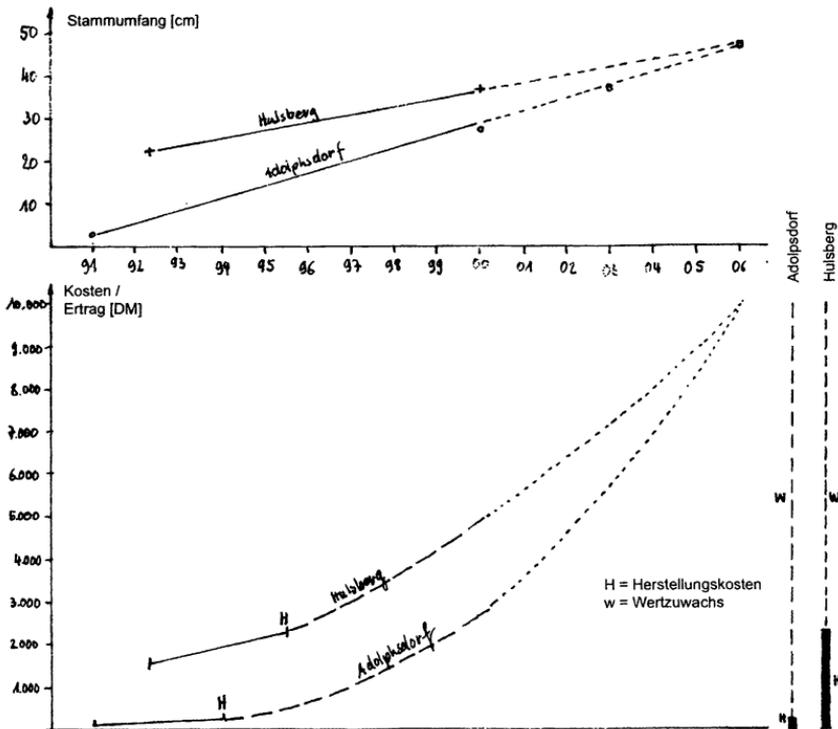
Im April 1992 wurden auf dem Hulsberg in Bremen Linden (*Tilia intermedia*) – Alleebäume mit 20/25 cm Stammumfang gepflanzt. Die neu hergestellten ‚Baumnasen‘ wurden mit sandig-schluffigem Mutterboden aufgefüllt und neben je einer Linde flächig mit *Symphoricarpos chenaultii* bepflanzt. Bei einem Kronenansatz von knapp 2,5 m mit einer Gesamthöhe von 6 m sahen die Bäume ‚nach etwas aus‘. Im Juli 2000 sind sie bei 3 m Kronenansatz insgesamt 7 m hoch und haben einen Stammdurchmesser von 37 cm (35/40).

Die Adolphsdorfer Linde, die in 9 Jahren 11 Baumschulgrößen erwachsen hat und in weiteren drei Jahren mit einem Stammumfang von 35/40 cm, einer Gesamthöhe von

10 m sowie einem Kronenansatz von 7,50 m für die nächsten 50 Jahre fertiggestellt ist, hat bis heute einen Aufwand von 230 DM gekostet (20 DM Pflanzgut + 3 Std. x 70 DM Arbeit). Die Hulsberg-Linden dagegen hat 1500 DM (1200 DM Pflanzgut + Pflanzung 300 DM, mehrjährige Wässerung und zwei aufwendige Schnittgänge mit Schnitt in der Krone zusätzlich 10 Std. x 70 DM = 700 DM) gekostet, so dass die Herstellungskosten 2200 DM betragen. Der gegenwärtige Wert beträgt etwa 5000 DM. Die Herstellungskosten machen hier 42% des Wertes aus. Die Adolphsdorfer Linde enthält zur Zeit einen Wert von 2800 DM, von dem die Herstellungskosten 8% ausmachen.

Eine Rechnung, die den Wertzuwachs je Jahr aufführt, sieht folgendermaßen aus: Die Adolphsdorf Linde hat je Jahr, die Herstellungskosten abgerechnet, 286 DM zugewachsen. Dagegen hat die Hulsberg Linde immerhin 350 DM je Jahr zugewachsen, weil 3 zusätzliche Baumschulstärken trotz hoher Herstellungskosten ordentlich zu Buche schlagen und noch einen Vorsprung im Wertzuwachs halten.

Den Vorsprung, von dem das Rechnungsprüfungsamt in Saarbrücken (s. Lührs, H. 1996) eine Belobigung von Großbaumpflanzungen zu begründen geneigt ist. Die Voraussage, dass die Adolphsdorf Linde in sechs Jahren mit der Hulsberg Linde gleich gezogen hat und bei 45 /50 cm Stammumfang gleichermaßen einen Wert von



10.000 DM darstellt, dagegen aber ohne weiteren Arbeitsaufwand für die nächsten 50 (-100) Jahre fertiggestellt ist, macht eine andere Rechnung bei 10.000 DM Wert auf.

Zuwachs Adolphsdorf Linde bei Herstellungskosten von 230 DM + zwei Aufstun- gen für 70 DM = 10.000 DM – 300 DM = 9.700 DM: 15 = 650 DM/Jahr.

Zuwachs Hulsberg Linde bei Herstellungskosten 2200 DM + zwei Aufstun- gen für 210 DM = 10.000 – 2.400 DM = 7.600 : 15 = 510 DM/Jahr.

D. h. ganz einfach, dass der zugekaufte Wert in der Zeit immer geringer ausfällt. Obwohl beide Bäume nach rund 15 Jahren den gleichen Wert besitzen, ist dieser dennoch auf unterschiedlich üppigen Vorleistungen erwachsen. Im Fall der Adolphs- dorfer Linde beträgt der Wertzuwachs 9.700 DM auf der Basis einer Vorleistung von 300 DM. Bei der Hulsberg-Linde beträgt der Wertzuwachs nur 7.600 DM bei einer vergleichsweise hohen Vorleistung von 2.400 DM. Die Adolphsdorfer Linde fußt auf einem sparsamen, aber soliden Plan, der zur Erzielung eines vergleichbaren Ergeb- nisses nur ein Achtel des Aufwandes bedarf, der bei der Hulsberg-Linde notwendig ist.

„Wirtschaftlichkeit der Mittel impliziert Findigkeit oder das meiste aus dem wenigsten zu machen.“ (Turner, J.F.C. 1978 :127)

Dabei sind Qualität und Vitalität nicht in Anrechnung zu stellen, weil der Wechsel auf die Erträge gärtnerisch sorgfältiger Fertigstellungspflege ebensowenig wie die Ver- heißung auf den Zukauf des Schlüsselfertigrüns nur im Nachhinein geprüft werden kann. Die Nachhaltigkeit, die heute gerne und vollmundig für die Zukunft verheißen wird, kann nur im Nachhinein geprüft, in die Vergangenheit gesehen bestätigt wer- den.

Das gärtnerische Kalkül

Der Zukauf von Vorleistungen ist in der Gärtnerei auf die Rechnung des Arbeitsertra- ges gerichtet. Bei der Adolphsdorfer Linde z.B. ist der geldwerte Arbeitsertrag auf das Jahr 2000 je Arbeitsstunde von 860 DM/Std., für 2003 je Arbeitsstunde 1640 DM zu kalkulieren. Die Hulsberg Linde dagegen hat für das Jahr 2000 je Arbeitsstunde nur einen Ertrag von 280 DM, für 2003 nur von 510 DM vorzuweisen. Kein Wunder, dass die Grünämter der Städte permanent mit Verausgaben Geldmängel herstel- len und die Ökonomie der Arbeitstätigkeit zerrütten, woraus das sogenannte Pflege- problem resultiert. Die investitive Ausgabe eingekaufter Arbeit sorgt dafür, dass die Arbeit selbst entwertet wird und damit knapp wird. In der ‚StadtbaumSchule‘ (s. NB 38/1996) haben wir darauf hingewiesen, dass die Gärtnerei eine ertragreiche und gerechnete Arbeit gegen das entwerferische Gleich des Schlüsselfertigrüns der Großbaumpflanzungen ist, die das Vergnügen an der Arbeit und dem Zuwachs stän- dig ins Hintertreffen bringt und mit Hektik bedroht- bis zum schlechten Ende die Ar- beit stressig zerrüttet ist und die Arbeit völlig dequalifiziert und formal schematisiert. Das ist ein guter Vorwand für die Scheinprivatisierung, mit der die Folgen unsolider Arbeit nur besser zu kaschieren sind – zumindest eine Zeit lang bis zur nächsten vor- täuschenden Kaschierung, die gemeinhin Modernisierung oder Rationalisierung ge- nannt wird.

Zeit, Arbeit und Geduld

Chr. Neusüß (1987) weist launig darauf hin, dass Kinder nicht mit 18 Jahren während eines schönen Mairegens vom Himmel fallen – fix und fertig –, sondern mit viel Arbeit, Sorgfalt, Liebe, Vergnügen, Ärger und Missvergnügen gepöppelt werden müssen. Die Propaganda dieser elterlichen Tätigkeit kann nur nachträglich geprüft und bemessen werden. Grüngestalterische Vorhaben kaufen vergangene Arbeit ein und machen daraus eine unbearbeitete Zukunft mit ungedeckten Schecks. Die beiden Bäume sind darin unterschieden, dass einmal das Wachstum als Ertrag von Kenntnissen aus der Vergangenheit, als Patina eingekauft wird, um sie als fertige Zukunft zu offerieren. Das ist die Unterscheidung zwischen Plan und Entwurf oder zwischen Geduld und Eiligkeit, Dauer und Vergesslichkeit, zwischen solider Arbeit und fast-food.

Literatur

Neusüß, Chr. 1984: Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder Was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Köln.

Granda Alonso, M.E. (Hrsg.) 'StadtBaumSchule'. AG Freiraum und Vegetation Notizbuch 38 der Kasseler Schule. Kassel. 1996.

Turner, J.F.C. 1978: Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg.

Bernd Gehlken und Karl Heinrich Hülbusch

Nachtragende Fertigstellungspflege¹

B. Burg und E.Ma Granda Alonso (1996) haben ein Gutachten zur nachtragenden Fertigstellungspflege für die '7000 Eichen' aus Joseph Beuys' 'Sozialer Plastik' bzw. 'Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung' vorgelegt. Dieses Gutachten ist dramaturgisch leider nicht veröffentlichungsfertig geworden. Den Autoren dieses Beitrags ist die Überlegung und die Arbeit bekannt, so dass sie auch ohne expliziten Verweis auf die o.g. Untersuchung zurückkommen. Zu den Arbeitsmitteln und Kenntnissen für dieses Gutachten stehen natürlich auch die Überlegungen und Kenntnisse aus Notizbuch 38 - Die StadtbaumSchule - (1996) bereit. Bei einem Auftrag sind immer individuelle Fertigkeit und 'vorgeleistete Arbeit' zur Hand und geben das Zeug für den Beginn, in dem festgehalten wird, was der Kenntnis gemäß schon bei einer äußerlichen Beschreibung des Auftrags zu erwarten ist. Diese vorwegnehmende These zum Auftrag ist gleichzeitig Grundlage einer 'eiligen' Disposition der Arbeit und der sachlichen Vorgehensweise des Verfahrens. Wenn das geklärt ist, kann der Gegenstand distanziert betrachtet und nachgezeichnet werden, so dass über den Gegenstand die handwerklichen Vorüberlegungen zur Einstimmung unbelastet und vorurteilsfrei geprüft werden können. Dies ist erforderlich, damit die Vorüberlegungen nicht zum Vorurteil geraten, das ein Verständnis über das bereits Bekannte unmöglich macht. Routine, die ins Schema umschlägt, behauptet gerne, dass nichts mehr hin-

¹ Die Red. hat ein Inhaltsverzeichnis für den Beitrag erstellt, das aus drucktechnischen Gründen am Ende steht.

zuzuverstehen sei und jede weitere (vergnügliche) Anstrengung bei der Arbeit und im Leben nur unnötige Umstände bereite, wo doch alle so nett im Mief des Trotts versammelt und einig seien. Genauso sehen die Gründungsstatuten aller Seilschaften und deren Denkverbote aus: das geht in der 'Praxis' nicht. Die 'Kunst des Gärtnerns' oder die 'Kunst des Planens' steht anderen Artes nicht nach, so dass wir J. Dewey (1934/ 1995: 219-220) mit einer Überlegung auch für unsere Arbeit zur Gewähr anführen können:

"Ein Impuls jenseits aller Grenzen, die äußerlich gesetzt sind, wohnt der wahren Natur der künstlerischen Arbeit inne. Es gehört gerade zur Eigenart des schöpferischen Geistes, jegliches Material, das ihn affiziert, zu erweitern und sich dessen zu bemächtigen, so dass der Wert dieses Materials zum Ausdruck kommen kann und die Form einer neuen Erfahrung (Einsicht; Anm. d. Verf.) annimmt. Die Weigerung, Grenzen anzuerkennen, die durch Konvention besetzt sind, ist die Quelle häufiger Denunziationen künstlerischer Objekte als unmoralisch. Doch ist es gerade diese der Funktionen der Kunst, eben die moralische Furchtsamkeit zu untergraben, die den Verstand dazu bringt, vor bestimmtem Material zurückzusehen und sich zu weigern, es in das klare und reinigende Licht des rezeptiven Bewusstseins einzulassen."

Beweissicherung und Erfolgprüfung

Die 1996 bzw. 1998 gepflanzten Linden wurden im März 1999 aufgeastet. Beim Kronenansatz ein der Regel gemäß begründeter Arbeitsschritt, auf den der Ausführungsbetrieb umstandslos mit der Kündigung der Gewähr reagierte. Das ist noch ziemlich harmlos gegenüber möglichen Regressforderungen des Auftraggebers an das verantwortliche Planungsbüro, das mit dieser Pflegemaßnahme auch die Gewährspflicht des ursprünglich verantwortlichen Büros aufgehoben hat. Wenn also im Nachhinein eine versäumte Pflege durchgeführt wird, wird wie bei jeder anderen Planung eine Zustandskartierung erforderlich. Diese gilt dem Beleg des Zustandes, der Bewertung und Erklärung des Zustandes (Prognose in die Vergangenheit) und der Begründung/Erklärung der vorgesehenen Arbeiten. Jetzt kann beim richtigen Aufasten nicht viel falsch gemacht werden. Ohne 'Vorher'-Kartierung jedoch gibt es ganz unabhängig von der Beweissicherung gegenüber dem Auftraggeber keine Prüfung des Ertrages und der Regel. D.h. der Ertrag kann nur oberflächlich eingeschätzt werden, so dass die vorhandenen Kenntnis und die Voraussetzung der Schlussfolgerungen nicht prüfbar werden. Weder das Vergnügen guter Arbeit noch die Einsicht in Mängel und Fehleinschätzungen wird möglich.

"Dass man mit Liebe zur Sache an die Arbeit herangeht, wird entweder für nebensächlich gehalten oder als selbstverständlich vorausgesetzt" (Pirsig, R. 1978: Apodiktisches Einverständnis hebt die Überlegung ebenso auf wie den überlegten Einwand, der nicht mit Vorwänden zu verwechseln ist. So gehört z.B. zu jedem Auftrag, zu jeder Lehrveranstaltung, zu jedem Alltagsproblem, dass die vorerst mögliche Bearbeitung im nachhinein Fragen für den nächsten Anlass und für überlegende 'Gespräche' vorhält, in denen die Ungereimtheiten nachgekartet werden. So wie in diesem Gutachten aus der Diskussion beim Stammtisch der AG Freiraum und Vegetation in Kassel (18.2.2000) die Einsicht angeregt wurde, dass die Dienstanweisung für die weitere Aufastung nach der Baumnummerierung zwar der konkreten Arbeit dienlich sei, aber vergesse, dass diese praktische Betrachtung die Typisierung aus der

Sommerkartierung nicht prüfe und die Koinzidenz zur ersten Einschätzung nicht vorstelle und der LeserIn die Beweisnot dafür überlasse und die Logik des Verfahrens unterschlage. Diese Prüfung haben wir nachträglich erstellt und kommentiert. Der folgende Text entspricht bis auf geringfügige redigierende Änderungen und Ergänzungen weitgehend den Formulierungen des Gutachtens.

Die Ökonomie des Auftrages

Für 120 Bäume gab es ein Honorar von 4000,- DM + 2500,- DM Nebenkosten. Der Arbeitsaufwand enthielt 4x2 Tage Kartierarbeit und 4x2 Tage Tabellen- und Textarbeit, insgesamt also 16 Tage = 250,- DM je Tag oder 30,- DM /Stunde, was bei 150 Std./Monat 4500,- DM ohne Nebenkosten ausmacht. Ein Hochschullehrer erhält grob gerechnet 60,- DM/Std. = 500,- DM/Tag, leider unabhängig davon, was er tut oder wie viel Nebentätigkeit sein Geschäft sind.

Wie bei pflanzensoziologischen Aufnahmen ist es auch bei der Baumkartierung erforderlich zu zweit zu arbeiten, damit die Einschätzung verhandelt und abgewogen werden kann. Der Zeitaufwand erscheint ziemlich üppig. Eine Figur alleine hätte das Gutachten weder vor Ort noch in der Bearbeitung in 16 Tagen erstellen können, hätte wegen großer Unsicherheit der Erinnerung wesentlich mehr Zeit benötigt. Vor Ort, beim Mittagessen, bei der Rückreise im Zug haben wir die Beobachtungen, die Einsichten und die Dramaturgie des Gutachtens so verhandelt, dass bei räumlich getrennten Arbeitsplätzen die Zusammenarbeit gesichert war. Wenn einer die Tabellenarbeit übernimmt und der andere die Formulierung, ist für die Beteiligten die Erwartung an den Text oder die Tabelle anwesend. Einer prüft im Tausch der Ergebnisse die Tabelle am Text, einer den Text an der Tabelle, so dass an dieser Stelle die materielle Abbildung und die Beschreibung, Auslegung/Interpretation gegeneinander unabhängig betrachtet werden können, so

"dass dieses Verfahren ein Schutz ist davor, dogmatisch zu werden (das heißt, mich an meinen früheren Gesichtspunkt zu klammern und die Daten in dieses Schema zu pressen), ein Schutz auch davor, Daten zu übersehen, die sich nicht sofort unter die verfügbaren Interpretationsschemata subsumieren lassen" (Berger, P.L. & Kellner, H. 1984: 30/31).

Auftragsthesen

Voraussetzungen des Gutachtens

Lt. Ausschreibung vom 23.10.1995 und 26.3.1997 sind auf dem Gelände des Bildungswerkes Stendal 120 Linden Ø 16/18 gepflanzt worden. Den Berichten nach sollten lt. Maßgabe des Landschaftsarchitekten aus normalen Alleebäumen auf der Baustelle Kastenlinden erzogen werden.

Vorgehensweise und Begründung des Gutachtens

Nach Untersuchungen von Granda-Alonso, E.Ma (1992/1996, 1993/1996), Granda-Alonso, E.Ma & Burg, B. (1996) sowie Lumm, R. (1994-1998) kann die Qualität von Baumpflanzungen am jährlichen Stammzuwachs gemessen werden. Diese Regel besagt, dass bis zu einem Stammumfang von 40cm der Jahreszuwachs eine Baum-schulstärke beträgt, wenn Pflanzmaterial, Pflanzung incl. Pflanzschnitt, Herstellungs-

pflanze (2 Jahre nach der Pflanzung) und folgende Fertigstellungspflege sorgfältig ausgewählt und durchgeführt wurden. Wenn die Linden jetzt im 3. Jahr stehen, sollten sie also in 1m Höhe einen Stammumfang von 25-30cm haben. Diese Stärken sollten bei sorgfältiger Pflanzung (s. Granda-Alonso, E.Ma & Hülbusch, K.H. 1996) gerade von Ballenware jedenfalls erreicht sein. In zwei Beiträgen (Stadt und Grün (12)1995 und (2) 1996) veröffentlichte Gleissner, P. Beobachtungen zum jährlichen Triebzuwachs bei Bäumen, den er zum Maßstab der Baumvitalität eichte. Für Jungbäume ist der jährliche Triebzuwachs in Relation zum Stammdickenzuwachs heranzuziehen, soweit dies nach dem Auflastungs-Schnitt im März 1999 noch möglich ist. Da eine Vorgabe nicht existiert, muss aus der Erhebung selbst eine Relation hergestellt und zur Bewertung aufbereitet werden. Dabei ist besonders auf die Zuwächse der verschiedenen Jahre zu achten, auf Zunahme bzw. Abnahme des Zuwachses je Jahr nach der Pflanzung.

Vorgehensweise

Für jeden Baum wird eine Aufnahme mit allen beobachtbaren Phänomenen erstellt: Artansprache, Stammdicke, Rindenfarbe, Stammtriebe, Stammfußtriebe, Aufstufung 1999 - d.h. Kronenansatz nach 3-4 Standjahren, Stammfußniveau im Gelände, Kronenstruktur (Aststellung, Verzweigung, Leittrieb, Jahrestriebzuwachs. Diese Phänomene werden nach Auffälligkeit aufgenommen. Alle Aufnahmen werden in einer Tabelle auf Ähnlichkeit und Unterschiede verglichen (s. Hülbusch, K.H. & Theiling, C. 1994), so dass eine Relation und Übersicht der Vitalität über alle Linden erstellt werden kann. Parallel zur Bestandsaufnahme werden Thesen zu Mängeln und Ursachen notiert, sowie Vorschläge zur weiteren Pflege prognostiziert, so dass im Gutachten aus der Zustandsdarstellung und der Ursachenprüfung (Genese des Zustandes) eine Prognose für die weitere Pflege (Regeln) allgemein und je Baum aufgestellt werden kann. Dabei wird auch die einfachste und zu behaltende Wuchsform (s. Collage Nord 10.3.1999 S.1) und erforderliche Pflegegänge behandelt.

Methode

Die Vorgehensweise ist indizienwissenschaftlich begründet. Die o.g. Erfahrungswerte werden nicht unbesehen übernommen und normativ übertragen. Eine gewissenhafte Beschreibung und Vergleichung des Gegenstandes ist zunächst zur Eliminierung von schematischen Übertragungen notwendig. Gleichzeitig wird damit eine lokale Reihe bzw. Typisierung der Phänomene, die dann nach internem Vergleich erst mit allgemeinen Regeln und Erfahrungen verglichen werden. D.h., die Indizien für die Bewertung des Zustandes und Prognosen für die weitere Arbeit werden zuerst am konkreten Gegenstand gewonnen und durch Typisierung les- und erkennbar gemacht. Nachfolgend werden die in vielen (vorgeleisteten) Arbeiten festgehaltenen Kenntnisse zur vergleichenden Prüfung und Interpretation der lokalen Ausbildungen herangezogen. Bei sorgfältiger Abbildung und Typisierung der Phänomene wird der Gegenstand unbestechlich, ohne Vorurteil abgebildet, so dass am Beispiel das bekannte Wissen sinngemäß und analog sowohl zur Anamnese des Zustandes wie zur Prognose der 'Therapie' Anwendung finden kann.

Spontane Prognose

Die Berichte, Erzählungen von H. Bäuerle lasen eine Vorweg-Prognose zur Geschichte und zum Zustand der Linden zu. Nach einigen Proben ist bestätigt, dass Ballenware i.d.R. noch eher als unballierte Ware zu tief gepflanzt wird. Die Folge zu tiefer Pflanzung ist, wenn der Nährstoffvorrat in der Rinde verbraucht ist - nach etwa 2-4 Jahren -, ein deutlich nachlassender Zuwachs und ungewöhnlich frühe Blütenbildung. Auffälliger tritt selbst in kühlen, feuchten Jahren noch nach vielen Jahren eine hochsommerliche Herbstfärbung mit üppigem Blattwurf auf, der allerdings auch nach Sommerschnitt in das mehrjährige Holz auftreten kann. Deshalb werden wir im Nachtrag zum Gutachten eine Prüfung der Bäume Ende Juli / Anfang August durchführen und ergänzend hinzufügen. Des weiteren ist zu erwarten, dass neben geringem Dickenwachstum bei zu tiefer Pflanzung und nach den trockenen Jahren relativ trockenen und deshalb auch bei sorgfältiger Wässerung in den ersten zwei Jahren nach der Pflanzung nicht zu durchfeuchtenden Ballen, die Jahrestriebe statt zuzunehmen abgenommen haben. Wie allerdings der Herstellungsversuch von 'aufgeständerten Hecken als Kastenbäume' aus Alleebäumen gewirkt hat, entzieht sich unserer Kenntnis und muss vor Ort erkundet werden. Das ist übrigens eine spannende Frage, die das handwerklich-wissenschaftliche Interesse anspricht (s. Schürmeyer, B. 1996). Dazu ist dann auch zu klären, wie nach diesem Eingriff mit geringem Aufwand und erfolgreich die Umwandlung in eine andere Erziehung (Kronen- bzw. Kopfbäume) bewerkstelligt werden kann (s. Granda-Alonso, E.Ma 1993/1996). Es muss auch überlegt werden, wie Pflanzmängel ohne großartige Umpflanzungen und andere aufwendige Maßnahmen durch Zurücknahme der Krone im Sinne eines sekundären Pflanzschnittes (Auerswald, B. & Hülbusch, K.H. 1996) kompensiert werden können. Dafür könnten eventuell auch kleinflächige Standortmeliorationen durch Mulden oder Schotterbetten in Betracht gezogen werden. Wo allerdings der Zustand einzelner Bäume so miserabel ist, dass jede Therapie versagen müsste, wäre die Pflanzung neuer Bäume der Qualität Ø 14/16 ohne Ballen zu empfehlen, weil diese aller Erfahrung nach in einigen Jahren (6-8) den Vorsprung der größeren Pflanzung und des Zeitvorteils einholen.

Gutachten

zum Zustand, zur Genese und zur nachtragenden Fertigstellungspflege von 120 Linden (Kastenlinden) auf dem Gelände des Berufsbildungswerkes Stendal

Hilfsmittel

- Kartierung der Linden am 8. und 9. 5. 1999
- Granda Alonso, E.M. (1996): Wie wachsen Bäume ins Holz. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 17-47. Kassel.
- dies. (1996): Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 64-110. Kassel.
- Hülbusch, K.H. & Granda Alonso, M.E. (1996): Bäume in der Stadt. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 232-247. Kassel.
- Gleissner, P. (1995): Sichtkontrolle und Vitalitätsbeurteilung von Laubbäumen mit Verzweigungsmustern. In: Stadt und Grün (12): 849-855.

- ders. (1996): Sichtkontrolle und Vitalitätsbeurteilung von Laubbäumen mit Verzweigungsmustern. In: Stadt und Grün (2): 119-121.

Voraussetzungen

- 22 Linden 'Typ Euchlora', Ø 16/18, gepflanzt im Frühjahr 1998, aufgeastet im März 1999.
- 85 Linden 'Typ Intermedia', Ø 16/18, gepflanzt im Frühjahr 1996, zur Pflanzung in der Krone bei etwa 3,50m abgesetzt und in der Astgarnierung gebäudeparallel zurückgenommen mit der Absicht, Kastenlinden herzustellen. Im März von i.d.R. 2,20m Kronenansatz auf 3,00m aufgeastet und zur Ausbildung stärkeren Wuchses des sekundären Leittriebes (nach Kronen-Absatz 1996) diesen i.d.R. angeschnitten. Bevor wir die Kartierergebnisse und Schlussfolgerungen wie Empfehlungen niederlegen, machen wir einen Vorschlag zur anstehenden Pflanzung von 12 Linden im Bereich der abzureißenden Sporthalle.

Pflanzung 12 Linden

- Tilia intermedia, Ø 14/16, Alleebäume.
 - Pflanztermin Ende November/Anfang Dezember.
 - Ware 'ohne Ballen'.
 - sorgfältiger Wurzel- und Kronenpflanzschnitt nach Hülbusch, K.H. & Granda Alonso E. Ma(1996) bzw. Lechenmayr, H., et al. (1996).
- Alle weiteren Arbeiten können nach den 'Regeln' durchgeführt und zur Pflanzung 'lehrzweckshalber' von den Gutachtern betreut werden. Für die gärtnerische Kenntnis und Erfahrung ist es hilfreich, wenn neben sehr anstrengenden und pflegeaufwendigen Pflanzungen auch mal ein 'leichtes' Beispiel zur Hand ist, an dem die klugen Regeln im Vordergrund stehen.

Aktuelle Arbeiten

Die Linde neigt nach Aufastungen besonders üppig zur Bildung spontaner Knospen am Stamm. Die Linden der 96er Pflanzung sind zusätzlich für diese Knospenbildung prädestiniert, weil die Stammgarnierung erst kurz vor der Pflanzung entnommen wurde und die Schnittstellen bisher unvollständig verrindet sind, so dass an den alten Schnittstellen besonders viele spontane Knospen ausgebildet werden. Wenn diese spontanen Knospen in der Frühphase ausgebrochen - niemals geschnitten (s. Hülbusch, K.H. 1996) - werden, wird die Rinde geschlossen und die Bildung weiterer spontaner Stammknospen nach zwei bis drei Jahren weitgehend aufgehoben sein. Das gilt dann auch für die noch ausstehenden Aufastungen der Linden bis auf 'lichte Höhe'. Für die sehr schön aufgeasteten Eschen entlang der Werner Seelenbinder Straße, die i.d.R. erst später im Jahr mit spontanen Stammaustrieben reagieren, empfehlen wir ebenfalls das sofortige Ausbrechen der spontanen Knospen. Für die aufgeasteten Eichen, die schon jetzt üppige Stammaustriebe gemacht haben, empfehlen wir ebenfalls die sofortige Entnahme durch Ausriss und Ausbrechen ohne Schere. Wenn in Abständen von einer Woche bis Anfang Juli, also zwei bis drei Wochen nach dem Johannistrieb die Stämme durchgegangen werden, können die Spontanknospen relativ jung mit der behandschuhten Hand schnell und leicht ent-

fernt werden. Längere Triebe können, was bei Eichen etwas umständlicher ist, ausgerissen werden. Jeglicher Schnitt der spontanen Stammtriebe dagegen verschafft dauerhaft Arbeit, weil beim Schnitt die Triebwurzel stehen bleibt und immer wieder neue Knospen bildet.

Die Aufgabe des Gutachtens

Die Absicht des Schnitts vor und zur Pflanzung war auf die Herstellung von 'Kastanienlinden', also barockisierend aufgeständerten Hecken z.B. a la Herrenhausen aus Alleebäumen gerichtet. Das ist, mit Verlaub, eine mutige Absicht, wenn man bedenkt, dass die 'Erziehung' einer Wuchsform der Vorbereitung und der kontinuierlichen Nacharbeit bedarf. Das ist nicht mit einer einmaligen Intervention zu bewerkstelligen (s. Schürmeyer, B. 1996). Dies ist ein Bedacht, der auch für die Frage der dauerhaften Erziehung der Bäume wieder aufgenommen werden muss: 'Kasten', 'Kopf', oder 'Baum'.

Folgen des 'Pflanzschnittes'

Zunächst bleibt festzuhalten, dass der 'ästhetisch' begründete Baumschnitt zur Pflanzung unabsichtlich einen Pflanzschnitt herstellte, der die relativ gute Wüchsigkeit der Bäume bewirkt hat. Wenn man die relativ üppige Verbreitung von Pflanzfehlern - wie z.B. die viel zu tiefe Pflanzung der Bäume - betrachtet (vgl. Tabelle), hat der ästhetische Schnitt den Bäumen Luft fürs wüchsiger Überleben verschafft. Einige Linden, die in den Abpflanzungen stehen und daher nicht den unabsichtlichen Pflanzschnitt erhielten, sind im Gegensatz zu den 'Kastanienlinden' eher zurückgewachsen und 'ausgezeichnet' durch verkahlte Kronen, sehr kleine Blätter und minimalste Triebzuwächse.

Starkastigkeit des unteren Astringes

Bei der Kartierung der Bäume fiel die Starkastigkeit des unteren - jetzt aufgeasteten - Astringes im Verhältnis zu darüber liegenden Ästen auf. Ein Phänomen, für das zunächst keine Erklärung zur Hand war. Inzwischen haben wir erfahren, dass zur Pflanzung oberhalb des unteren Astringes die starken Äste entnommen wurden, um eine feinere Verzweigung zu erreichen. Das führte zu einer weiteren Betonung des unabsichtlichen Pflanzschnittes. Jedenfalls können aus der leichten Stammgarnierung keine Tragäste für Kastanienlinden hergestellt werden. Bei dieser - wieder ästhetisch begründeten - Maßnahme blieben die untersten Starkäste erhalten und auch weitgehend ungeschnitten. Die Starkastigkeit des unteren Astringes ist also u.A. Ergebnis der Erhaltung der Äste, wie sie aus der Baumschule kamen. Da diese Starkäste zudem so gut wie nicht zurückgeschnitten wurden, waren sie mit viel Blattmasse versehen. Bei einer Diskussion mit H. Schröder (Worpswede) über dieses Phänomen und der anschließenden Beobachtung einiger vor etwa 10 Jahren gepflanzter Linden in Worpswede wurde die Vermutung bestätigt, dass untere Astringe i.d.R. von Beginn an mehr Blattmasse enthalten, gegenüber jüngeren Trieben dauernd den Vorteil einer größeren Blattmasse behalten und deshalb vorwüchsig und starkastig werden. Nach der Aufastung zu urteilen, ist anzunehmen, dass der untere Astring aus der Vorwüchsigkeit etwa einen Anteil von 50% und mehr der Blattmasse aufwies. Diese

Tatsache ist bei Untersuchungen (Burg, B. & Granda Alonso, E. Ma 1996) und bei zu späten Aufastungen immer schon konstatiert aber nur sekundär gedeutet worden. Daraus ist jedoch eine weitere Begründung für die frühzeitige und kontinuierliche Aufastung von Baumpflanzungen auf die Höhe des erforderlichen Kronenansatzes abzuleiten. Wenn jährlich unten aufgeastet wird, was oben zuwächst, sind die Seitenäste im Alter nahe verwandt, so dass die untere Astpartie nie vorwüchsig werden und die Krone dominieren kann. Es ist bei frühzeitig aufgeasteten Bäumen immer wieder zu beobachten, dass die Äste des unteren Kronenansatzes eher hinter den höheren Ästen zurückbleiben statt vorwüchsig zu sein und eine inhomogene Krone zu bilden. Im Vergleich zu durchgewachsenen Kopfbäumen, bei denen die unteren Äste die Krone 'malerisch' beherrschen, wirken Kronenbäume mit tief ansetzender Krone und nachträglicher Aufzweigung der untersten Astpartie ähnlich, weil der Leittrieb auch hier von den unteren Ästen überwachsen wird.

Die Erziehung von Kastenlinden

Die Herstellung von Kastenlinden setzt zunächst einmal eine Baumschulerziehung mit waagerechten, durch Stäbeln hergestellten Tragästen voraus. Ohne Hilfsgerüste kann man keine aufgeständerten Lindenhecken erziehen. Hinzu kommt, dass die Formung der Hecken in den ersten 3-4 Jahren mindestens zwei jährliche Formschnitte mit der Schere erfordert - nach dem Frühjahrstrieb und nach dem Johannistrieb -, die von einem weiteren 'Scherenschnitt' im Februar/März des folgenden Jahres korrigiert werden. Bevor Kastenlinden ganz 'einfach' mit einem einmaligen Heckenschnitt 14 Tage nach dem Johannistrieb erhalten und stabilisiert werden können, ist neben sachgemäßer Vorbereitung der Pflanzware eine intensive Herstellungs- und Fertigstellungspflege von 3-5 Jahren erforderlich. Der gegenwärtige Zustand der Linden ist nur mit einer nachgeholtten Erziehung (5-6 Jahre) in die pflegbare Form von Kastenlinden zu überführen. Dies würde bedeuten, dass die Spezialerziehung, die für die Kastenlinden erforderlich wäre, im ersten und zweiten Jahr mit sehr viel Arbeit inszeniert werden müsste und in den folgenden drei Jahren mit jährlich zwei Schnitten zu stabilisieren wäre. Dazu wären dann allerdings Gerüste erforderlich, damit die Tragäste formiert werden können.

Cordon-Erziehung

Die architektonische Absicht einer barockisierenden Baumhecke ist bei eingeschossigen Gebäuden nicht zu erreichen, weil die aufgeständerte Hecke immer mit den Maßen der Architektur konkurriert. Ein Cordon, der hinsichtlich der Erziehung noch wesentlich anspruchsvoller als der Kasten ist, wäre dazu eher geeignet, wenn die Höhe des Cordons etwa in Dachhöhe gezogen würde. Die Pflege ist weniger aufwendig, weil sie auf einen Schnitt im Spätwinter reduziert werden kann. Die unentschlossene Handhabung der bisherigen Fertig- und Herstellungspflege würde auch dazu eine immense 5-6 jährige Nacharbeit erfordern.

Kopfb Baum oder Kronenbaum

Erziehung eines Leittriebes

Der Zustand der Bäume legt eher eine Erziehung zum Kopf- und Kronenbaum nahe. Unabhängig von dieser Entscheidung ist die Pflege auf einen Leittrieb erforderlich, der für Kopfbäume bis auf eine Höhe von 4,00m und für Kronenbäume auf 7,50m Kronenansatz gezogen werden muss. Bis auf wenige Bäume, die einen kräftigen neuen Leittrieb ausgebildet haben, ist das ebenfalls nicht einfach, aber leichter als jede Formbaumausbildung herzustellen.

Aufastung und Schnitt im März 1999

Zuerst bleibt festzuhalten, dass nach der Aufastung fast alle Bäume einen prächtigen Zuwachs im diesjährigen Frühjahrsaustrieb ausweisen. D.h., die Aufastung um fast einen Meter hat die Wüchsigkeit befördert. Nach den Aufnahmen (s. Tabelle) weisen die meisten Bäume einen wesentlich stärkeren Trieb als in den Vorjahren auf. Das allein bestätigt den Sinn der Aufastung. Zudem hat die Aufastung (viel zu spät) einen höheren Kronenansatz hergestellt, der mit vormals durchschnittlich 2,20m eine wesentlich zu niedrige 'lichte Höhe' aufwies. Licht ist hier auf die Durchsichtigkeit der Straße und das Licht auf und in die Gebäude zu verstehen. Der aktuelle Kronenansatz von knapp 3m ist allerdings immer noch deutlich zu niedrig. Ein Problem besteht bei den 'Buschbäumen' immer noch darin, wie ein neuer Leittrieb, der für Kopfbäume eine Höhe von 4,0m und für Kronenbäume von ca. 7,5m herstellen kann, erzogen wird. Denn der sogenannte 'Kastenschnitt' hat viele konkurrierende Triebe produziert.

Vorschlag

Zur Zeit gibt es ohne außergewöhnlichen Arbeitsaufwand nur zwei Möglichkeiten der Erziehung: Kopfb Baum oder Kronenbaum. Für beide muss ein Leittrieb gefördert werden, der an das Dach heran- bzw. über das Dach hinaus reicht. Die ästhetisch-architektonische Entscheidung über die Baumform bleibt davon zunächst unberührt. Der Versuch, einen Leittrieb durch Schnitt auf einen Seitenzweig zu fördern, kann erfolgreich sein, wenn spontane Stammtriebe ausgebildet werden, auf die dann der Leittrieb aufgebaut wird. Wenn unsere Beobachtungen zur Zeit des üppigen Frühjahrs triebes richtig sind, dürfte die Erziehung eines neuen Leittriebes mit Entnahme des angeschnittenen Seitentriebes unproblematisch sein. Das ist aber erst nach dem Laubfall mit unverstelltem Blick auf die Verzweigung und Triebbildung eindeutig zu prognostizieren. Deshalb werden wir im Juli/August eine Vitalitätsnachkartierung und nach dem Laubfall im November eine weitere Kartierung mit Empfehlungen zur weiteren Schnittführung auf einen Leittrieb durchführen.

Kopfb Baum: Diskontinuierliche Erscheinung und kontinuierliche Arbeit

Die aufgeständerte Hecke ist, wenn sie denn sorgfältig hergestellt wird, eine stabile, immer gleiche Erscheinung. Der Cordon ist ebenfalls eine Möglichkeit zur Herstellung einer alljährlich gleichen Anschauung. Der Kopfb Baum hat, wenn er nicht kontinuierlich 'geplentert', also selektiv heruntergenommen wird (was für Kopfbäume sehr ungewöhnlich und handwerklich sehr anspruchsvoll wäre) eine Erscheinung, die immer in der Optimalphase heruntergenommen wird und deshalb diskontinuierlich ist.

In Stendal ist der durchgewachsene Kopfbaum verbreitet. Kennzeichnend dafür ist ein zu niedriger Kronenansatz und eine breit ausladende Krone, die durchaus männlich auffällt. Er ist allerdings mit dem üppigen Arbeitsaufwand nachträglicher 'Aufzweigung' der durchgewachsenen Kopfstämme belastet, weil der durchgewachsene Kopfbaum sonst nicht genug 'lichte Höhe' für die Straßendurchsicht und das Licht in den unteren Geschossen erhält. Der Kopfbaum, der dem 20er Jahre-Ideal des kleinkronigen Baumes anhängt (s. Moes, G. 1996; Böse-Vetter, H. & Hülbusch, K.H. 1996), setzt ein Gedächtnis voraus, dass den bei Linden im Abstand von 5-8 Jahren wieder auf den Stock gesetzten Kopf in Erinnerung behält und weiterführt. Wenn wir bedenken, dass der Kopfbaum aus dem Niederforst mit Unternutzung (Weide, Mahd) entlehnt ist und dieser eine Holzernte hinzufügte, war in Kohle- und Öl- wie Stromarmen Zeiten die Energienot der Handlanger des Gedächtnisses. Wenn aber nur das 'Bild' dieser Nutzung ohne Ernte aufrecht erhalten werden soll, muss die Imitation der Absicht in Gedanken aufbewahrt werden. Und das gelingt, wie die vielen Beispiele nicht nur aus Stendal vorführen, i.d.R. nicht, weil Regeln ohne Ernteabsicht immer vergessen werden.

Der Kronen-Baum

Der Kronen-Baum ist eine Erziehung, die nach der Herstellungs- und Fertigstellungspflege - also nach etwa 10 Jahren - abgeschlossen ist und keine weitere Aufmerksamkeit erfordert. Der Baum wächst nach der handwerklich vergleichsweise einfach zu handhabenden Fertigstellung ohne weitere Arbeit ins Optimum; vorausgesetzt, die spontanen Stammaustriebe sind wie oben empfohlen kein Problem mehr und der jährliche Laubfall wird selbstverständlich genommen: das ist bei Bäumen nun mal so, wenn man das Dach oder die Architektur für die Straße/den Weg als angemessene Gegenleistung schätzt und beabsichtigt.

Empfehlung

Die Gutachter empfehlen aus praktischen Gründen der dauerhaft anfallenden oder entfallenden Pflegearbeit und für die Architektur eines kontinuierlich vorhandenen Baum-Daches für den Weg die Erziehung von Kronenbäumen. Wenn einmal Kastenbaum oder Cordon wegen der immensen Nacharbeit ausgeschlossen werden, ist sowohl für den Kopf, wie den Kronenbaum die Erziehung auf einen neuen Leittrieb erforderlich, so dass darin kein Unterschied an Arbeit für die nächste Zeit anfällt. Die endgültige Entscheidung für Kopf- oder Kronenbaum bleibt für den Auftraggeber zuerst noch offen.

Zur Erziehung des Leittriebes ist für März 2000 eine Maßgabe der Schnittführung erforderlich, die erst nach dem Laubfall und Einsicht in die Krone im Herbst/Winter dieses Jahres möglich ist. Diese Winterkartierung ergänzt die Zustandskartierung vom Mai 1999 konkret und wird in die Tabelle eingearbeitet.

Übersicht der Baumzustände (aus Tabelle 1)

Spalte lfd. Nr.	A			B		C	
	1	2	3	4	5		
Zahl der Aufnahmen	17	5	19	25	19		
Trieblänge: 1999 > 15 cm	V	V	V	.	.		
1999 ca 10 cm	.	.	.	V	.		
1999 ca 5 cm	.	.	.	.	V		
1998 > 15 cm	V	.	.	.	.
1998 ca 10 cm	.	V	.	I	.		
1998 ca 5 cm	.	.	V	V	V		
Leittrieb: durchgehend	II	.	.	.	I		
angeschnitten	IV	V	V	V	V		
fehlend	.	.	I	I	.		
Stand: gut	II	.	I	.	.		
5 cm zu tief	II	.	I	I	.		
10 cm zu tief	III	I	I	I	I		
15 cm zu tief	+	I	II	II	I		
20 cm zu tief	.	III	III	III	IV		
sonstige Merkmale:							
protzig	III	II	I	I	I		
ausgekahlte Krone	.	I	I	I	II		
hängende Provinienz	+	II	I	I	I		
Rindenschäden	.	.	I	.	I		
chlorotisch	.	.	I	I	II		
kleinblättrig	.	.	.	I	II		

Übersicht: Spalte A: Bäume mit gutem Triebzuwachs in 1999
 Spalte B: Bäume mit mittlerem Triebzuwachs in 1999
 Spalte C: Bäume mit mäßigem Triebzuwachs in 1999

Zur Tabelle

Gemäß der vorbereitenden Überlegungen zum Kenntnisstand und Auftrag vom 14.4.1999 sind alle Bäume durchkartiert worden. Die nach der Kartierung erstellte Tabelle, die nach dem Merkmal des diesjährigen Frühjahrstriebes geordnet wurde, bestätigt weitgehend die voraussagenden Vermutungen. Die unbekannte Größe des 'unbeabsichtigten Pflanzschnittes' konnte dabei allerdings nicht berücksichtigt werden. Die Erhebung der diesjährigen Frühjahrstriebe und der letztjährigen Triebzuwächse in den Status von kennzeichnenden Merkmalen zur Wüchsigkeit und Vitalität der Bäume hat eine entsprechende Koinzidenz zu Stammdickenzuwächsen und Pflanztiefen ergeben. So ist denn in der Tabelle eine Reihe aufgezeigt, die von 'richtig' gepflanzten Bäumen mit üppigem Trieb und einem Stammumfang von 26cm, was dem angemessenen Zuwachs entspricht, bis

zu tief gepflanzten Bäumen mit einem Stammumfang von durchschnittlich 23cm reicht. Darin ist die nachlassende Wüchsigkeit von einer Baumschulstärke in drei Standjahren dokumentiert. Dies ist, nebenher beobachtet und nicht näher dokumentiert, identisch mit einer Reihe zunehmender spontaner Stammknospenbildung, sowie vermehrtem Blütenansatz.

Tabelle 1

Die Linden der 96er Pflanzung sind in drei große Gruppen gegliedert (vgl. auch Übersichtstabelle). In der ersten Gruppe, die fast die Hälfte aller Aufnahmen umfasst,

sind Bäume mit einem üppigen diesjährigen Frühjahrstrieb zusammengefasst. Gut die Hälfte dieser Bäume wies bereits 1998 einen guten (lfd. Nr. 1-17) bis mittleren (lfd. Nr. 18-22) Triebzuwachs auf, was auffällig mit relativ guten Pflanztiefen korreliert (\emptyset nur 5-10cm zu tief). Die gute Wüchsigkeit der Bäume kommt auch in überdurchschnittlichen Stammumfängen (\emptyset 26cm) zum Ausdruck. Die andere Hälfte (lfd. Nr. 23-41) machte 1998 noch geringe Triebzuwächse, was offensichtlich auf die durchschnittlich 15-20cm zu tiefe Pflanzung zurückzuführen ist. Bei diesen Bäumen zeigt aber die 'Entlastung' durch die Aufastung im Frühjahr 1999 deutliche Wirkung in Form gesteigerter Vitalität.

In der zweiten Gruppe finden wir die Bäume mit mittlerem Zuwachs in 1999. Der Triebzuwachs des Vorjahres war bei den Bäumen dieser Gruppe noch deutlich geringer, so dass auch hier anzunehmen ist, dass die 'Therapie' (Aufastung) angeschlagen hat und sich die Linden auf dem 'Weg der Genesung' befinden. Standhöhen von 10 bis 20cm unter Bodenniveau sind hier die Regel.

Die dritte Gruppe umfasst die 'Sorgenkinder', die trotz Ausastungsschnitt noch nicht 'über'n Berg' sind. Der Frühjahrstrieb war auch 1999 noch sehr dürrtig. Hier haben die Pflanzfehler (i. d. R. 20cm zu tief) besonders nachtragende Wirkung, was auch in den unterdurchschnittlichen Stammumfängen zu Tage tritt. Bei einigen dieser Bäume beginnt bereits die Krone auszukahlen, so dass hier noch mit einigen Totalausfällen gerechnet werden muss.

Table 2

Die Linden der 98er Pflanzung sind insgesamt wüchsiger als die der 96er Pflanzung. 19 von 22 Bäumen machten 1999 einen kräftigen Frühjahrsaustrieb (Gruppe 1+2). Über die Hälfte aller Bäume (Gruppe 1) zeigte sich schon 1988 sehr vital, was wiederum mit guter Standtiefe von durchschnittlich -5cm korreliert. In Gruppe 2 führte der tiefere Stand (mindestens 10cm zu tief) 1998 noch zu einem schwachen Zuwachs, was aber mit Hilfe der Aufastung behoben worden ist. Lediglich drei Bäume (Gruppe 3) zeigte auch 1999 einen vergleichsweise schwachen Frühjahrsaustrieb. Insgesamt haben die Bäume der 98er Pflanzung mit weniger gravierenden Pflanzfehlern zu kämpfen, was, unterstützt durch die vergleichsweise frühe Aufastung, die gute Vitalität erklärt. Allerdings fehlt bei relativ vielen Bäumen bisher ein Leittrieb, so dass hier besonderes Augenmerk auf die Erziehung gelegt werden muss.

Zweiter Wurzelhorizont

Beim Aufgraben der Pflanztiefe sind wir immer wieder auf die anti-geotropisch wachsenden Wurzeln bei zu tief gepflanzten Bäumen gestoßen. Das ist ein bisher nicht beschriebenes Phänomen. Wir deuten dies so, dass der unabsichtliche Pflanzschnitt den Bäumen so viel 'Luft' gelassen hat, dass in dem sandigen Substrat die Wurzeln den oberen Bodenhorizont erwachsen können und nicht auf die mühseligere Bildung eines sekundären Wurzelhorizontes aus dem Stamm angewiesen waren. Mit sorgfältiger Schnittführung auf einen neuen Leittrieb und vorerst, wie durch die diesjährige Aufastung geschehen, reduzierte Blatt- (=Verdunstungs-) Masse wird die Wurzelbildung bestärkt, so dass die Herstellung höher angesetzter Kronen nicht nur unproblematisch, sondern auch der Wüchsigkeit förderlich ist (vgl. Auerswald, B. & Hülsbusch, K.H. 1996).

Tabelle 2: Linden der 98'er Pflanzung Mai-Kartierung (mit Ergänzungen der späteren Kartierungen)

ifd. Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22
Aufnahme Nummer	27	28	31	37	38	40	84	85	87	26	32	39	34	35	36	83	33	25	24	86	30	29
Trieblänge 1998 > 20 cm	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Trieblänge 1999 > 20 cm	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	.	.	.
Trieblänge 1998 < 15cm	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Trieblänge 1999 < 15 cm	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	X
Leittrieb vorhanden (angeschn.)	X	X	X	X	X	X	X	X	X	.	.	.	X	X	X	X	.	.	.	X	.	.
Leittrieb schwach	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.	X	.
Leittrieb fehlt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	.	.	.	.	.	.	X	X	.	.	X
Stand gut	X	X	X	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Stand 5 cm zu tief	.	.	.	.	X	X	X	.	.	X	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X
Stand 10 cm zu tief	.	.	.	.	.	.	.	X	X	.	.	.	X	X	X	.	X	.	.	.	.
Stand 15 cm zu tief	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.	
Stand 20 cm zu tief	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	X	X	X	.	
helles, rauhes Blatt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	X	X	.	.	.	.	X	.	
protzig	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	
chlorotisch	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	.	.	.
Stammumfang in cm	19	18	18	19	18	19	19	20	20	18	19	19	19	19	18	19	17	17	17	17	23	18
Kronenansatz 1998 in cm	220	220	220	220	220	200	210	220	220	210	210	220	220	210	210	220	210	230	210	200	220	220
Aufastungshöhe 1999 in cm	70	80	70	80	70	50	80	60	80	60	80	60	70	70	80	80	70	80	90	100	70	60
Sommerkartierung	C			B						D D B						C C						
Spätherbstkartierung	ok(ok(ok(ok(ok(ok ok ok ok(ok(ok(ok(ok) +												(ok(ok(ok(ok(ok) + (ok)						(ok) + +			
Messung 10/2000																						
Stammumfang in cm	21	19	21	22	21	22	26	26	25	21	22	20	20	20	22	18	19	20	22	26	20	
Zuwachs > 3cm	.	.	.	.	.	.	X	X	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	
Zuwachs < 3cm	X	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	X	.	X	X	.	.	.	X	

Nach der Herbst-/ Winterkartierung stellen wir mit Abschluss des Gutachtens - Anfang Dezember - eine Rechnung über DM 1000,- + MWSt. + Reisekosten. Unser Angebot zur Betreuung einer soliden Probepflanzung, die nach H. Bäuerle's Vorschlag sinniger bei der neuen Sporthalle ausgeführt werden sollte, gilt honorarfrei und ist lehrzweckshalber gedacht, auch für die Gutachter.

Auftragsmodifizierung: weitere Arbeitsschritte

Die Sommerkartierung (3.8.1999)

Im Gutachten zur Kartierung vom Mai 1999 haben wir zur Differenzierung des Auftrages vom 12.4.1999 eine Sommerkartierung zur Vitalitätsprüfung vorgeschlagen, die wir am 3.8.1999 durchgeführt haben. Der seit einigen Wochen sehr warme und trockene Sommer dieses Jahres ist zur Prüfung der Vitalität hervorragend geeignet. Wir waren vom Zustand der Bäume angenehm überrascht.

Sommertriebe - Zuwachs

Bis auf einige wenige Bäume, die sowohl in der Karte wie in der Tabelle markiert sind, haben alle Linden einen gegenüber den Vorjahren mit 50cm und mehr üppigen Sommertrieb zugelegt. Das gilt bis auf die Ausnahmen selbst für deutlich zu tief gepflanzte Bäume. Nach unseren Erfahrungen zur 7000 Eichen-Aktion in Kassel reagieren Linden bei zu tiefer Pflanzung nach begonnener Aufastung ausgesprochen wuchsfreudig und dauerhaft (s. Auerswald, B. & Hülbusch, K.H. 1996), so dass der Bestand jetzt nach Trieb und Üppigkeit wesentlich homogener gedeiht.

Kallusbildung

Das kommt auch in der guten Kallusbildung der Schnittstellen zum Ausdruck. Das Merkmal der Wüchsigkeit ist nicht an allen Schnitten gleichermaßen ausgeprägt, weil der Schnitt vor allem zur Astunterseite zum Astring entweder zu eng oder zu weit geführt wurde, was beim Schnitt selbst oft nicht gesehen werden kann. Jedenfalls ist die Kallusbildung gut und nur bei den schwachwüchsigen Bäumen entweder gering oder völlig ausgesetzt.

Leittriebausbildung

Im Frühjahrsgutachten haben wir die Leittriebe kartiert. Da die Bäume kräftige Zuwächse gemacht haben, sind auch die Kronentriebe entsprechend mitgewachsen. Zur Festlegung der Schnitfführung zum Februar/März 2000 muss zur Novemberkartierung die Vorgehensweise überlegt werden. Bei Bäumen mit angeschnittenen Leittrieben sind häufig mehrere Konkurrenztriebe gleicher Stärke aufgewachsen, so dass eventuell ein Schnitt in der Krone - Entnahme der Konkurrenztriebe und Anschnitt des ausgewählten neuen Leittriebes - angeraten ist. Wir raten hier zur Vorsicht und werden die Vorgehensweise nach dem Laubfall mit Herrn Müller gemeinsam prüfen und verabreden. Bei Bäumen, die ohne Leittrieb kartiert wurden, sind jetzt kopfbaumartige Buschkronen gewachsen. Hier ist die gezielte Förderung eines Triebes und die Entnahme konkurrierender Triebe wohl unvermeidlich und eventuell durch Stäbung zu unterstützen.

Stammknospen

Die Entfernung spontaner Stammknospen, die wegen zu später Entnahme der Stammgarnierung in der Baumschule an den alten Schnittstellen besonders reich auftreten, ist sorgfältig durchgeführt worden und erfolgreich. Das Ausbrechen spontaner Stammknospen muss sicher im nächsten Jahr fortgesetzt und über den Sommer nachgehalten werden. Wir würden empfehlen noch in diesem Jahr Ende August / Anfang September die jetzt noch gebildeten Knospen auszubrechen.

Schwachwüchsige und gilbende Linden

Die Sommerkartierung bestätigt im wesentlichen die Ergebnisse und Beobachtungen der Mai-Kartierung (die Ergebnisse der Sommerkartierung sind in Tabelle der Mai-Kartierung nachgetragen worden und dort mit abgebildet). Bäume, die im Hochsommer durch vorzeitige Herbstfärbung, fehlenden Zuwachs und/oder fehlenden Leittrieb

Linden der 96'er Pflanzung nach Vitalitätstypen der Winterkartierung sortiert

lfd. Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46												
Aufnahme Nummer	93	94	96	101	95	4	19	5	11	18	12	81	92	60	61	104	105	14	44	78	72	43	82	80	79	76	57	13	99	100	55	50	49	48	54	75	53	47	106	73	91	45	46	51	58	42												
Vitalitätstyp ok	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X									
2 Äste abnehmen	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X									
aufasten						
Vitalitätstyp (ok)						
Vitalitätstyp (+)					
Vitalitätstyp + Neupflanzung					
Trieblänge 1999 > 15 cm	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X								
Trieblänge 1999 ca 10 cm			
Trieblänge 1999 ca 5 cm			
Trieblänge 1998 > 15 cm	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X							
Trieblänge 1998 ca 10 cm			
Trieblänge 1998 ca 5 cm			
Leittrieb durchgehend	X	X	X	X	X				
Leittrieb angeschnitten				
Leittrieb fehlend			
Stand gut	X	X	.	.	X				
Stand 5 cm zu tief	.	.	X	X	.	X				
Stand 10 cm zu tief	.	.	.	X	.	X	X	X	X			
Stand 15 cm zu tief	X			
Stand 20 cm zu tief	X	X			
protzig	X	X	.	.	X	X	.	X	X				
hängende Provinienz			
ausgekahlte Krone				
Rindenbeschädigung				
chlorotisch				
kleinblättrig			
Stammumfang in cm	27	24	27	25	27	27	26	25	25	25	26	27	27	25	26	28	25	25	22	24	25	23	25	27	23	24	25	25	26	26	26	23	25	26	23	22	27	26	28	27	23	22	21	22	26	24	25	24	25	24	25	24	25					
Kronensatz 1998 in cm	79	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75	75						
Aufastungshöhe 1999 in	90	80	80	60	100	80	90	60	90	80	90	60	90	60	100	50	60	90	60	70	70	60	90	80	70	70	80	90	90	70	60	70	70	70	60	90	80	60	60	60	50	100	90	80	70	70	70	70	70	70	70	70	70					
Sommerkartierung																																																										

aus dem Rahmen fallen, gehörten i.d.R. schon im Mai zu den 'Sorgenkindern'. So finden wir die im August kümmernden und gilbenden Linden in der Tabelle vor allem dort, wo schon in der Frühjahrs-Kartierung die schwächsten Bäume versammelt wurden. Die in der Sommerkartierung vermerkten Bäume sind in vier Gruppen zu gliedern (die Buchstaben entsprechen der Signatur in der Tabelle):

- A:** Bäume mit gutem Sommertrieb 1999, gutem Leittrieb, aber gelbem Laub. Hier wäre die Vitalität im nächsten Jahr abzuwarten.
- B:** Bäume mit gutem Sommertrieb 1999, aber fehlendem Leittrieb ('Buschkronen'). Hier ist - wie erwähnt - mit einem Schnitt in der Krone ein Leittrieb zu fördern.
- C:** Bäume mit schwachem Sommertrieb 1999 und schwachem oder fehlendem Leittrieb. Auch hier ist es ratsam den Leittrieb zu fördern und darüber hinaus die Vitalität im nächsten Standjahr abzuwarten.
- D:** Bäume ohne Sommerzuwachs, mit kleinen Kronen und deutlicher Herbstfärbung. Diese Bäume sollten ersetzt werden.

Eichen und Eschen

Kurz wollen wir auf den hervorragenden Zustand der Eichen nach der Aufastung und den Stammtriebentnahmen hinweisen. Auch bei den Eschen ist der Zustand nach

Triebzuwachs in diesem Jahr noch gering sind und erst im nächsten Jahr zulegen werden.

Schlusswort

Solche durchaus akademischen Recherchen und Schreiben werden oft für unnötig befunden. Es ist aber doch so, dass sorgfältige Aufnahmen die Aufmerksamkeit pflegen und damit gleichzeitig den Sinn der Arbeit nachhalten und prüfen wie Erfahrung ansammeln im Gegensatz zu praxologisch angenommenen Selbstverständlichkeiten, die tendenziell illusionistisch sind. In der Gemüsegärtnerei sind Ertrag und Verkaufsertrag praktische Beweise der Arbeit. In der Landschaftsgärtnerei müssen die Erträge explizit reflektiert werden, damit die Gärtnerei verständlich wird und bleibt.

Die Spätherbstkartierung (6.12.1999)

Die Spätkartierung lt. Differenzierung des Auftrages im Gutachten vom 18.5.1999 hat den Auftrag, den Sommerzuwachs und die Kronenausbildung für Schnitt- und Aufastungsgänge im Febr./März 2000 zu erkunden und Hinweise zu geben. Diese Hinweise werden nach der Nummerierung aus der Erstkartierung aufgelistet, damit vor Ort die Durchführung der Arbeit erleichtert wird und von Baum zu Baum gegangen werden kann. Die an die Bäume gehängten Nummern sind zutreffend und haben auch uns die Orientierung bei der Nachkartierung wesentlich erleichtert. Gleichzeitig haben wir die aktuellen Typisierungen des Zustandes und der empfohlenen Fertigstellungspflege für das Jahr 2000 in die Tabellen eingetragen, damit die Ergebnisse der Frühjahrs- und Sommerkartierung vergleichbar werden. Eine Stammzuwachs-messung zur quantitativen Prüfung ist, wenn man Vergleichsmengen erhalten will, erst im Mai 2000 möglich (s. Burg, B. & Hülbusch, K.H. 1996: 205).

Leittriebausbildung

Die Hinweise zur Schnittführung sind auf die Herstellung von Kronenbäumen abgestimmt. Informell wurde mitgeteilt, dass der Auftraggeber den Empfehlungen aus dem Gutachten vom 18.5.1999 zugestimmt hat.

Kartierergebnisse / Signaturen

Wüchsigkeit / Vitalität

Die vier Vitalitätsstufen sind vereinfacht. Gut zugewachsene Bäume, wobei viele davon mit Zuwächsen von z.T. über 1m ausgesprochen gut auf die Frühjahrsaufastung und den Leittriebanschnitt reagiert haben, haben die Signatur **ok** in der Liste wie auch in der Tabellenergänzung erhalten. Bäume mit gutem aber schwächeren Zuwachs, der z.T. mit dem Indiz relativ üppigen Fruchtansatzes gekoppelt ist, erhalten die Signatur (**ok**) .

Von 101 Bäumen - abgezogen sind 7 neu gepflanzte - müssen 13 Bäume in die Kategorie geringe Vitalität eingeordnet werden. Bäume, die, wenn auch nur mit viel 'Zuspruch' eventuell noch ins Wachsen kommen könnten, haben die Signatur (+) erhalten. In der Liste wie der Tabelle mit + signiert sind Bäume, die noch im Winter oder Spätwinter ersetzt werden sollten. Das sind 5 Bäume. Darin sind drei nach der Kartierung vom 3.8.1999 zum Ersatz vorgeschlagene Bäume enthalten.

Bereits ersetzte Bäume sind in der Tabelle mit 'neu' signiert.

Tabelle 4: Linden der 98'er Pflanzung nach Vitalitätstypen der Winterkartierung sortiert

lfd. Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	
Aufnahme Nummer	40	84	85	83	27	28	31	37	38	87	26	32	34	35	36	33	24	86	39	25	30	29	
Vitalitätstypen: ok	X	X	X	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
(ok)	.	.	.	.	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	.	.	.	.
+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	X	X
Trieblänge 1998 > 20 cm	X	X	X	.	X	X	X	X	X	X	X	X	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.
Trieblänge 1999 > 20 cm	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	.	.	
Trieblänge 1998 < 15 cm	.	.	.	X	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	X	X	X	X	.	X	X	X
Trieblänge 1999 < 15 cm	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	X	X
Leittrieb vorhanden (angeschn.)	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	.	.	X	X	X	.	.	X	.	.	.	.
Leittrieb schwach	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.	.	X	.	.	.	.	X	.
Leittrieb fehlt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.	.	X	.	X	X	.	X
Stand gut	.	.	.	.	X	X	X	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Stand 5 cm zu tief	X	X	.	.	.	.	.	.	X	.	.	X	.	.	.	.	.	.	X	.	.	X
Stand 10 cm zu tief	.	.	X	.	.	.	.	.	.	X	.	.	X	X	X	X	.	.	.	.	.	.
Stand 15 cm zu tief	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.
Stand 20 cm zu tief	.	.	.	X	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	.	.	X	.
helles, rauhes Blatt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	X	.	.	.	X	.	X	.
protzig	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.
chlorotisch	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	X	.	.	X	.	.
Stammumfang in cm	19	19	20	19	19	18	18	19	18	20	18	19	19	19	18	17	17	17	19	17	23	18	
Kronensatz 1998 in cm	200	210	220	220	220	220	220	220	220	220	210	210	220	210	210	210	210	200	220	230	220	220	
Aufastungshöhe 1999 in cm	50	80	60	80	70	80	70	80	70	80	60	80	70	70	80	70	90	100	60	80	70	60	
Sommerkartierung					C					B									D	B			
																					D	C	C

Regeln der Aufastungsarbeiten

Für Ende Februar / März 2000 sind folgende Aufastungen und Schnitte durchzuführen. In der Liste sind gleichzeitig Zustands- und Vitalitätskartierung sowie Arbeitshinweise je Baum aufgeführt. Es gibt generell zwar Übereinstimmungen zwischen Vitalität und Schnittführung. Da aber Abweichungen vorkommen und die Arbeitshinweise erklärt/erörtert werden sollen, werden sie hier ausgeführt:

2 Äste abnehmen: Ganz vorsichtige Aufastung, die höchstens 25% der Krone entfernt. Diese Regel gilt für alle zuwachsstarken Bäume, um eine noch üppigere Ausbildung spontaner Stammknospen nicht zusätzlich zu 'fördern'. Diese Vorsicht gilt für fast alle Bäume, die **ok** signiert sind.

Aufasten: Schwach wüchsige Bäume können zur Förderung des Triebzuwachses einerseits und der Wurzelstärkung andererseits üppiger - bis zu 50% Entnahme - aufgeastet werden. Vornehmlich fallen darunter Bäume, die mit schwächerem Zuwachs (**ok**) und (+) gekennzeichnet sind.

□ **Lindenkartierung in Stendal am 6.12.1999**

Nummer	Arbeitshinweise	Vitalitätstyp	Nummer	Arbeitshinweise	Vitalitätstyp
1	aufgeastet / Leittriebanschnitt fehlt	+	54	2 Äste abnehmen	ok
2	aufgeastet / Leittriebanschnitt fehlt	(ok)	55	Aufasten	ok
3	aufgeastet / zwei weitere Äste aufasten	(+)	56	neu gepflanzt	
	Notiz: bis auf Anschnitte des Leittriebes sollten in der Krone keine Schnitte durchgeführt werden		o. Nr.	neu gepflanzt	
4	2 Äste abnehmen	ok	57	2 Äste abnehmen	ok
5	2 Äste abnehmen	ok	58	Aufasten	ok
6	Aufasten	(ok)	59	neu gepflanzt (Leittrieb viel zu lang)	
7	Aufasten	(ok)	60	2 Äste abnehmen	ok
8	Aufasten	(ok)	61	2 Äste abnehmen	ok
9	Aufasten	(ok)	62	Aufasten	(ok)
10	Aufasten (wurde bisher wegen schlechter Vitalität nicht kartiert)	(+)	63	Aufasten	(ok)
			64	Aufasten	(+)
			65	neu gepflanzt	
11	2 Äste abnehmen	ok	66	Aufasten	(ok)
12	2 Äste abnehmen	ok	67	neu gepflanzt (Leittrieb viel zu lang)	
13	Aufasten	ok	68	neu gepflanzt (Leittrieb viel zu lang)	
14	Aufasten	ok	69	Aufasten	(+)
15	Aufasten	(ok)	70	Aufasten	(ok)
16	Aufasten	(ok)	71	Aufasten	(ok)
17	Aufasten / Leittrieb anschneiden	(ok)	72	2 Äste abnehmen	ok
18	2 Äste abnehmen	ok	73	2 Äste abnehmen	ok
19	2 Äste abnehmen	ok	74	Aufasten	(ok)
20	Aufast./Leittrieb anschneid. auf 2. Quirl v. oben	(ok)	75	2 Äste abnehmen	ok
21	Aufasten / Leittrieb anschneiden	(ok)	76	2 Äste abnehmen	ok
22	Aufasten	(ok)	77	Aufasten	(ok)
23	Aufasten	(ok+)	78	2 Äste abnehmen	ok
24	Aufasten	(ok)	79	2 Äste abnehmen	ok
25	Ersetzen	+	80	2 Äste abnehmen	ok
26	Aufasten	(ok)	81	2 Äste abnehmen	ok
27	Aufasten	(ok)	82	2 Äste abnehmen	ok
28	Aufasten	(ok)	83	Aufasten	ok
29	Ersetzen	+	84	Aufasten	ok
30	Ersetzen	+	85	2 Äste abnehmen	ok
31	2 Äste abnehmen/Leittrieb anschneiden	(ok)	86	Aufasten / Leittrieb anschneiden (mittlerer Trieb auf 2 Augen; Konkurrenztriebe entfernen)	(ok)
32	Aufasten	(ok)	87	Aufasten / Leittrieb anschneiden	(ok)
33	Aufasten	(ok)	88	Aufasten	(+)
34	Aufasten	(ok)	89	neu gepflanzt	
35	Aufasten	(ok)	90	2 Äste abnehmen	(ok)
36	Aufasten	(ok)	91	2 Äste abnehmen	ok
37	Aufasten	(ok)	92	2 Äste abnehmen	ok
38	Aufasten / Leittrieb anschneiden	(ok)	93	2 Äste abnehmen	ok
39	Ersetzen	+	94	2 Äste abnehmen	ok
40	Aufasten	ok	95	2 Äste abnehmen	ok
41	neu gepflanzt		96	2 Äste abnehmen	ok
42	Aufasten	ok	97	Aufasten / Leittrieb anschneiden	(+)
43	Aufasten / Leittrieb anschneiden	ok	98	Aufasten / Leittrieb anschneiden	(+)
44	Aufasten	ok	99	2 Äste abnehmen	ok
45	Aufasten	ok	100	2 Äste abnehmen	ok
46	Aufasten	ok	101	2 Äste abnehmen	ok
47	Aufasten	ok	102	Aufasten	(ok)
48	2 Äste abnehmen	ok	103	Aufasten	(ok)
49	2 Äste abnehmen	ok	104	2 Äste abnehmen	ok
50	2 Äste abnehmen	ok	105	2 Äste abnehmen	ok
51	2 Äste abnehmen	ok	106	2 Äste abnehmen	ok
52	Aufasten	(ok)	107	Aufasten	(ok)
53	2 Äste abnehmen	ok	108	Aufasten / Leittrieb anschneiden	(+)

Leittrieb anschneiden: Die Überlegungen zur Leittriebausbildung (Sommerkartierung) und der daraus abzuleitenden Schnittführung auf einen neuen Leittrieb sind relativiert worden, da viele Linden noch einen üppigen Hochsommertrieb zugelegt haben. 11 Bäume, meist (ok), haben keinen definitiven Leittrieb ausgebildet. Bei diesen Bäumen muss in der Regel von oben bis zum 2. oder 3. Astansatz heruntergegangen werden, ein Trieb mit guter Stellung auf 2 Augen zurückgenommen und direkt benachbarte Konkurrenztriebe voll entnommen werden. Sonst darf nur aufgeastet werden. Jedenfalls ist jeder Schnitt in der Krone zu unterlassen.

Zum Schnitt in der Krone

Jeder Schnitt in die Krone kann nicht erklärt werden, weil bei Laubbäumen der Schnitt keine geprüften Argumente und Absichten vortragen kann. Wenn also geschnitten wird, werden Vorbilder aus dem Obstbau und der Schnitt auf Fruchttrieb übernommen. Obwohl alle Gartenämter diese an Stadtbäumen, besonders beliebt bei Linden, immer wieder zur Besichtigung offerieren, tragen die Bäume weder Äpfel noch Birnen. Nur die Aufastung und - wenn unbedingt nötig - der explizite Schnitt auf die Leittriebausbildung sind erfolversprechend. G. Moes wies zum Notizbuch 38 der Kasseler Schule bzw. zum Gutachten des Pflegezustandes der Beuys-Bäume in Kassel (Burg, B. & Granda Alonso, E.Ma. 1996) darauf hin, dass zeitige Aufastung für die Fertigstellungspflege (s. Granda Alonso, E.Ma & Hülbusch, K.H. 1996) von vornherein 'Korrekturen' in der Krone bzw. dem Leittrieb unnötig mache, weil Bäume auch einen pflegebedingten Phänotyp ausbilden. Z.B. sind die sehr stark ausgebildeten Äste der ok / (ok)-Linden pflegebedingt, weil keine kontinuierliche Aufastung erfolgte. Wenn sie jetzt entnommen werden, fördert dies die spontane Stammknospenbildung. Also muss die Aufastung verzögert durchgeführt werden.

Ergänzungen und Gedanken nach Fertigstellung des Gutachtens

Zur Dezemberkartierung ist eine Liste mit lfd.Nr. für die Spätwinteraufastung 2000 aufgenommen und aufgeführt worden. Diese Liste folgt der Arbeit bei der Aufnahme und bei der Aufastung. Unabhängig von dieser praktischen und für die Kartierung wie Aufastung notwendigen Vorgehensweise fehlt eine Typisierung des Kartierergebnisses und ein Vergleich, eine Prüfung auf Übereinstimmungen bzw. Unterschiede zu den Zustandstypen der Maikartierung. Hier wird deshalb ein Vergleich angestellt, in dem die Ergebnisse der Maikartierung den Wuchs- und Zustandstypen der Dezemberkartierung untergeordnet werden.

Vergleich: Dezember- Maikartierung

In Tab. 3 und 4 sind die Bäume nach den Vitalitätstypen der Winterkartierung geordnet. Eine Koinzidenz zwischen den Zustandstypen der Winterkartierung und den Wuchstypen nach dem Frühjahrstrieb zur Maikartierung ist unübersehbar. So gehören 60% des Zustandstyps 'ok' schon zu den Stars der Frühjahrskartierung (Trieb länge > 15cm), während bei den '(ok)-Bäumen nur ein Anteil von 40% und bei den '(+)-Bäumen von 30% auftreten. Schon diese Zahlen weisen darauf hin, dass die

Aufastung im März 1999 einen üppigen Sommer- und Hochsommertrieb, der zur Kartierung Anfang Mai noch nicht übersehbar war, bewirkte. So stehen zur Winterkartierung viele Bäume besser da, was im Vorrücken in vitalere Kategorien oder in der Ausbildung von neuen Leittrieben zum Ausdruck kommt. Der Bestand ist insgesamt im Hinblick auf Vitalität und Zustand/Habitus homogener geworden. Zur Maikartierung ist eine Koinzidenz zwischen Triebwachstum und zu tiefer Pflanzung bezeichnend. Geringer Triebzuwachs im Mai 1999 korrespondiert ausgeprägt mit tiefer Pflanzung. Bei den Zustandstypen der Dezemberkartierung ist diese Bindung nicht mehr so ausgeprägt, wenn auch im Typ '(ok)' relativ mehr zu tief gepflanzte Bäume versammelt sind.

Von den Wachstumstypen der Maikartierung finden wir jetzt eine Verteilung auf die Zustandstypen:

41 Stck. / 15cm Trieb -	28 Stck. = 70 % ok
	9 Stck. = 20% (ok)
	2 Stck. = 5% (+)
	2 Stck. = 5% +
25 Stck. / 10cm Trieb -	10 Stck. = 40% ok
	8 Stck. = 32% (ok)
	4 Stck. = 16% (+)
	3 Stck. = 12% +
14 Stck. / 5cm Trieb -	7 Stck. = 50% ok
	6 Stck. = 43% (ok)
	1 Stck. = 7% (+)

Bei den 1999 15 cm-triebigen Bäumen ist der Stand beibehalten und für die weitere Pflege in 'vorsichtig' und 'stärker' Aufasten unterschieden worden. Bei 10 bis 5cm -triebigen Bäumen ist eine deutliche Vitalitätszunahme bei i.d.R. zu tiefer Pflanzung festzustellen. Bäume dieser Kategorien wiesen im Jahr 1998 alle ein Triebwachstum von unter 5cm auf. D.h., für 1998 können 50% von 80 Bäumen als vergreist oder vergreisend bezeichnet werden. Ende der Vegetationsperiode 1999 dagegen sind knapp 90% der Bäume vital und wüchsig. Dafür sei eine kleine Rechnung (schematisch) angeführt, die den Gedanken der 'StadtbaumSchule' - erpflegen statt einkaufen - bestärkt:

Einkauf lt. Katalog für 16/18"	ca 500,- DM
Pflanzkosten	ca 100,- DM
Zuwachs von 3 Baumschulgrößen in drei Standjahren	<u>ca 200,- DM</u>
Wert/Kosten je Baum 1998:	800,- DM
Gesamtwert	30 x 800,- DM = <u>24000,- DM</u>

D.h., die 'nachtragende Fertigstellungspflege (Aufastung März 1999) hat einen Wert von mindestens 24000,- DM, der die Homogenität der Pflanzung, die Klärung der Baumform etc., etc. unberücksichtigt lässt.

Die 1998 gepflanzten Linden (s. Tab. 4) enthalten eine deutlichere Übereinstimmung von Mai- und Dezembertypisierung. Das ist nicht weiter verwunderlich, weil die Bäume noch im Nährstoffvorrat aus der Baumschule standen, wesentlich sorgfältiger gepflanzt waren und noch nicht in der Vergreisungsphase standen. Die Aufastung hat

die Stabilisierung bestärkt aber keine Veränderungen bewirkt - klar. Die Qualitätsmängel - z.B. fehlender Leittrieb, Vitalität etc. - sind Mängel des Pflanzgutes und nicht der Pflanzung und Pflege. Aber diese Pflanzung ist Beispiel für die 'Stadtbaumschule', deren Arbeit mit geringen Kosten und hohen Erträgen 'belohnt' wird (Granda Alonso, E.Ma & Hülbusch, K.H. 1996).

Regeln

Nachholende Fertigstellungspflege sollte sowohl zur Beweissicherung, wie zur Ertragsprüfung vor irgendwelchen Arbeitsschritten im Februar/März durch eine Kartierung vorbereitet werden. Dabei sind die Merkmale während der Kartierung durch Wiederholung für die zuverlässige Ansprache über alle Gegenstände zu sichern. Eine - wie in diesem Falle - nachträgliche Kartierung hat nicht nur die Auswirkung des 'Aufastens' ohne Kenntnis des Vorzustandes als Zustand aufzunehmen. Sie wird durch die Belaubung erschwert und unsicherer in der Ansprache. So ist z.B. der vorjährige Fruchtansatz, bei so jungen Bäumen ein Zeichen für geminderte Vitalität, nicht mehr zu erkennen. Der Spätwinterkartierung vor der Aufastung sollten die drei hier vorgestellten Kartierungen im Sinne von Nachkartierungen folgen und mit einer zum Vergleich angestellten Umfangmessung ein Jahr nach der 1. Messung, hier also wieder Mitte Mai, abgeschlossen und womöglich im Sommer noch durch eine kurssrische Vitalitätsbeobachtung ergänzt werden, die hier mit der Zuwachsmessung zusammenfällt.

Resümee

Bestätigt wurde die Erfahrung, dass Pflanzfehler (zu tiefe Pflanzung) durch Aufastung z.T. kompensiert werden und bei Linden das Wurzelwachstum und damit die Wasserversorgung begünstigen. Die Aufgrabungen der Pflanzhöhe haben allerdings auch gezeigt, dass Linden z.B. im Gegensatz zu Kastanien keinen neuen Wurzelhorizont ausbilden sondern vom ursprünglichen Wurzelansatz ausgehende oberflächennahe Wurzeln ausbilden, zumindest bei dem aufgetragenen sandig-kiesigen Substrat (vgl. auch Protze, K. 1996: 193). Die Beobachtung von vielen Linden ohne Leittriebbildung bei Schnitt auf einen untergeordneten Nebenast, die bei der Kartierung Anfang August kartiert wurde, ist offensichtlich belanglos, weil die Linde mit einem Sommertrieb bis mindestens Ende September in der Belaubung unsichtbare Langtriebe wachsen lässt. D.h. aber auch, dass der Schnitt auf 'Fähnchen' unnötig und der Schnitt auf eine Knospe des Seitentriebes wirksamer ist.

Die Neigung zu spontanen Stammtrieben, die bei der Linde besonders ausgeprägt ist, muss nach Aufastungen (besonders nach verspäteten) durch zeitiges Ausbrechen der Knospen oder jungen Triebe dauerhaft reduziert werden. Der Kauf von Bäumen, bei denen die Stammbildung und die Entnahme der Stammgarnitur fürs üppigere Dickenwachstum in der Baumschule sehr spät erfolgt, sollte vermieden werden. Wenn der Stamm nicht glatt ist und die Schnittstellen nur unvollkommen verindet sind, wird der Aufwand des Ausbrechens der spontanen Stammknospen über mehrere Jahre notwendig und unnötig groß. Solche Bäume, die zunächst in Richtung Heister erzogen wurden, werden i.d.R. erst bei Überständigkeit zu Alleebäumen ge-

* Es wurde Drahtballenware gepflanzt - eine völlig unnötige und teure Vorsichtsmaßnahme.

trimmt. Ein Zeichen für diesen Schluss sind die ungewöhnlich dicken Äste des unteren Astkranzes, dessen Entnahme schon bei diesen jungen Bäumen zur Bildung einer 'Prinzenrolle' (Hülbusch, K.H. 1996: 165ff) führt. Der Auswahl der Bäume nach den Merkmalen möglichst dünner und waagrecht angesetzter Seitenäste (Granda Alonso, E.Ma & Hülbusch, K.H. 1996: 237) ohne Zwiesel muss die Stammverringung hinzugefügt werden.

Konzentrierte Arbeit

Kartierung und Auswertung, Einsicht, Darstellung und Textdramaturgie wurden immer konzentriert in kurzer Zeit durchgeführt, damit die Erinnerung noch frisch verarbeitet werden kann. Wieder Zuhause wurden sofort Tabellen und Texte bearbeitet, weil nach längerer Zeitdistanz die Herstellung der Erinnerung trotz guter Arbeitsnotizen viel Zeit 'kostet'. Dabei fällt uns ein, dass die Zeitrechnung richtig und falsch ist. Für den Auftrag in der ursprünglichen Fassung, der unserem Angebot folgt, ist die Arbeitsmenge auf 8 Tage zu berechnen. Das hat zur Folge, dass das Honorar nicht 30,- DM/Std. sondern 60,- DM/Std. ohne Nebenkosten beträgt. Die Differenzierung des Auftrages und die Mehrarbeit galt der Versicherung und Routine des Auftrages. Darin liegt das Interesse an der Qualifizierung und Versiertheit der Arbeit, die als Fort- und Weiterbildung gerechnet werden muss. Dazu gehören auch die 'Spaziergänge' in Stendal, durch die Stadt, die Bäume, über Friedhöfe, weil ohne Übung der Kenntnisse und ergänzender Sammlung keine Routine hergestellt und behalten werden kann. Diese Erkundungen dienen der Beobachtung und Sammlung von Beispielen und Vorbildern (s. Böse, H. 1986/1989; Mehli, R. 1992). Wenn die Aufrechterhaltung der Arbeitsfähigkeit, die so unnötig und dusselig von den Propagandisten der Reaktion zum 'lebenslangen Lernen' stilisiert wird, nicht nebenher in der Arbeit möglich ist, wird eine permanente Bedrohung und die 'Institutionalisierung der Notstandshaltung' (Kuhle, D. 1999) etabliert. Die technische Modernisierung soll die Zerrüttung kaschieren, während die Notstandssituation spielerisch kaschiert wird (s. Muschg, A. 1985/1988: 57ff) oder mit Giono (1963/1989: 59ff) gesprochen mit Verheißungen auf die Zukunft heuchlerisch Zustimmung erzwingt:

"Das, welches am schönsten zu sein scheint und die größten Blutbäder anrichtet, heißt 'Das Glück der zukünftigen Generationen'".

Modernisierung und Entwicklung sind Metaphern für

"Die katastrophische Produktion, die (nicht) außer Kraft gesetzt werden (kann), indem wir ihre destruktiven Folgen nach außen lenken und uns selbst bewahren, ..."
(Bergfleth, G. 1985: 87).

Diese Selbstbewahrung ist allerdings auf Orthodoxie und hinter modernistischen Floskeln versteckter Verwahrlosung, die psychologisch unfähig macht, aufbewahrt. Mut ist eine Antwort gegen erfundene Bedrohung (s. AG Freiraum und Vegetation 1997).

Aufträge - Texte

Auf die Frage einer Kollegin, wie so viel Zeit fürs Schreiben verfügbar sei, fällt im ersten Moment keine plausible Antwort ein. Darüber nachgedacht, bleibt zu konstatieren, dass dies nur geht, wenn jede Arbeit und Gelegenheit zu einem Gespräch mit

dem Wissen und der Profession genutzt wird, also tendenziell im Sinne einer Studien- oder Diplomarbeit geführt wird.

"Anders gesagt (...) ist in meinem Geist die gesamte Disziplin (...) unsichtbar präsent - sozusagen als stiller Partner in der Situation. Als ausgebildeter Soziologe (Landschaftsplanerin; Erg. d. Verf.) kann ich mich eines großen Wissensgutes bedienen, ohne es explizit Schritt für Schritt heranzuziehen. Mit anderen Worten, der ganzen Wissensvorrat steht mir zur Verfügung" (Berger, P.L. & Kellner, H. 1984: 30).

Bei objektplanerischer Arbeit gerät die Reflexion des Hintergrundes leicht in Vergessenheit, weil der konkretistische Anlass despotisch der sprachlosen Geschmacksfrage zum 'Gespräch' dient. Auch unser Gutachten kann spröde genannt werden, weil viele Gedanken und Überlegungen darin nur angedeutet sind. Vor- und Nachwort zum ungeschönten Gutachten, den gegenständlichen Fragen und der anstehenden Vorgehensweise gewidmet, sind im Text enthalten aber nicht ausformuliert. Diese Nachkarte ist vorbereitet und der Unterscheidung zwischen Verfahren und Methode gewidmet. Wenn wir den Stammtisch der AG Freiraum und Vegetation (18.2.2000) für uns zur Prüfung der Arbeit einführten (anbieten), dann dient dies der Reflexion der Arbeit durch die Mitteilung, das professionelle Gespräch, das wir vornehmlich dem Prinzip und nicht dem spröden Material gewidmet haben.

Und?

Wenn wir in die Städte, Siedlungen, Baustellen sehen, können wir konstatieren, dass mangelndes Sach- und Handwerkswissen korrespondiert mit der Unfähigkeit, den Sinn, die Absicht und die begründete Überlegung zu erklären:

"Neue Möbelformen sind ausnahmslos hässlich, alte nahezu ausnahmslos bewundernswert; man findet an ihnen Maße und Kurven, die vollkommen anmuten; während ich nicht glaube, dass es irgendwo eine neu erfundene Kurve gibt, die auch nur erträglich wäre. Das heißt indes nicht, dass die Handwerker früher besser gewesen wären. Nur das Beste ist erhalten geblieben; alles andere ist verkommen; und das Beste einer jeden Zeit ist immer aus der Nachahmung der bereits vorhandenen Formen entstanden. Man erfand, indem man nachahmte" (Alain 1912/1985: 43).

Der Hang zum Neuen ist tendenziell infantil und professionell wie handwerklich ungekonnt, nicht laienhaft sondern von Sprüchen garnierter Ausdruck der Unfähigkeit oder unverbesserlicher Verantwortungslosigkeit. Die Frage von Hard und Pirner (1985), warum Gestalter die Werke ihrer Fehler niemals zur Kenntnis nehmen, macht jedes Gespräch obsolet, weil ohne Prüfung - 'seht, das alles habt ihr gesprochen' (Büchner/Danton: s. Böse, H. et al. 1981) - , und das setzt immer eine Erkenntnis voraus, kein Gespräch möglich werden kann. Die militante Wiederholung zufälliger Handlungen ist Ausdruck der Unfähigkeit, erwachsen zu werden, die bezahlte Praxologie über die Einsicht zu stellen, die den Unterhalt auch ohne Betrug möglich macht.

"Eine Handlung und ihre Folgen müssen in der Erkenntnis (Einsicht) miteinander in Verbindung gebracht werden. Erst durch dieses Verhältnis gibt es einen Sinn. Es zu erfassen, ist der Gegenstand aller Intelligenz. Tragweite und Inhalt der Beziehungen bestimmen die inhaltliche Bedeutung einer Erfahrung. Die von einem Kind gemachte Erfahrung mag zwar intensiv sein, da ihr aber der Hintergrund vorangegangener Erfahrung fehlt, werden die Beziehungen zwischen passivem Erleben und aktivem Tun nur oberflächlich wahrgenommen" (Dewey, J. 1934/1988: 57).

Alle Überlegungen zur Ungebildetheit der Entwerfer sind unnötig,.....

Lehrzweckshalber (25.10.00)

Was eine Arbeit nachhält, kann nur im Hinblick auf die Prognose, die aus der Vergangenheit begründet wird, geprüft werden. Projektive 'Nachhaltigkeit' ist dagegen eine Verheißung nach modischem Dünkel, der propagandistisch der begriffsgläubigen Befindlichkeit huldigt. So erfährt man allerdings nichts über die tatsächliche Arbeit, deren Folgen und Schlussfolgerungen. Jeder Auftrag ist in gewissem Sinne eine 'Forschung' ohne Nullparzelle, Variation und Wiederholungen, weil die Erwartung an den Handwerker nicht die experimentelle Unverbindlichkeit sondern ein zutreffender Rat ist. Die Prüfung erfolgt nach dem gegenwärtigen Zuwachs und Zustand der Linden als Indiz des Sinnes vorangegangener Arbeit. Diese geradezu simplen Merkmale - Stammumfang, Trieb- und Leittriebzuwachs sowie Fruchtausbildung - sind gegenüber aufgeblähten Techniken völlig ausreichend zur Ertragsbestimmung und in weiteren Jahren leicht zu vervollständigen, weil die erste Aufnahme vom Mai 1999 den dauernden Vergleich vorhergesehen hat und möglich macht. (Wir betrachten vornehmlich die im Frühjahr 1996 gepflanzten Linden).

Stammumfang

Mit Stammumfang 16/18 sind die Linden 1996 im Frühjahr gepflanzt worden (Tab. 1). Sie hätten der empirisch ermittelten Zuwachsrate (Granda Alonso, E.Ma 1996a) je Jahr eine Baumschulqualität zuwachsen können und im Frühjahr 1999 einen Stammumfang von 25/30cm vorweisen sollen. Im Schnitt lag der Stammumfang jedoch bei unter 25cm. Der stagnierende Zuwachs kam weiter in den geringen Triebzuwächsen und in einem üppigen Blüten- /Fruchtansatz zum Ausdruck. Zur Kartierung im Mai 1999 standen die Bäume, selbst die protzigen Individuen, im Stadium der Vergreisung alter Bäume. Da wir eine Stammdickenkartierung im Dezember 1999 vergessen habe - ärgerlich - können wir jetzt nur feststellen, dass die Bäume wieder ein Dickenwachstum zeigen, im Durchschnitt von insgesamt 4cm Stammumfang. Das ist nicht üppig*, zeigt aber, dass die Bäume wieder wachsen. Der Zuwachs von Ø 24,5cm auf Ø 28cm Stammumfang geht durch alle kartierten Zustandstypen und Pflanzfehlerquellen. Lediglich die Bäume, bei denen der schwache Triebzuwachs offensichtlich nicht das alleinige Ergebnis von Pflanzfehlern ist (s. Tab. 1, lfd Nr. 43-54; Tab. 2, Gruppe 2), wuchsen deutlich unterdurchschnittlich zu. Das erhärtet die Behauptung, dass eine umstandslos regelhafte Herstellungs- und Fertigstellungspflege der Baumpflanzungen Pflanzfehler ausbügeln kann (Granda Alonso, E.Ma. & Hülbusch, K.H., 1996), aus der Baumschule 'mitgebrachte' schlechte Vitalität aber nicht heilt.

Trieb- und Leittriebzuwachs

Die Aufastung mit Leittriebanschnitt im Frühjahr 1999 und die Fortführung nach den Arbeitshinweisen vom 6.12.1999 im Frühjahr 2000 haben dem vergreisten Einkaufszustand der Bäume etwa 40-70% der Krone entnommen, damit der Kronenansatz von 2m auf mindestens 4m angehoben werden kann und der bei der Pflanzung ge-

* Der insgesamt eher schwache Zuwachs hängt wahrscheinlich auch mit dem hageren Sandboden zusammen. Das legt zumindest Tabelle 2 nahe, bei der vier der fünf in einem Pflanzbeet mit reichere Substrat und Rindenmulch stehenden Bäume überdurchschnittliche Stammzuwächse zeigen.

kappte Leittrieb neu ausgebildet wird. Bis auf wenige Ausnahmen sind die Leittriebe in den zwei Vegetationsperioden ca. 1,5m zugewachsen. Die Seitentriebe weisen Triebe von etwa einem Meter auf. Der vergleichsweise geringe Stammdickenzuwachs geht also auf den Zuwachs in der Krone, was beabsichtigt war.

Spontane Stammknospen

Im Sommer 1999 und 2000 sind von der Gärtnerklasse des Berufsbildungswerkes Stendal die spontanen Stammknospen sorgfältig ausgebrochen worden. Trotzdem ist die Stammknospenbildung weiterhin virulent, weil die Stämme offenbar als Heister erzogen und erst kurz vor dem Verkauf als Hochstämme aufgeastet wurden und aus zwei Meter 'Prinzenrolle' (s. Hülbusch, K.H. 1996: 165) bestehen, bei der jede Schnittstelle kontinuierlich spontane Stammknospen nachliefert. Erfahrungsgemäß haben wir dafür keine Prognose zur Hand, so dass wir nur eine Erprobung empfehlen können:

- Einmal an Baum 13 jetzt (Nov./Dez. 2000) die alten Aufastungsstellen mit einer Wurzelbürste (oder Drahtbürste) entknospen.

Zum Vergleich am Baum 14 im März/April die alten Aufastungsstellen am Stamm ebenfalls mit einer Wurzel- oder Drahtbürste entknospen.

- Zum anderen an Baum 16 jetzt (Nov./Dez.) die alten Aufastungsstellen so mit der Hippe abschneiden, dass alle Knospen entnommen sind, eine neue Kallusbildung angeregt wird und eventuell auftretende spontane Knospen während der Vegetationsperiode 2001 ausgebrochen werden.

Dieselbe Übung wird an einem weiteren Baum im März/April 2001 durchgeführt.

Vorsichtig prognostiziert würden wir voraussagen, dass die Wurzelbürste im Herbst und der Nachschnitt im Frühjahr erfolgversprechender ist und leichter nachgearbeitet werden kann.

Weitere Aufastungen

Die Bäume, die nach dem Kartierergebnis vom 6.12.1999 im März 2000 um 2 Äste aufgeastet wurden - '2 Äste abnehmen' - sollten im März 2001 weiter um zwei (bis drei) Äste aufgeastet werden. Diese vorwüchsigen (protzigen) Bäume mit steil ansetzenden Starkästen müssen möglichst bald auf den endgültigen Kronenansatz aufgeastet werden. Auch jetzt schon werden die Schnittstellen relativ groß. Diese Bäume erreichen zuerst das Stadium der Fertigstellung, nach der die Aufastung abgeschlossen und die kontinuierliche Pflege auf gelegentliche selektive Arbeiten eingeschränkt wird. Wenn eine Entscheidung für Kastenlinden, eine Cordon-Erziehung oder Kopfbäume getroffen wird, müssen die mitgebrachten Wüchsigkeitsunterschiede bedacht werden, weil z.B. bei Kastenlinden die Protzen immer mehr Schnitтарbeit erfordern als die schwachwüchsigen Bäume. Die Erscheinung wird deshalb immer inhomogen sein. Bei der Verwendung einer einheitlichen, vegetativ vermehrten Herkunft, die zur Pflanzung hätte berücksichtigt werden müssen, wären - abgesehen von den Folgen einer bestimmten Erziehung für die Pflege und die erforderlichen Arbeitsmengen - die Überlegungen hinsichtlich Kastenbaum versus Kronenbaum, was die materielle Voraussetzung angeht, offener und leichter.

Resümee II

Aufastungen und Leittriebförderung, handwerklich solide durchgeführt, haben die Prognose bewährt. Die Vitalität der Bäume ist am üppigen Leittrieb- und Triebwachstum, dem Dickenwachstum der Stämme, der guten Kallusbildung ohne spontane Austriebe an den Aufastungen vom März 1999 und 2000 und dem Rückgang der Blüten- und Fruchtbildung sowie einer Belaubung, die erst spät von der Kronenspitze ausgehend abgeworfen wird, zu erkennen.

Literatur

- AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.)** (1997): Notizbuch der Kasseler Schule 48 'Muttheorie gegen Zumutungen'. Kassel.
- Alain** (1912/1985): Spielregeln der Kunst. Frankfurt a. M.
- Auerswald, B. & Hülbusch, K.H.** (1996): Hoch aufasten hilft evtl. bei zu tiefer Pflanzung. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'Stadtbaum-Schule': 196-198. Kassel.
- Berger, P.L. & Kellner, H.** (1984): Für eine neue Soziologie. Frankfurt a.M.
- Bergfleth, G.** (1985): Theorie der Verschwendung. München.
- Böse, H. et al.** (1981): Untersuchung zur Bundesgartenschau Frankfurt 1989. Selbstverlag. Kassel.
- Böse, H.** (1986/1989): Vorbilder Statt Leitbilder. In: n: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 10 'Nachlese Freiraumplanung': 106-114. Kassel.
- Böse-Vetter, H. & Hülbusch, K.H.** (1996): Und was sagt Leberecht Migge zu den Bäumen. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 112-117. Kassel.
- Burg, B. & Granda Alonso, E.M^a.** (1996): Bäume pflanzen allein genügt nicht. Gutachten zum Pflegezustand der 700 Eichen von Joseph Beuys. unveröff. Studie. Kassel.
- Burg, B. & Hülbusch, K.H.** (1996): Das Dickenwachstum junger Stadtbäume am Beispiel der Platanen in der Kasseler Diakonissenstraße. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 38 der Kasseler Schule 'StadtbaumSchule': 202-205. Kassel.
- Dewey, J.** (1934/1988): Kunst als Erfahrung. Frankfurt a. M.
- Giono, J.** (1963/1989): Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt a.M.
- Gleissner, P.** (1995): Sichtkontrolle und Vitalitätsbeurteilung von Laubbäumen mit Verzweigungsmustern. In: Stadt und Grün (12): 849-855.
- Gleissner, P.** (1996): Sichtkontrolle und Vitalitätsbeurteilung von Laubbäumen mit Verzweigungsmustern. In: Stadt und Grün (2): 119-121.
- Granda Alonso, E.M^a** (1996a): Wie wachsen Bäume ins Holz. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 17-47. Kassel.
- Granda Alonso, E.Ma** (1996b): Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 64-110. Kassel.
- Granda Alonso, E.M^a & Hülbusch, K.H.** (1996): Bäume in der Stadt. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 38 der Kasseler Schule 'StadtbaumSchule': 232-247. Kassel.
- Hard, G. & Pirner, J.** (1985): Stadtvegetation und Freiraumplanung. Osnabrücker Studien zur Geographie 7. Osnabrück.
- Hülbusch, K.H.** (1996): Dreimal aufgeastet - und noch zu kurz. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 165-168. Kassel.

- Hülbusch, K.H.** (1996): Spontane Stammaustriebe - na und! In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 198-199. Kassel.
- Hülbusch, K.H. & Theiling, C.** (1994): Beweissicherungsgutachten zum Zustand der Birkenhochstamm-pflanzung auf dem Friedhof Achim-Bierden im Auftrag des Amtsgerichts Achim. Manuskript. Kassel/Bremen.
- Kuhle, D.** (1999): Kranken-'Haus'?! n: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 54 'Gute Baugründe': 104-161. Kassel.
- Lechenmayr, H., et al.** (1996): Reminiszenzen zum Pflanzschnitt. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 2249-252. Kassel.
- Mehli, R.** (1992): Das Leitbild 'Landschaft'. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 26 'Reise oder Tour?': 128-156. Kassel.
- Moes, G.** (1996): Von großen zu kleinen Bäumen. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 118-129. Kassel.
- Pirsig, R.M.** (1978): Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten. Frankfurt a.M.
- Protze, K.** (1996): Tiefe Bäume stehen kurz. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 192-194. Kassel.
- Schürmeyer, B.** (1996): Arkadien an der Fulda - Wie aus dem Schneitelbaum ein Hochstammspalier wird. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule 38 'StadtbaumSchule': 130-134. Kassel.

Inhalt:

<u>Nachtragende Fertigstellungspflege</u>	228
Beweissicherung und Erfolgsprüfung	229
Die Ökonomie des Auftrags	230
Auftragsthesen	230
Gutachten	232
Voraussetzungen	233
Die Aufgabe des Gutachtens	234
Die Erziehung von Kastenlinden	235
Kopfbaum oder Kronenbaum	236
Zur Tabelle	238
Abschluß und Rechnung für das Gutachten	240
Auftragsmodifizierung: weitere Arbeitsschritte	242
Die Sommerkartierung	242
Die Spätherbstkartierung	246
Ergänzungen und Gedanken nach Fertigstellung des Gutachtens	249
Vergleich: Dezember- Maikartierung	249
Regeln	251
Resümee	251
Lehrzweckshalber	254
Resümee II	256
Literatur	256

Notizbücher der Kasseler Schule

- 1 Scholz, N.: Über den Umgang mit Bäumen. 1985/91
- 2 Krautern mit Unkraut. Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987/91
- 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987
- 4 Krahe, G.: 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. 1987
- 5 Bartung, L.: Ein alter Hut - Die bio-ökologische Stadtgrünpflege. 1987/93
- 6 Disziplingeschichte der Freiraumplanung / Landschaftsbildanalyse. 1987/96
- 7 Krahe, G.: Träume von Säumen. Gimbel, G., Hennen, R.: Kasseler Kalkschotterdecken. 1988/92
- 8 Harenburg, B.: Mietergärten - Sind Zufälle planbar? 1988/92
- 9 Der Paxisschock - Von fertigen Umwegen und unfertigen wegen. 1988
- 10 Nachlese Freiraumplanung. 1989/91
- 11 Sauerwein, B.: Die Vegetation der Stadt. Ein Literaturführer. 1989/90
- 12 Heinemann, G.; Pommerening, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. 1989/94
- 13 Stolzenburg, J.: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. 1989
- 14 Sauerwein, B.: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. 1989
- 15 Schneider, G.: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. 1989
- 16 Planen für die Wechselfälle des Lebens. "Junggesellenkultur". 1990/1993
- 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. 1990
- 18 Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. 1990/96
- 19 Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? / und: Freiraum an Schulen. 1990
- 20 Ein Stück Landschaft - Kompaktseminar Miltenberg/M. 1991
- 21 Sommer '89' - 'Prüfungsreden'. 1991
- 22 Der ideale Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze, B., Trust, H., Helmrich, B., Rühling, S. 1991
- 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie u. Organisation. Beiträge von: Harenburg, Wannags, u.a. 1991
- 24 Der Landschaftsplan für die Stadt. und: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. 1992
- 25 Worswede und umzu. 1991
- 26 Reise oder Tour? Mit Arbeiten von: Appel, A., Mehli, R., Scheidel, W. 1992
- 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, T., Grundler, H., Lührs, H., Meermeier, D. 1993
- 28 Die 'Freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Schürmeyer, Vetter, Boss, Granda Alonso, u.a. 1993
- 29 Gut gesät. Beiträge von: Auerswald, B., Hülbusch, K. H., Lechenmayer, B., Zollinger, R. u.a. 1993
- 30 Prüfungsreden '91/92. 1993
- 31 Pater Rourke's semiotisches Viereck - Acht vegetationskundliche Beiträge. 1993
- 32 Lührs, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. 1994
- 33 Vom Regen in die Traufe: Verwendung d. Niederschlagswassers. Biomüllkompostierung? ...1994
- 34 Pflege-Fälle. Mit Beiträgen von: Hülbusch, Lührs, Schwarze, Protze, Knittel, u.a. 1994
- 35 SchauDerGärten - Nachlese zu Gartenschaukritik. 1995
- 36 Alles Quecke. Mit Beiträgen von: Bauer, I., Gehlken, B., Ledermann, B. 1995
- 37 Blockrand und Stadtrand. Beiträge von: Moes, Theiling, Mehli, Möller, Schneider, Bekeszus, u.a. 1995
- 38 StadtBaumschule - 'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume'. 1996
- 39 Himmel und Hölle. Mit Beiträgen von: Hohagen, Annette; Hülbusch, Katharina u. a.. 1996
- 40 Freiraum und Vegetation. Festschrift zum 60. Geburtstag von K. H. Hülbusch. 1996
- 41 Ney, S.: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. 1996
- 42 Land und Lüge - Geschichten zur Landschaft. 1996
- 43 Greeneveld, S.: Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte. 1996
- 44 Bremer-Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhuisstadt 1997
- 45 Zwei Spaziergänge zu '7000n Eichen' von Joseph Beuys. 1997
- 46 Das Maß der Dinge; Prüfungsreden drei. 1997
- 47 „Ich gehe raus ... und bin doch zu Haus“ und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. 1997
- 48 Muttheorie gegen Zumutungen. Beiträge von Ameise, Appel, Dessine, u.a. . 1997
- 49 Hard, G.: Ruderalvegetation. 1998
- 50 Notizbuch. 1998
- 51 Buchstützen; Bibliographien zu den Notizbüchern, zu studentischen Arbeiten, zum Grünland. 1999
- 52 Gagel, Speik und Wegerich; Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. 1999
- 53 Alle reden vom Land und andere Texte von und mit Karl Heinrich Hülbusch. 1999
- 54 Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Stadt-, Bau-, Freiraumstruktur. 1999
- 55 In guter Gesellschaft. Beiträge zur Pflanzensoziologie, Landschafts- und Vegetationskunde. 2000
- 56 Die Boden-Rente ist sicher. Beiträge zur Organisation des Bau-, Freiraum-,Siedlungsgrundrisses. 2000
- 57 Der Gartenbau in 4 Abteilungen – oder Die Haus – Gemüse - Wirtschaft. 2001
- 58 „Licht und Schatten“ - Herstellungsplanung. 2004
- 59 Über kurz oder lang (Über Promenaden, Friedhöfe, Gesicht und Landschaft) 2002
- 60 Die Paletten der Pflanzenfarben. –Alle Pflanzen färben irgendwie gelb- . 2002
- 61 Wer lehrt lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren. Red.: K.H.Hülbusch, H.Troll. 2003
- 62 Anthropogene Vegetation, Red.: E.-J. Klauack. 2003
- 63 Von der Klassenfahrt..... Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme u. Oste. 2003
- 64 Von 'Gemeinen Hufen' Red.: B.Gehlken, K.H.Hülbusch. 2003
- 65 E.-J. Klauack: Gartenflora. -Bestimmungsschlüssel für einkeimblättrige Gartenpflanzen- . 2003

" Jedoch das Werk war
vollbracht, die Geldmittel
waren verbraten,
beträchtliche

A. Camus

"Weniger aus
Verschwendungssucht
will mir scheinen, als aus
einer besonderen Art von
Sparsamkeit: ich geize mit
jener Freiheit, die verloren geht,
sobald der Überfluß an gutem beginnt.
Der größte Luxus hat in meinen Augen nie
aufgehört, eins zu sein mit einer gewissen
Blöße."

Summen sogar,
etwas zu ändern
war bereits
unmöglich.

V. Rasputin
1976

1958 'Licht und Schatten'